Neues vom heutigen Deutsch

INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Jahrbuch 2018

Redaktion

Dr. Anja Steinhauer, Joachim Hohwieler

Neues vom heutigen Deutsch

Empirisch – methodisch – theoretisch

Herausgegeben von
Ludwig M. Eichinger und Albrecht Plewnia

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-062065-8

e-ISBN (PDF) 978-3-11-062259-1

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-062075-7

ISSN 0537-7900

Library of Congress Control Number: 2018967886

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz und Layout: Joachim Hohwieler, Annett Patzschewitz

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort

Die 54. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache (IDS), die 2018 stattgefunden hat, war zugleich auch die 16., die unter der Leitung des bisherigen Direktors des Instituts durchgeführt worden ist. Nach knapp 16 Jahren in diesem Amt ist Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger im Sommer des Jahres dieser Tagung in den Ruhestand eingetreten. Die letzte Tagung unter seiner Leitung war auch seine Tagung – Idee und Umsetzung sind sein Abschiedsgeschenk an das IDS und die gesamte germanistische Linguistik. Aus diesem Grund bietet der vorliegende Band nicht nur einen Überblick über das heutige Deutsch, sondern ist zugleich auch eine Summe der Schwerpunkte und Interessen Ludwig Eichingers langjähriger Tätigkeit am IDS. Die Entwicklung des Tagungsthemas, die Konzeption der Struktur und die Auswahl der Beiträgerinnen und Beiträger erfolgte auf der Grundlage eines in diesen vielen Jahren aufgebauten Erfahrungsschatzes, sodass nicht nur die einzelnen Beiträge, sondern auch ihre Komposition zu einem Ganzen als eine Aussage zur deutschen Sprache und ihrer Erforschung gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts gelesen werden können.

Wie viel das IDS Ludwig Eichinger zu verdanken hat, zeigt sich nicht nur beim Blick in die Jahresberichte des Instituts, nicht nur in dem internationalen Netzwerk, das sich Jahr für Jahr in Mannheim zusammenfindet, nicht nur in der heutigen Größe des Instituts oder seinen vielen und vielgestaltigen Forschungsleistungen. Es zeigt sich auch in dem Spektrum der Beiträge des Jahrbuchs 2018 selbst. Die Erfassung der regiolektalen Varianz des Deutschen, Erhebungen zur Situation des Niederdeutschen, Untersuchungen zu Spracheinstellungen in Deutschland oder die ausgeprägte korpuslinguistische Ausrichtung vieler Beiträge kennzeichnen Bereiche, die in den vergangenen Jahren aufgebaut und gefördert wurden. Viele weitere Forschungsthemen des Instituts wären zu nennen. Die Beiträge der sogenannten Methodenmesse spiegeln überdies das Interesse Ludwig Eichingers an der infrastrukturellen Seite der Sprachforschung wider, das unter seiner Leitung neue Forschungsbereiche hervorgebracht hat, die sich auch in der heutigen Gliederung der IDS wiederfinden.

Ich danke Ludwig Eichinger für die vielen guten Jahre, in denen sich das IDS so erfolgreich entwickeln konnte, und für die vielen Jahrestagungen, die unter seiner Leitung durchgeführt wurden. Das Jahrbuch 2018 dokumentiert die letzte in dieser langen Kette intensiver fachwissenschaftlicher Diskussionen in Mannheim, die das Fach geprägt und mit dem Namen Ludwig Eichinger unauflöslich verwoben haben.

Henning Lobin
Institut für Deutsche Sprache
Der Direktor

Inhalt

Ludwig M. Eichinger

Einführung: Vom Wert neuer Erfahrungen — XI

Wolf Peter Klein

Prospektive Sprachbetrachtung. Formen und Funktionen aufklärender Sprachkonsultation — 1

Damaris Nübling

Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale — 19

Stefan Kleiner

Die Neuauflage des Duden-Aussprachewörterbuchs – Allgemeine Neuerungen und Umsetzung empirischer Erkenntnisse aus dem Korpus „Deutsch heute“ — 59

Arne Zeschel/Fabian Brackhane/Ralf Knöbl

Reanalyse und phonetische Reduktion pragmatischer Marker mit *sagen* — 81

Ingrid Schröder

Sprachbiografie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt? — 99

Monika Dannerer

Die Universität als Vorbild/Spiegelbild/Zerrbild für Spracheinstellungen und Sprachgebrauch heute? — 121

Astrid Adler/Albrecht Plewnia

Die Macht der großen Zahlen. Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland — 141

Stefan J. Schierholz

Brauchen wir noch Wörterbücher? Ja! Aber welche? — 163

Alexander Koplenig/Carolin Müller-Spitzer/Sascha Wolfer

Wortschatzwandel im „Spiegel“ — 199

Angelika Storrer

Text und Interaktion im Internet — 221

Konstanze Marx

**Von #Gänsehaut bis #esreicht – Wie lässt sich ein Territorium neuer
Sagbarkeit konturieren? Ein phänomenologischer Zugang — 245**

Vilmos Ágel

**Grammatische Textanalyse (GTA) – eine deszendente Syntax des
Deutschen — 265**

Felix Bildhauer/Eric Fuß/Sandra Hansen-Morath/Franziska Münzberg
**Starke und schwache Adjektivflexion in neuem korpuslinguistischen
Licht — 293**

Robert Dorschel/Jutta Allmendinger

Über die sozialen Fesseln unserer Sprache — 313

Methodenmesse

Roland Kehrein

Regionalsprache.de (REDE) – das REDE SprachGIS — 327

Stephan Elspaß/Christa Dürscheid/Arne Ziegler

**„Variantengrammatik des Standarddeutschen“ – das neue Online-
Nachschlagewerk zur arealen Variation in der Grammatik des Deutschen — 331**

Alexandra N. Lenz

Der SFB „Deutsch in Österreich. Variation – Kontakt – Perzeption“ — 335

Hagen Hirschmann/Andreas Nolda

Dulko – auf dem Weg zu einem deutsch-ungarischen Lernerkorpus — 339

Andreas Witt

**Leibniz-WissenschaftsCampus „Empirical Linguistics & Computational
Language Modeling (LiMo)“ — 343**

Marc Kupietz/Nils Diewald/Eliza Margaretha/Franck Bodmer/
Helge Stallkamp/Peter Harders
Neues von KorAP — 345

Thomas Schmidt/Joachim Gasch/Julia Kaiser
DGD – die Datenbank für Gesprochenes Deutsch — 351

Annette Klosa-Kückelhaus
Neuer Wortschatz — 355

Laura Herzberg/Antje Nolting/Denkwerk-Team
Denktionary – das wikibasierte Wörterbuch des Denkwerk-Projektes — 359

Andrea Abel/Jennifer-Carmen Frey/Aivars Glaznieks/Maja Linthe/
Carolyn Müller-Spitzer/Angelika Storrer/Sascha Wolfer
Wie misst man Textqualität im digitalen Zeitalter? (MIT.Qualität) — 361

Ludwig M. Eichinger (Mannheim)

Einführung: Vom Wert neuer Erfahrungen

Man muß etwas Neues machen um etwas Neues zu sehen.
(Georg Christoph Lichtenberg 1991, Sudelbücher III)

1 Der organisatorische Rahmen

Die 54. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) hat in diesem Jahr nach einigen Jahren, in denen spezifischere Themen des fachlichen Diskurses behandelt wurden, einen resümierenden Blick auf die deutsche Sprache und die Ergebnisse ihrer Untersuchung unternommen. In den letzten Jahren war es um die Einbindung des Sprechens in Praktiken gegangen, dann um die Bedeutung und den Umfang der grammatischen Variation im Bereich der standardnahen Sprache und zuletzt um eine erneuerte Theorie des Lexikons. Erkennbar bezogen sich diese Themen auf die Aufgaben der Forschungsabteilungen Pragmatik, Grammatik und Lexik des IDS.

Der Zuschnitt der in diesem Band dokumentierten Tagung ist von anderer Art. Im Kern liegt dem ganzen Vorhaben die Frage zugrunde, was sich nach einigen Jahrzehnten linguistischer Forschung zum Deutschen Neues berichten ließe. In dieser Frage mischen sich zweifellos unentwirrbar methodische Herausforderungen mit empirischen Funden und Befunden. Das ist sicher besonders wahr unter den erweiterten, aber daher auch erst allmählich erkannten Bedingungen der elektronisch basierten Forschung auf der Basis großer Datenmengen, wie sie in Korpora der verschiedensten Art versammelt sind. Gerade dieser Aspekt der Materialität der Forschung fordert zudem zu Überlegungen über theoretische Annahmen heraus. In diesem Sinn sind die Beiträge in diesem Band dem relativ Neuen, seiner Untersuchung und seiner fachlichen Verortung gewidmet, in unterschiedlicher Betonung der empirischen, der methodischen und der theoretischen Sichtweisen. Gleichzeitig führt der Weg der Beiträge durch verschiedene Ebenen der linguistischen Beschreibung wie auf unterschiedliche Meta-Ebenen.

2 Strukturen und Gebräuche

Vielfach ist es bei einer so traditionsreichen Wissenschaft wie der Sprachwissenschaft der neue Blick, der das Neue schafft. Worauf sich der neue Blick richtet,

das kann ganz unterschiedlich sein, es gibt verschiedene Seiten der Frage, wie eine Sprache das leistet, was man jeweils und unter wechselnden Bedingungen von ihr erwartet. Das mag ein Blick auf die dem struktural geschulten Sprachwissenschaftler möglicherweise am nächsten liegende Ebene der formalen Möglichkeiten der Grammatik und Lexik sein, es mag aber auch um die Einbettung in praktische Zusammenhänge gehen, und der Blick mag sich darauf richten, wie man die Dinge im Deutschen sagt, vielleicht in angemessener Weise sagt, also auf die Frage der Normen von Sprache und interaktionalem Umgang. Allerdings leben wir offenbar in sprachlichen Zeiten, in denen allerlei richtig neue Dinge im Feld der Interaktion auftauchen, die Digitalisierung hat jetzt schon viele praktische Folgen und lässt weitgehende grundsätzliche Änderungen erwarten, und sie hat zudem das sprachwissenschaftliche Forschen in den letzten Jahren ganz grundsätzlich verändert. Aber selbst hier sind die objektiven Veränderungen nicht unabhängig von den Einschätzungen, wie man auf die gegebene neue Situation sprachlich angemessen reagieren soll.

3 Bedingungen von Variation

Erkennbare Veränderungen und ihre Einschätzung, das ist eine Beziehung, bei der die sprachwissenschaftliche Feststellung und die öffentliche Bewertung häufig nicht ganz konfliktfrei aufeinandertreffen. Schwankungen und Veränderungen im Gebrauch kann man zweifellos wissenschaftlich beschreiben, der Rat an den Sprecher oder Schreiber, wie man im Deutschen etwas „richtig“, „angemessen“ oder „passend“ ausdrücke, steht einerseits zweifellos nicht im Zentrum des linguistischen Interesses, andererseits ist es auch eine Frage nach einem Konzept von Norm, also im Kern von Standardsprachlichkeit, die hinter den angedeuteten divergenten Vorstellungen steht.

Wenn Variation und Veränderung die Bandbreite standardgemäßen Sprechens und Schreibens prägen, muss der Gebrauch der Sprache – in unserem Fall der standardnahen Sprache – und müssen die Bedingungen der Variation ausgeleuchtet werden. Den Gebrauch einer Sprache und somit das Neue an und in ihm zu ermitteln ist mühselig wie alle Empirie. Auch in dieser Hinsicht hat die dramatische Zunahme der Möglichkeiten digitaler Datenbanken und Untersuchungswerkzeuge in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Möglichkeiten geschaffen, den sprachlichen Vorgängen und Gegebenheiten in neuer Weise nachzugehen. Forschung in digitaler Umgebung hat am IDS eine Tradition, die bis in die Anfänge die Instituts zurückreicht; gerade in den letzten Jahren aber haben nicht nur die Korpora geschriebener und gesprochener Sprache eine Größenordnung anderer

Art erreicht, sondern auch die damit verbundenen Mittel und Möglichkeiten der sprachwissenschaftlichen Analyse. Mit dieser Ausweitung hat aber auch die systematische Diskussion um den Status der Ergebnisse und ihrer Begrenzungen an Bedeutung gewonnen. Neu könnte damit auch die Weise der Interpretation solcherart erhobener und aufbereiteter Daten sein.

4 Folgerungen

Das entspricht dann auch noch einer anderen Schichtung, die sich angelehnt an die Überlegungen Charles Taylors in seinem Buch über das „Language Animal“ charakterisieren lässt, auch wenn sie dort möglicherweise etwas stark humboldtianischen Geist atmet. Er trifft dort die Unterscheidung zwischen dem „designativen“ und dem „konstitutiven“ Blick auf die Sprache, von dem es heißt:

In the way we exchange, talk to one another, treat one another, we establish and thus continue or alter the terms of any relationship, what we might call the “footing” on which we stand to each other (Taylor 2016, S. 265 f.)

Die Konventionen des Gebrauchs dienen dazu, das gesellschaftliche Verhalten zu konturieren, uns auch sprachlich wiedererkennbar zu machen. Wenn das so ist, kommt allerdings das, was wir bis dahin erfahren haben und was konventionell in unsere Sprache eingebaut ist, bei „Neuem“ an seine Grenze. Wenn dieses Neue erscheint, verliert das sprachlich Selbstverständliche seine Selbstverständlichkeit, und dennoch weist die Kenntnis von normativen Erwartungen und ihren Bedingungen den Weg, beziehungsweise mögliche und wahrscheinliche Optionen der Bewältigung von Neuem, selbst im Fall des *opting out* aus den geltenden und als standardnah akzeptierten Übereinkünften.

Mit diesem letzten Gedanken, der auf eine normbewusste Betrachtung sprachlicher Praxis und Planung zielt, befindet man sich an der Stelle, die gerade in ihrem normativen Aspekt dem alltäglichen linguistischen Geschäft eher fernsteht. Es ist in der Regel eher auf das Funktionieren der interaktionellen Apparatur und ihrer Erscheinungen ausgerichtet. Das hat sicher auch einfach damit zu tun, dass es des Blicks auf große Datenmengen zum Erkennen von Mustern und Bedingungen des Möglichen und Wahrscheinlichen bedarf. Der ist aber jetzt doch viel einfacher zu erlangen. Nun ist es aber durchaus so, dass es hinreichend Anlass gibt, darüber nachzudenken, ob man bei dem vielen Neuen, das die Linguistik weiß, Antworten und Hinweise zu den Bedingungen des Gebrauchs erwarten kann, auch wenn sie, was ihre Geltung angeht, durch mancherlei Konditionalität geprägt sein mögen.

5 Das Programm

5.1 Erweiterungen: Prospektion, Gender, Gebrauch und Gebrauchsstandard

An Überlegungen dieser Art schließen die ersten Beiträge dieses Bandes unmittelbar an. In ihnen spielt das Verhältnis der Sprachwissenschaft zu den sprachlichen Handlungsräumen der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen eine zentrale Rolle. So entwirft **Wolf Peter Klein** den Rahmen einer der sprachlichen Zukunft zugewandten Sprachwissenschaft, die aufgrund des vielfältigen Wissens der Sprachwissenschaft über die Komplexität und Leistungsfähigkeit einer Sprache vom Entwicklungszustand des Deutschen prospektiv tätig werden kann. Die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse über die komplexe Variationsvielfalt des Deutschen, die gleichzeitig seine große Leistungsfähigkeit ermögliche, könnten in Interaktion mit den Bedürfnissen der Sprecherinnen und Sprecher zur Modellierung möglicher Zukünfte mit ihren erwartbaren normativen Folgerungen genutzt werden. Die so angestrebte aufgeklärte Sprachkonsultation wird in dem Beitrag nach der Entfaltung des Konzepts auf allen Ebenen (makro-, meso- und mikroprospektivisch) in mikroprospektivischer, also auf die Handlungsoptionen der einzelnen Sprecherinnen und Sprecher bezogener Weise konkret entfaltet. Ein formal-funktionalisiert erscheinender Systemausschnitt, die deutsche Nominalflexion mit ihren Flexionsklassen und ihrer Genusverteilung, zeigt bei dem neuen Blick, den **Damaris Nübling** darauf wirft, dass auch in diesem grammatischen Kern die Kategorie Gender neues Licht auf die Verhältnisse von Flexionsklassen und Genus-Sexu-Zuordnungen wirft. So erscheint die Genus-Zuordnung bei Personenbezeichnungen eben doch – nicht zuletzt bei dem doch nicht so neutral erscheinenden Neutrum – geschlechtsbezogene Einschätzungen und soziale Kategorisierungen zu reflektieren. In dem historischen Blick, den sie auf die Daten wirft, zeigt sich, dass das sogar die Zuordnung von Flexionsklassen nicht unberührt lässt und dass man auf diesem Weg manche Verschiebung der Verhältnisse nicht nur erklären kann, sondern dass sich in diesem Bereich aufgrund veränderter gesellschaftlicher Einschätzungen und folgender Handlungsweisen Verschiebungen ergeben haben. Dass Veränderungen, die auf die Kategorie Gender reflektieren, möglich sind, wird dann jedenfalls an dem weiteren behandelten Beispiel, der Reihenfolge in festen syntaktischen Formeln doppelgeschlechtlicher Nennung unmittelbar sichtbar.

Die zwei Beiträge aus den Forschungen des IDS zu Fragen des gesprochenen Deutsch lassen sich jeweils an die in den beiden erstgenannten Beiträgen entwickelten Denkfiguren anschließen – und zeugen zudem vom Nutzen der nunmehr am Haus erstellten großen Datenmengen auch gesprochener Sprache für die Be-

urteilung, sei es von der Adäquatheit von Gebräuchen, sei es von der Entwicklung und Funktion von Elementen. In **Stefan Kleiners** Beitrag wird dargelegt, wie durch die gründliche und bedachtsame Untersuchung der Daten des Korpus „Deutsch heute“ des Projekts „Gesprochenes Deutsch“ die Bandbreite eines Gebrauchsstandards für die standardsprachliche Aussprache unter den Bedingungen verbreiteten Gebrauchs standardnaher Formen – was immer das für die Orientierung im Raum des Gesprochenen im Unterschied zur schriftsprachlichen Fixierung heißt – ermittelt und beschrieben wurde. Dieser Gebrauchsstandard fand dann Eingang in die aktuelle Auflage des Aussprache-Dudens. An so einem Ort und mit diesem neuen Konzept können sich die Sprechenden mit ihren Fragen abgeholt fühlen. In anderer Weise geht der Beitrag von **Arne Zeschel, Fabian Brackhane** und **Ralf Knöbl** an eine spezifische Entwicklung im gesprochenen Deutsch heran. In seiner methodischen Herangehensweise ermittelt er nicht nur für den behandelten konkreten Fall Neues für die Erforschung typisch gesprochen-sprachlicher Merkmale und Strategien. Konkret geht es darum, im Umfeld von Konstruktionen mit dem Verb *sagen* die strukturellen Eigenheiten und Funktionen eines formal als Reduktionsform – entweder zu *ich sage mal* oder zu *sagen wir mal* – verstehbaren Diskursmarkers (etwa: ['zəmɐ]) zu erkennen und zu beschreiben. Besonders klar wird in diesem Beitrag, dass es der verschiedenen Komponenten bedarf, einer einigermaßen breiten Datenbasis und der Werkzeuge, um überhaupt das gesamte konstruktionselle Umfeld auszuleuchten und dann die Verwendungstypen einer genauen phonetischen Analyse unterziehen zu können sowie die Funktionen in den Gebrauchskontexten zu eruieren und zu beschreiben. Das führt zu Ergebnissen, die jedenfalls für eine funktionale Eigenständigkeit des in Kurzform auftretenden Markers sprechen.

5.2 Neuordnung: Einstellungen zur Vielfalt

Auch im nächsten Block von Beiträgen rahmen zwei Fallstudien zum Zusammenhang von variierendem Sprachgebrauch, der zugehörigen Selbst- und Fremdeinschätzung, Identität und der Rolle von sprachlicher Erinnerung einen Beitrag aus dem IDS über den Wert von entsprechenden Makrostudien.

Die Fallstudien beleuchten, vom Norden und Süden des Sprachgebiets kommend, die Bandbreite der mentalen und realen Existenz eines traditionellen Merkmals des Deutschen, der regionalen Differenzierung des vorfindlichen sprachlichen Spektrums mit ihrer unterschiedlichen Ausgestaltung. **Ingrid Schröder** berichtet von einem Projekt, in dem dem Verhältnis zur Regionalsprache Niederdeutsch in der Großstadt Hamburg nachgegangen wurde. Ausgegangen wird dabei von der Differenz zwischen dem beobachteten Rückgang des Gebrauchs

des Niederdeutschen in der Stadt und der damit verbundenen Einschätzung als einer Erscheinung, die sich (allenfalls) in ländlicher Umgebung finde, zu dem Tatbestand, dass das Niederdeutsche in vielerlei Kontexten als Bestandteil einer hamburgischen Identität präsentiert wird. Der vorgestellte Ausschnitt der Studie bezieht sich auf die Ergebnisse biografischer Interviews mit „niederdeutschaffinen“ Personen, die auf jeden Fall eine passive und in gewissem Umfang auch aktive Kompetenz in dieser Sprache nachweisen konnten. Als Ergebnis der in den Interviews aufscheinenden Narrationen ergibt sich eine zentrale Erzählung, in der Niederdeutsch/Plattdeutsch mit dem Hafen und der Arbeit im Hafen verbunden wird und in der der Hafen andererseits von zentralem symbolischem Wert für die Stadt ist. Diese Beziehung wird hergestellt, wiewohl die Sprechenden klarmachen, dass der reale Gebrauch des Plattdeutschen auch dort eine Erscheinung der Vergangenheit ist. **Monika Dannerer** beschreibt den Umgang mit der sprachlichen Schichtung zwischen Standarddeutsch und den vorfindlichen Regiolektten bzw. Dialekten am Beispiel des Sprachgebrauchs und der Spracheinstellungen im universitären Sprachgebrauch. Untersucht wurde das an der Universität Salzburg, und zwar bei den Gruppen der Lehrenden, der Studierenden und bei der Verwaltung. Klar wird, dass die drei Kategoriengruppen der regionalen Herkunft, der Muttersprache und dann auch die Fakultätszugehörigkeit bei den Einstellungen – und logischerweise beim Gebrauch – eine Rolle spielen. Herkunft und in gewissem Umfang die Muttersprache prägen schon die Einschätzung, was regional („Plurizentrik“) Standard ist bzw. wie Informalität und Regionalität miteinander korreliert sind. Die deutliche Befürwortung standardnaher Sprechweisen in offiziellen und formaleren Kontexten wird ergänzt durch eine positive Bewertung von regionalen Sprachformen im Alltag. **Astrid Adler** und **Albrecht Plewnia** berichten von Ergebnissen der Forschungen zu Spracheinstellungen am IDS, die sich auf Repräsentativerhebungen stützen und damit bei aller methodischen Vorsicht eine großräumigere Generalisierung erlauben, was an drei Exempeln dargestellt wird. Beim ersten Fall werden die Ergebnisse zur Einschätzung des Standarddeutschen, zweier „typischer“ Dialekte (Bayrisch [sic!], Sächsisch) und des Niederdeutschen präsentiert und ihre Verlässlichkeit in einer „Kleindiachronie“ vorgeführt, dazu die Notwendigkeit der Subdifferenzierung. Im zweiten Beispiel wird auf die Differenz zwischen der erfragten Auswahl einer Option, der Einschätzung in verschiedenen Altersgruppen und dem in Korpora dokumentierten Gebrauch bei einem bestimmten Fall des Genders eingegangen. Im dritten Fall wird gezeigt, wie sich aufgrund der in den IDS-Untersuchungen ermittelten Daten Mängel in der neu aufgenommenen Sprachenfrage des Mikrozensus nachweisen lassen.

5.3 Umbruch: Digitale (und traditionelle) Welten

Die folgenden Beiträge thematisieren in unterschiedlicher Weise Folgen des geschehenen und geschehenden Umbruchs in digitalen Umgebungen. Das zeigt sich an dem Beitrag von **Stefan Schierholz** schon am Titel „Brauchen wir noch Wörterbücher? Ja! Aber welche?“, der erkennbar in gewissem Sinn eine Diskussion fortsetzt, die von Wolfgang Klein auf der Jubiläumsjahrestagung 2014 unter dem Titel „Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch“ angestoßen wurde (Klein 2015). Schierholz betont dagegen die Bedeutung der Existenz und Erstellung von Wörterbüchern, also lexikografische Praxis auf der Basis der existierenden, auch kritischen, Wörterbuchforschung. Auf der Basis entsprechender Theorien der lexikografischen Praxis werden einerseits die Vorzüge einer solcherart basierten lexikografischen Praxis betont, für die es auf der Ebene der Printwörterbücher auch gute Beispiele gebe, die auch ihren Raum hätten. Exemplarisch wird dann die aktuelle Praxis der Internetlexikografie im Hinblick auf die Erfüllung entsprechender Kriterien ebenso wie auf das Ausspielen der Vorteile dieses Präsentationstyps hin im Wesentlichen am Beispiel des DWDS kritisch durchgesehen. Der zweite Beitrag zum Bereich des Wortschatzes stammt aus den methodischen Projektteilen des Forschungsschwerpunkts „Dynamik des Lexikons“. **Alexander Koplenig**, **Carolin Müller-Spitzer** und **Sascha Wolfer** gehen dabei der Frage nach, ob und ggf. wie mit statistischen Methoden auf der Basis gegenwärtig sprachlicher elektronischer Textkorpora kurz- und mittelfristiger lexikalischer Wandel nachweisbar ist. Dazu wird exemplarisch das Korpus der „Spiegel“-Ausgaben von 1947 bis 2016 benutzt; nach einer exemplarischen Einführung am Beispiel des Protestdiskurses der 1960er-Jahre werden die spezifischen Probleme solcher Analysen im Hinblick auf die Variationshäufigkeit im Bereich häufiger und seltener Wörter diskutiert, um dann die Komplexität von Ähnlichkeitsberechnungen und die Korrelation mit den Korpusgrößen zu diskutieren. Im konkreten Vergleich von Zeitschnitten im Spiegel-Korpus werden die Kautelen aufgeführt, die verhindern sollen, dass man nicht nur misst, was man zu messen intendiert.

Die anderen beiden Beiträge in dieser Gruppe beschäftigen sich unmittelbar mit der Sprache bzw. den Interaktionstypen in der Welt der digitalen Medien, der erste eher aus struktureller, der andere aus interaktionistischer Sicht. **Angelika Storrer** umreißt wesentliche Merkmale nichtlinearer Textstrukturen, wie sie für die hypertextuelle Welt charakteristisch sind; sie sind gekennzeichnet durch Adaptivität an verschiedene Ausgabeformate und Dynamik der Versionierung sowie die Technik der Verlinkung. Diese Bedingungen im Hintergrund der Erstellung von Texten werden an Wikipedia-Artikeln und -diskussionen erläutert, die in ihrem Verhältnis auch das Zusammenwirken von text- und interaktionsorientiertem Schreiben dokumentieren. Die dabei genutzten Strategien werden an der

Nutzung von Verlinkungen und der Konnektoren *weil* sowie *d.h.* und *sprich* in den beiden Texttypen dokumentiert, die vor allem in den Diskussions-Texten spezifische Techniken schriftlicher Einbettung in interaktionalen Kontexten, etwa mittels Zeichensetzung, entwickeln. Bei **Konstanze Marx** geht es um eine Interpretation der Erweiterung der „Sagbarkeit“ in den *social media*. Zunächst werden zwei Bereiche und Funktionen dieser Erweiterung aufgewiesen und analysiert, einmal die Erweiterung von Persönlichem und Tabuisiertem (intraterritorial) in eine Öffentlichkeit ohne direkten Adressaten, zum anderen um den inszenierten Tabubruch der *hate speech*, in dem vorgegeben wird, Sachverhalte richtig darzustellen und dabei mit verbalen Grenzüberschreitungen (extraterritorial) in den Raum anderer einzudringen. Unter anderem wird in beiden Fällen die Instrumentalisierung von Hashtags dokumentiert. Die Art und die technischen Bedingungen dieser Arten von Interaktion legen nahe, dass hier die Grenze von Handlung und Zeigen verschwimmt, insofern beim Handeln das Zeigen mitgedacht ist.

In der Tagung schlossen sich an diese Beiträge die zehn Präsentationen der Methodenmesse an, die zu einem größeren Teil digitale Forschungsergebnisse und Werkzeuge vorstellten, daneben auch weitere Projekte zu Variation und zur Dynamik des Wortschatzes. Sie werden am Ende des vorliegenden Bandes dokumentiert.

5.4 Ansätze: Grammatik von oben und von innen – und der Blick von außen

Im ersten der beiden Beiträge zur Grammatik stellt **Vilmos Ágel** mit seiner Grammatischen Textanalyse (GTA) eine deszendente und an funktionalen Einheiten – analog den Satzgliedern einer Satzsyntax – orientierte Syntax vor, deren Grundelement der Text ist, von dem abwärts die Analyse über die Textglieder in den Satz und die Satzglieder sowie in einem weiteren Schritt in die Wortgruppen und die Wortgruppenglieder fortschreitet. Der wesentlich neue Schritt geschieht auf der Textebene und den Textgliedern – auf den anderen beiden Ebenen ist diese Art von Differenzierung auch in einer satzbezogenen Syntax vorhanden. Mit diesem Modell wird nicht zuletzt eine „restefreie“ Analyse ermöglicht, das betrifft schon die Nicht-Satzglieder herkömmlicher syntaktischer Analysen und dann vor allem die nicht satzförmigen bzw. verbaltigen unter den Elementen, die als Textglieder gefasst werden, in diesem Modell Nichtsätze und Kohäsionsglieder. Auf der Satzebene werden dann noch der semantische Wert von Grundstrukturen und die Frage der Dynamisierung von (zu statischen Sätzen führenden) Grundvalenzen diskutiert. Im Beitrag aus dem Projekt „Korpusgrammatik“ des IDS von **Felix Bildhauer**, **Eric Fuß**, **Sandra Hansen-Morath** und **Franziska Münzberg**

geht es in der Sache um die Frage des Auftretens der starken und schwachen Adjektivflexion in verschiedenen Kombinationen in der Nominalgruppe. Gezeigt wird, wie mit für diesen Zweck vielfach ergänzten Korpusdaten eine Basis für die Untersuchung einer von verschiedenen Faktoren bedingten morphologischen Regelung zu finden war. Dabei ergibt sich durch den Einbezug diachroner Daten ein Befund, der Tendenzen eines Sprachwandels hin zu starken Formen erkennen lässt. Die Spannbreite der Konstellationen reicht von der Folge von Determinierer und Adjektiv, bei der immer Wechsellexion gilt, bis zu den Fällen von Adjektivreihungen (orthografisch regelgerecht durch Kommasetzung angedeutet) ohne Determinierer, bei denen die starke Parallelflexion die Regel darstellt. Dazwischen liegen Fälle mit Pronominaladjektiven, bei denen zum Teil die Artikelähnlichkeit des Pronominaladverbs eine Rolle spielt, aber dann insgesamt eben auch eine Tendenz zur starken Doppelflexion.

Abgeschlossen wird der Band durch den sozialwissenschaftlichen Beitrag von **Jutta Allmendinger** und **Robert Dorschel** vom Wissenschaftszentrum Berlin, wie das IDS ein Institut der Leibniz-Gemeinschaft. In ihm setzen sie sich mit den sozialen Folgen der gesellschaftsübergreifenden Online-Kommunikation auseinander. Sie böten sich insofern an, als die aktiv und passiv ohne weitere Hemmnisse zugänglichen Online-Medien in dieser Hinsicht Gleichheit ermöglichen und somit womöglich in der Lage seien, den Zusammenhang von soziokulturellen Faktoren und sprachlichen Fähigkeiten zu mildern. Eine Sichtung entsprechender Einschätzungen in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung führt zu einer Betrachtung im Rahmen des Bourdieu'schen Habitus-Konzepts. Die *social media* scheinen der Ort zu sein, der auch der Sprache der „einfachen Leute“ eine gleichberechtigte Bühne bietet. Allerdings zeigt ein genauerer Blick, dass auch hier der Wechsel zwischen Sprachstilen zum Statuserhalt gehört, sodass sich eine klassen- und milieuübergreifende Kommunikation nicht einfach ergibt, sondern aktiv gesichert werden muss.

6 Schluss

Es ist zunächst von einem sehr erfreulichen Ereignis zu berichten: In jedem dritten Jahr wird auf der Jahrestagung des IDS der Konrad-Duden-Preis, den die Stadt Mannheim gemeinsam mit dem DUDEN-Verlag vergibt, überreicht. So wurde auf der in diesem Band dokumentierten Jahrestagung 2018 des IDS der Konrad-Duden-Preis des Jahres 2017 an Prof. Dr. Christian Fandrych (Universität Leipzig) verliehen. Es mag unter dem Generalthema des Neuen angehen zu vermerken, dass hiermit nach Längerem wieder ein Vertreter der germanistischen Linguistik

im Fach Deutsch als Fremdsprache geehrt wird. Neben der nochmaligen Gratulation für den Preisträger sei der Stadt als verleihender Institution und dem Duden-Verlag als finanziellem Ausstatter des Preises dafür gedankt, dass es dadurch möglich ist, herausragende sprachwissenschaftliche Arbeit in so öffentlich sichtbarer Weise zu würdigen. Gedankt sei auch dem Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, Dr. Peter Kurz, für das Grußwort der Stadt Mannheim bei der letzten von mir als Direktor vor dem Eintritt in den Ruhestand verantworteten Jahrestagung.

Die diesjährige Tagung wurde von mir gemeinsam mit Albrecht Plewnia, der die organisatorische Hauptlast getragen hat, und in Abstimmung mit der bisherigen und mit der neuen Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats, Angelika Linke und Mechthild Habermann, vorbereitet. Wir danken allen Referentinnen und Referenten, dass sie mit ihren Beiträgen zum Erfolg der Tagung beigetragen haben. Gedankt sei hiermit, und nicht zuletzt, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des IDS, die nicht nur in diesem Jahr den freundlich-reibungslosen Ablauf der Veranstaltung gesichert haben.

Literatur

- Klein, Wolfgang (2015): Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch. In: Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014). Berlin/Boston, S. 277–296.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1991): Schriften und Briefe II. München/Wien.
- Taylor, Charles (2016): The language animal. The full shape of the human linguistic capacity. Cambridge, MA/London.

Wolf Peter Klein (Würzburg)

Prospektive Sprachbetrachtung. Formen und Funktionen aufklärender Sprachkonsultation

Abstract: Aufklärende Sprachkonsultation kann profiliert werden, indem man sie als prospektive Sprachbetrachtung konzipiert. Im Aufsatz werden die Ausgangspunkte und Konsequenzen für diese These erläutert. Drei Blickrichtungen lassen sich unterscheiden: Mikro-, Medio- und Makroprospektiven. Die Mikroprospektivität wird in Verbindung mit sprachnormativen Problemen näher in Augenschein genommen. In allen Ausblicken auf die Zukunft spielt die Thematisierung von individuellen oder kollektiven Handlungsspielräumen eine besondere Rolle, um aufklärende Sprachkonsultation zu verwirklichen.

1 Einführendes

Dieser Text soll auf eine besondere Form der Sprachbetrachtung aufmerksam machen. Sie wird hier als „prospektive Sprachbetrachtung“ bezeichnet, also als eine Sprachbetrachtung, die auf die Zukunft gerichtet ist. Prospektive Sprachbetrachtung kann als eine Form aufklärender Sprachkonsultation verstanden werden. Um vor diesem Hintergrund die Stoßrichtung und das Profil prospektiver Sprachbetrachtung zu verdeutlichen, ist es zunächst nötig, etwas weiter auszuholen und einen verallgemeinernden Blick auf die jüngste Geschichte des Deutschen und seine wissenschaftliche Erfassung zu werfen.

2 Variation als Basis von Sprachkonsultation

Die umfangreiche sprachwissenschaftliche Forschung der letzten Jahre lässt sich unter verschiedenen Perspektiven resümieren. Ein Ergebnis liegt dabei sicher auf der Hand: Wir wissen nämlich mittlerweile recht genau, wie varianten- und varietätenreich die deutsche Sprache der Gegenwart ist und wie man diese große Vielfalt beschreiben und erklären kann. Immer wieder hat man die zahlreichen Variationsformen aufgegriffen und als Ausgangspunkte für phonetische, morphologische, syntaktische, lexikalische oder pragmatische Detail-Untersuchungen genommen.

Variationslinguistisch spielen Raum und Zeit eine zentrale Rolle. Die räumliche Komponente manifestiert sich an erster Stelle in der Polyarealität bzw. Plurizentrik des Deutschen. Sie ist im Kern staatlich fundiert. Wegweisend erfasst wird sie im Variantenwörterbuch des Deutschen (Ammon/Bickel/Lenz (Hg.) 2016) und im Projekt der Variantengrammatik des Standarddeutschen (z.B. Dürscheid/Elspaß 2017).¹ Darüber hinaus ist der diatopische Zuschnitt der Sprache in Gestalt der Dialektologie ein klassisches Thema der deutschen Sprachwissenschaft. Diese raumgesteuerte Variantenvielfalt besitzt freilich seit einiger Zeit mit gutem Grund eine neue terminologische Gestalt. Die lokale Verteilung wird nicht mehr unter dem Begriff der (Basis-) *Dialekte* verhandelt, sondern mit dem Terminus *Regiolekt* (Schmidt/Herrgen 2011). Darin verkörpert sich der Umstand, dass der Abstand zwischen der überregionalen Standardsprache und den lokalen Sprachformen des Deutschen kleiner geworden ist. Außerdem hat selbst die Standardsprache ihren vordem eher einheitlichen Charakter etwas eingebüßt. Auch in dieser Sprachform gibt es nämlich Varianten und Variationen, die aus der Lebendigkeit und Beweglichkeit des Deutschen resultieren. Ein neuer Terminus symbolisiert diesen Erkenntnisfortschritt: *Standardvariation*.

Der Variationsfaktor Zeit steckt hinter dem Sprachwandel und sprachhistorischen Perspektiven. Früher gab es nur Variante A, dann tauchte allmähliche Variante B auf, und gegenwärtig lassen sich also womöglich zwei Varianten gleichzeitig beobachten. Sie können unterschiedliche Konnotationen transportieren. Diese Variationsdimension wurde zuletzt auch insofern untersucht, als sie sich nachdrücklich synchron auswirkt. Von der Fruchtbarkeit dieser Arbeiten zeugen einige einführende Werke, die sich von den alten Einführungen in die deutsche Sprachgeschichte unterscheiden und die neuen Perspektiven (hochschul-)didaktisch auf den Punkt bringen (z.B. Nübling et al. 2017; Stricker et al. 2016; Szczepaniak 2011).

Schwieriger sind Variationen zu erfassen und zu interpretieren, die nicht durch Raum oder Zeit, sondern durch andere Größen bedingt sind. Hier kommen vor allem das Medium (z.B. mündliche vs. schriftliche Sprache) sowie gesellschaftliche Faktoren (z.B. soziale Nähe vs. Distanz) ins Spiel. Die Schwierigkeit, diese Einflüsse genau zu erfassen, hängt damit zusammen, dass sich die verschiedenen Variationsdimensionen nicht selten überlagern. Mündlichkeit steht beispielsweise oft für soziale Nähe und Dialektalität, Schriftlichkeit für soziale Distanz und überregionale Standardsprachlichkeit. Dialogische Sprache ereignet sich meistens mündlich zwischen einander bekannten Sprechern. Monologische Sprache kann demgegenüber einen schriftlichen, distanzierten Charakter besit-

1 www.variantengrammatik.net (Stand: 9.8.2018).

zen. Dazu kommen noch unterschiedliche Textsorten und Gesprächssituationen, die ebenso durch variierende Sprache geprägt sein können.

Die große Variationsbreite des Deutschen kann man auch mit Begriffen ansprechen, die nicht variationslogisch fundiert sind: Demnach ist die enorme *Komplexität* des Deutschen in der Sprachwissenschaft heute bestens bekannt. Wie in allen altverschrifteten, voll ausgebauten Sprachen hat sich mit der Zeit ein hochkomplexes System entwickelt, das in einem diffizilen Lernprozess erworben werden muss. Es ist gleich klarzustellen, dass diese Komplexität nicht nur eine strukturelle Seite besitzt, sondern auch funktional gesehen werden muss. Die zahlreichen Varianten erfüllen nämlich in der Regel besondere Funktionen. Es sind keine irgendwie zufälligen Versionen des Deutschen, sondern gut begründete Ausprägungen dieser Sprache. Sie haben sich über lange Zeiten herausgebildet und stabilisiert, weil dafür kommunikative Bedürfnisse bei den Sprechern des Deutschen existieren. In dieser Sicht bezeugt die komplexe Variationsvielfalt eine große Leistungsfähigkeit. Was auch immer man derzeit an Inhalten ausdrücken möchte, das Deutsche besitzt Sprachformen, die dafür bestens geeignet sind – seien es fertige und stabile Wörter, syntaktische Konstruktionen oder Phraselogismen, seien es Regeln und Mechanismen zur Kreation neuer sprachlicher Einheiten.

Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass bei den Sprechern des Deutschen gelegentlich Orientierungsprobleme auftauchen. In der Variationsbreite und Funktionsvielfalt dieser großen Sprache verliert man mitunter den Überblick. Damit entsteht Beratungsbedarf, der an bestimmten Punkten immer wieder auftritt. Stichwortartig lassen sich für die Gegenwart die folgenden Felder benennen:

- Sprachnormen: „richtiges vs. falsches Deutsch“,
- neue Sprachformen (z.B. Internet-Sprache, Jugendsprache, „Leichte Sprache“),
- Dialekt(e) vs. Standardsprache,
- Sprachkontakt/Fremdwörter (z. Zt. Anglizismen) (angeblich resultierend in „Sprachverfall“),
- „politisch korrekter“ Sprachgebrauch,
- Eigennamen (Herkunft, ggf. Umbenennung),
- Mehrsprachigkeit (z.B. Migrantensprachen),
- ...

Alle Aktivitäten, durch die die Sprecher bei solchen Orientierungsproblemen unterstützt werden, verstehe ich als Sprachkonsultation. Sprachkonsultation antwortet also auf einen realen Bedarf, der in jeder Sprachgemeinschaft in der einen oder anderen Form existiert. Wer den Sprechern bei praktischen Fragen und Pro-

blemen im Alltag der Sprache hilft und zu deren Orientierung beiträgt, leistet demnach Sprachkonsultation. Dass sie auf etwas antwortet, was in der Sprachrealität sozusagen spontan aufkommt, sei hier dadurch kenntlich gemacht, dass von einem *Praxis-Postulat* ausgegangen wird. Bei Sprachkonsultation geht es also nicht darum, irgendwelche Kenntnisse und Tatsachen über die deutsche Sprache zu vermitteln. Im Fokus steht stets eine Beteiligung an Diskussionen und Problemformulierungen, die ihren Ausgang unmittelbar von der Sprachpraxis nehmen. Sprachkonsultation besitzt mithin einen konstitutiv reaktiven Charakter, der mit einem alltagszugewandten Praxis-Postulat verbunden ist.

Von der Sprachkonsultation gibt es verschiedenartige Ausprägungen. Sie kann beispielsweise einen ideologischen Charakter besitzen und sich z.B. grundsätzlich konservativ und vorschreibend äußern. Sprachkonsultation kann aber auch argumentativ angelegt sein, auf empirischen Legitimitäten basieren, also Usus-bezogen und Rezipienten-orientiert sein, und eine gewisse sprachhistorische Tiefe besitzen. In diesem Fall kann man von aufklärender Sprachkonsultation sprechen. Für aufklärende Sprachkonsultation ist die Sprachwissenschaft zuständig. Wie es sich für eine wissenschaftliche Disziplin gehört, steht sie unter dem *Vernunft-Postulat*. Es ist in der genauen Betrachtung und Analyse des Sprachgebrauchs verankert.

3 „Zukunft“ und aufklärende Sprachkonsultation

Aus der oben geschilderten Konstellation ergibt sich nun eine Spannung, mit der die aufklärende Sprachkonsultation belastet ist. Sie rührt daher, dass im Praxis-Postulat Gehalte vorhanden sind, die dem Vernunft-Postulat – wenigstens teilweise – zuwiderlaufen. Laut Praxis-Postulat muss man nämlich die Annahmen und Einstellungen der Laien im Sprachalltag reaktiv berücksichtigen und ernst nehmen. Dazu zählen auch die Erwartungen, die mit den sprachpraktischen Problemen des Alltags einhergehen. So wissen wir etwa, dass viele Sprecher in sprachlichen Fragen präskriptive Hoffnungen auf die Formulierung einfacher „Regeln“ hegen. Außerdem sind wertende Perspektiven auf Sprache in der Praxis weit verbreitet. Das Vernunft-Postulat dagegen ist deskriptiv-analytisch, nicht wertend ausgelegt. Im Interesse der empirischen Adäquatheit ist unter dieser Perspektive stets davon auszugehen, dass nicht einfache, ausnahmslose Regeln, sondern komplexe Regeln inklusive gewisser Ausnahmen und anderer Relativierungen nötig sind, um die Realität der Sprache angemessen zu erfassen. Vorsehnelle Wertungen im Interesse „einfacher“ Lösungen von praktischen Sprachfragen verbieten sich, wenn man unter dem Vernunft-Postulat arbeitet. Es mag

dramatisierend klingen, aber die Brisanz der Lage rechtfertigt deutliche Formulierungen: An der Spannung zwischen dem Praxis- und dem Vernunft-Postulat droht aufklärende Sprachkonsultation immer wieder krachend zu scheitern.

Vor diesem Horizont möchte ich im Folgenden die These vertreten, dass prospektive Sprachbetrachtung ein Projekt darstellt, durch das die gerade skizzierte Spannung zwar nicht gelöst, aber doch zumindest gemildert werden kann. Aufklärende Sprachkonsultation kann gelingen, wenn sie als prospektive, also vorausschauende Sprachbetrachtung angelegt wird. Um dies zu erhärten, muss die zentrale Kategorie prospektiver Sprachbetrachtung genauer in Augenschein genommen werden: die Zukunft. Welche Rolle spielt die Zukunft im Sprachalltag und in der Sprachwissenschaft? Wie wäre sie im Rahmen prospektiver Sprachbetrachtung zu fassen, damit aufklärende Sprachkonsultation ihren Namen verdient?

Es ist nicht besonders riskant zu behaupten, dass die Zukunft der (deutschen) Sprache etwas ist, worüber man sich in der Sprachpraxis immer wieder Gedanken macht. Diese Zukunftszugewandtheit wird bereits schnell greifbar, wenn man den Suchwörtern *Sprache*, *Deutsch* und *Zukunft* im Internet nachgeht. Dann erfährt man z.B., dass auf nicht sprachwissenschaftlichen Informationsportalen „9 Thesen zur Zukunft der deutschen Sprache“² formuliert wurden. Einen ähnlichen Zuschnitt besitzen Stellungnahmen vom Typ „Die Zukunft der deutschen Sprache (im digitalen Zeitalter)“,³ „Language 2.0: Die Sprache der Zukunft“,⁴ „Sprache der Zukunft: Chinesisch“⁵ und „Die Sprache der Zukunft: Englisch oder Emoji?“.⁶ Dazu passen Print-Publikationen wie Glück/Krämer (Hg.) (2000), Hoffmann (2002) oder Limbach (2008). Aus alldem lässt sich schließen: Wer etwas über die Zukunft der Sprache zu sagen vermag, wird in der Öffentlichkeit auf Resonanz stoßen. Prospektive Sprachbetrachtung ist dort offensichtlich hochrelevant.

Wie lässt sich die Kategorie Zukunft aber in der Sprachwissenschaft fruchtbar machen? Ist das nicht ein einigermaßen riskantes Unterfangen? Soll im Zeichen prospektiver Sprachbetrachtung die Linguistik nunmehr als Spekulationskunst betrieben werden? Zur Erstellung sprachwissenschaftlicher Horoskope? Glaskugeln statt Korpusrecherche? Wer für prospektive Sprachbetrachtung eintritt, sollte solche Einwürfe nicht leichtfertig vom Tisch wischen. Dahinter verbirgt sich die berechnete Frage, ob und, wenn ja, inwiefern wissenschaftliche Perspektiven auf die Zukunft der Sprache überhaupt möglich sind.

2 www.marconomy.de/live/articles/550428 (Stand: 27.3.2018).

3 www.security-informatics.de/blog/?p=1645 (Stand: 27.3.2018).

4 www.zukunftsinstitut.de/artikel/language-20-die-sprache-der-zukunft (Stand: 27.3.2018).

5 www.language-trainers.de/blog/2015/01/27/sprache-der-zukunft-chinesisch (Stand: 27.3.2018).

6 www.ef.de/blog/language/die-sprache-der-zukunft-englisch-oder-emoji (Stand: 27.3.2018).

Nun gibt es in der modernen Sprachwissenschaft freilich durchaus Berührungspunkte mit prospektiver Sprachbetrachtung. Bereits bei ihrem Gründungs-heros, Ferdinand de Saussure, taucht sie auf. Er verstand sie als eine der beiden Blickrichtungen (*point de vue*), diachrone Linguistik zu betreiben (Saussure/Bally/Lommel 1967, 5. Teil, Kapitel 1). Letztere teilt sich nämlich in eine retrospektive (*rétrospectif*) und eine prospektive (*prospectif*) Variante. Retrospektiv ist die übliche Form diachroner Linguistik. Sie kommt dadurch zustande, dass man einen gegebenen Sprachzustand als das Ergebnis vorhergehender Entwicklungen begreift. Man kann aber einen gegebenen Sprachzustand auch mit Blick auf das betrachten, was zeitlich nach ihm folgen wird. Das ist für die Vergangenheit insofern möglich, als man beispielsweise den (synchronen) Zustand einer Sprache um das Jahr 1600 erheben und dann in Relation zu dem setzen kann, was sich später daraus entwickeln wird. Diese Unterscheidung von retrospektiver und prospektiver Blickrichtung ist ein erster Hinweis darauf, dass und wie prospektive Sprachwissenschaft möglich sein kann.

Ein anderer Zugang zur prospektiven Sprachbetrachtung wurde unter der Überschrift „angewandter“ Sprachwissenschaft formuliert:

Anders als die erkenntnisorientierten linguistischen Ansätze, die im Wesentlichen deskriptiv vorgehen, möchten anwendungsorientierte Ansätze bewusst Einfluss auf die praktische Sprachverwendung in bestimmten Domänen nehmen oder bereiten dies durch geeignete linguistische Modelle vor. [...] Die prospektiven Ansätze verfolgen dabei stets auf die Zukunft bezogene Fragen und sind in ihrem Ergebnis meist präskriptiv: Wie lassen sich die sprachlichen Subsysteme in diesen Bereichen optimieren? Welche Modelle sind angemessen als Orientierung für die tatsächliche Sprachtätigkeit, wie Schreibpraxis und andere Anwendungsfelder? (Atayan/Metten/Schmidt 2015, S. 426 f.).

In der Folge ist von einer „Interaktion zwischen der prospektiven linguistischen Tätigkeit der Forscher mit der praktischen linguistischen Tätigkeit der Sprachverwender“ die Rede (ebd.). Zugespißt gesagt: In angewandter Sprachwissenschaft liegen prospektive Gehalte, insofern die Tätigkeit der Linguisten einer bewussten Intervention in der Sprachpraxis gleichkommt. Hier will man die Sprache – und man sollte präzisierend hinzufügen: den Sprachgebrauch – gestalten, nicht allein interesselos analysieren. Das impliziert einen Zugriff, der notwendigerweise auf die Zukunft ausgerichtet ist.

Als Zwischenfazit seien also zwei Formen prospektiver Sprachbetrachtung festgehalten: Zum einen kann sie als eine Variante diachroner Sprachwissenschaft nach Saussure konzipiert werden, zum anderen ist das, was als angewandte Sprachwissenschaft bezeichnet wird, offensichtlich stets mit einem gewissen Zukunftsbezug verbunden. Dass man mit guten Gründen auch in der

Wissenschaft prospektive Sprachbetrachtung betreiben kann, ist demnach weniger kurios und abwegig, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Dazu kommt, dass auf den traditionellen Arbeitsfeldern der Sprachwissenschaft zahlreiche Konzepte existieren, denen zumindest ein impliziter Zukunftsbezug eingeschrieben ist. Sie verkörpern sich vor allem darin, dass unsere heutige Sprache als ein Gegenstand gefasst wird, der sich in verschiedenen Entwicklungsprozessen und Übergangsstadien befindet. Solche Redeweisen sind sehr ernst zu nehmen. Sie erschöpfen sich nicht in einem bloß illustrativen Gehalt. Dass die Gegenwartssprache stets im Fluss ist, ist nämlich eine Aussage, die substanziell, nicht akzidentell zu verstehen ist. Sprache ist nie stabil. Zu jedem Zeitpunkt vermischen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Sprache. In diesem Sinne finden sich in der modernen Sprachwissenschaft verschiedentlich (quasi-)prospektive Begriffe. Ihr analytischer Gehalt reicht sozusagen ein Stück weit in die Zukunft hinein – dazu nur einige Andeutungen, mit mehr oder weniger einschlägigen Beispielen:

Am prägnantesten tritt der Zukunftsbezug der Sprachwissenschaft wahrscheinlich überall dort zutage, wo von (gegenwärtigen) *Entwicklungstendenzen* des Deutschen die Rede ist. Damit wird ja behauptet, dass Sprachbewegungen angenommen werden müssen, die noch nicht abgeschlossen sind, sondern in der einen oder anderen Form auch zukünftig weiterwirken dürften. Auf derselben Linie könnte man die Redeweise von der *Ökonomie-Tendenz* der Sprache verorten. In quantitativen Begriffen liegt – allerdings weniger deutlich – etwas Ähnliches vor, wenn die gegenwärtige Sprache als Resultat von *Zunahme-* oder *Abnahme-*Entwicklungen gefasst wird. In diesem Licht besitzt auch die terminologische Opposition von *Ausbau* (auch: *Aufbau*) und *Abbau* (auch: *Schwund*, *Abschwächung*, *Untergang*) eine zukunftsweisende Komponente. Sie kann sich auf verschiedenen systematischen Ebenen manifestieren, etwa wenn man davon spricht, dass die Standardvarietät, die Lexik, das Aspekt- und Tempussystem, die Nominalphrase, syntaktische Klammerstrukturen o.Ä. (zunehmend) *aus-* und *aufgebaut* werden. Oder wenn konstatiert wird, dass es zum *Abbau* von Flexionsendungen oder Dialekten kommt.

In der Wortbildung enthält zum Beispiel die Rede von *produktiven* und *unproduktiven* Wortbildungsmustern einen gewissen Zukunftscharakter. Produktive Wortbildungsmuster dürften auch in der nächsten Zeit noch Wirkung entfalten, unproduktive eher nicht. Wer die beiden Termini nutzt, trifft also mittelbar auch eine Aussage über die Zukunft des Deutschen. Flexionsmorphologisch wäre der Begriff der *Profilierung* in ähnlicher Weise zu interpretieren (Tempus-, Numerusprofilierung). Varietätenlinguistisch liegt in der Nutzung des Terminus *Sprachdynamik* ein vergleichbarer futurologischer Gehalt. Wer die

Gegenwart des Deutschen durch die Beschreibung dynamischer Prozesse charakterisiert, hat Spannungsfelder identifiziert, deren Kräfte morgen noch weiterwirken dürften.

Das alles zeigt: Die Zukunft ist eine Kategorie, die auch in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der deutschen Sprache durchaus einen gewissen Ort besitzt. Prospektive Sprachbetrachtung ist kein Hirngespinnst. Sie kann in verschiedenen Hinsichten systematisch expliziert und zur Basis aufklärerischer Sprachkonsultation gemacht werden.

4 Mikro-, Medio- und Makroprospektivität

Je nach Ansatzpunkt für die Ausblicke auf die Zukunft der Sprache möchte ich drei Formen prospektiver Sprachbetrachtung unterscheiden: *mikroprospektive*, *medioprospektive* und *makroprospektive*. In Anlehnung an den Ausdruck *Perspektive* lässt sich insofern auch von *Prospektiven* sprechen, also von unterschiedlichen Ausprägungen von Zukunftsausblicken. Im Einzelnen seien *Mikroprospektiven*, *Medioprospektiven* und *Makroprospektiven* angenommen. Diese drei Prospektiven knüpfen an den Umstand an, dass in der Sprache unterschiedliche Träger- bzw. Handlungsinstanzen existieren.

So lässt sich zunächst der einzelne Sprecher als grundlegender Handlungsträger betrachten. Geht es also um die Zukunft der Sprache aus der Perspektive eines individuellen Sprechers, so spreche ich von einer mikroprospektiven Sicht. Unterhalb dieser Ebene gibt es keine weiteren Handlungsinstanzen, die für die Sprachbetrachtung von Bedeutung wären. Die mikroprospektive Sicht bildet insofern einen Pol auf einer Handlungsskala, die für die Ausformung der künftigen Sprache wegweisend ist.

Am anderen Ende dieser Skala befindet sich die gesamte Gruppe von Menschen, die eine bestimmte Sprache spricht. Auch wenn die Bezeichnung etwas altertümlich-archaisierend klingen mag, möchte ich hierzu den Begriff der Sprachgemeinschaft heranziehen und die damit verbundene Sichtweise als *Makroprospektivität* definieren. In der Makroprospektive geht es also darum, einen Blick auf die Zukunft der Sprache zu werfen, insofern sie von der gesamten Sprachgemeinschaft getragen wird. Als vermittelnde Ebene zwischen der mikro- und der makroprospektiven Blickrichtung kann die *Medioprospektivität* festgehalten werden. Damit wird auf den Umstand abgehoben, dass bestimmte Sprachformen an einzelne Sprechergruppen gebunden sind. Sie können etwa über die Region (z.B. Dialektsprecher), das Alter (z.B. Jugendsprache), bestimmte Inhalte (z.B. Fachsprachen) oder kommunikative Situationen (z.B. Sprecher vs. Schrei-

ber) definiert sein. Die Medioprospektivität liegt folglich oberhalb der Mikroprospektivität, aber unterhalb der Makroprospektivität. In dieser Zwischenform lässt sich ein Reflex der Varietätenlinguistik sehen. Sie hat uns in verschiedenen Formen vorgeführt, dass und wie bestimmte Sprachmuster konstitutiv in bestimmten Sprechergruppen verankert sind.

Die traditionellen linguistischen Sichtweisen auf die Zukunft des Deutschen verkörpern sich vor allem in Makroprospektiven. Tatsächlich werden Makro- und Medioprospetiven allerdings oft miteinander vermischt. Dabei wird – explizit oder implizit – größtenteils die Standardsprache in den Mittelpunkt gerückt, eventuell in Relation zu spezifischen (neuen) Varietäten, Medien oder mit einer Konzentration auf eine einzelne Systemebene. Das ist auch deshalb plausibel, weil sich innovative Entwicklungen besonders gut varietätenübergreifend erfassen lassen. Neuerungsschübe verlaufen oft nach einem ähnlichen Muster. Sie kündigen sich zunächst in einer bestimmten Varietät an, verbreiten sich von dort auf andere Varietäten und die Standardsprache. Zu den Arbeiten, die sich *cum grano salis* in diesem Sinn mit der Zukunft des Deutschen beschäftigt haben, gehören beispielsweise Publikationen von Braun (1999); Debus (1999); Dürscheid (2003, 2005); Klein/Schlieben-Lange (Hg.) (1990); Nerius (2000); Pauer (2013); Pörksen (2008); Stickel (2009) und Weinrich (1984).

Es würde hier zu weit führen, im Einzelnen die futurologischen Ausblicke dieser Autoren auf einen Begriff zu bringen und genauer zu systematisieren. In einer solchen Synthese müsste man viele Entwicklungsfäden des Deutschen zusammenbringen und die formulierten Analysen auf ihre Plausibilität hin überprüfen. Zur Debatte stehen mindestens graphematische, phonetisch-phonologische, morphologische, lexikalische, syntaktische, pragmatische sowie varietätenlinguistische und nicht zuletzt medial-technische Gesichtspunkte. Statt einer solchen Zusammenschau seien aber zumindest einige zentrale Fragen identifiziert, die immer wieder berührt werden. Die oben genannten Autoren sprechen in der einen oder anderen Form die folgenden Komplexe an und explizieren sie mehr oder weniger prophetisch:

- Wie werden die diatopischen Varietäten des Deutschen künftig ausbalanciert?
- Wie werden die medialen Entwicklungen das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache (Nähe- vs. Distanzkommunikation) verändern?
- Wie werden die Standardvarietät und ihr Status beschaffen und kodifiziert sein?
- Wie werden sich die bekannten langfristigen Entwicklungszüge des deutschen Sprachsystems weiter entfalten?
 - Silbensprache > Wortsprache,
 - synthetischer > analytischer Sprachbau,
 - phonographische > logographische Schriftfundierung,
 - Substantivmorphologie: Kasusnivellierung (Monoflexion, Status des Artikels),

- Verbmorphologie: Regularisierung,
- Syntax: Klammerausbau und informationsstrukturelle Optimierung,
- Lexik: weiterer lexikalischer Ausbau inkl. Verlust von Lexemen und Archaisierung.
- Wie wird die menschliche Geschlechterspannung sprachlich repräsentiert sein?
- Welche Wörter und grammatischen Konstruktionen werden standardsprachlich stigmatisiert sein?
- Welche Sprachkontakte wird es geben? Wie werden sie sich auf die deutsche Sprache auswirken? Welcher Status wird Ein- und Mehrsprachigkeit zukommen?
- Wie wird sich die deutsche Wissenschaftssprache unter dem Druck des Englischen weiterentwickeln?
- Welche Strukturen und Funktionen werden Eigennamen (v.a. Anthroponyme, Toponyme) besitzen, und nach welchen Prinzipien werden sie ggf. umbenannt?

In der obigen Liste taucht ein Komplex nicht auf, der in der bisherigen prospektiven Sprachbetrachtung ein relativ klar umgrenztes Feld darstellt. Ich meine die Frage, wie sich die Rolle der deutschen Sprache außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets entwickeln wird: Wer wird wo auf der Welt und warum noch Deutsch lernen, sprechen und schreiben? Welcher Status wird der der deutschen Sprache in internationalen Institutionen und Konzernen (z.B. UN, EU, NATO, VW, BMW, Daimler) zukommen? Wie wird sie sich als erste, zweite oder dritte Fremdsprache entwickeln? Solche Fragen gehören traditionell in den Arbeitszusammenhang der Auslandsgermanistik. Es ist daher auch kein Wunder, dass entsprechende Ausblicke besonders in Publikationen mit einem Bezug zum Fach Deutsch als Fremdsprache (DaF) verhandelt wurden (z.B. Ammon/Kemper 2011; Ehlich/Ossner/Stammerjohann (Hg.) 2001; Kostrzewa/Rada/Knipf-Komlósi (Hg.) 2010).

Das alles führt zu einem weiteren Zwischenfazit: Prospektive Sprachbetrachtung ist an und für sich nicht neu, insbesondere im Sinne von Makro- und Mediospektiven. Sie war und ist in vielen reflektierenden Zugriffen auf Sprache immer schon angelegt, auch wenn sie bisher selten systematisch als solche thematisiert wurde. In der bisherigen sprachwissenschaftlichen Arbeit gibt es verschiedene Anknüpfungspunkte, die Ausblicke auf die Zukunft der deutschen Sprache eröffnen.

5 Mikroprospektivität in sprachnormativer Sicht

Ausgehend von Mikroprospektiven wurde die Zukunft der Sprache bisher noch kaum thematisiert. Deshalb möchte ich mich diesem Punkt noch etwas ausführlicher zuwenden. Zunächst kommt hier etwas in den Blick, das man mit dem Alter eines Individuums in Beziehung setzen muss. Jeder Lebensabschnitt lässt sich nämlich unter der Perspektive betrachten, welche Sprachentwicklungen noch vor dem jeweiligen Sprecher liegen. So folgt nach dem primären Spracherwerb, der gewisse regionale Sprachfärbungen umfasst, im deutschen Kontext in der Regel die Eingliederung in die Schriftlichkeit. Kinder lernen lesen und schreiben. Damit ist die Eingewöhnung an Distanzsprachlichkeit sowie eine grundsätzliche Reorganisation des bereits vorhandenen sprachlichen Wissens verbunden. Wenn die Kinder älter werden, folgen die Entwicklungsmotive der Jugendsprachlichkeit: Sprachliche Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen, neue kreative Sprachmuster, insbesondere mit Bedeutung für das Handeln in nächsprachlichen Gruppenkontexten. Im Rahmen von Ausbildung und Beruf folgen dann gewisse fachsprachliche Perspektiven, der mehr oder weniger abschließende Erwerb von Standardsprachlichkeit sowie Formen von Mehrsprachigkeit. Mit der Zeit baut sich vor diesem Hintergrund eine komplexe Sprachfähigkeit auf, die üblicherweise – diese Hypothese sei hier am Rande erlaubt – mit einem zunehmend konservativen Sprachgefühl einhergeht. Am Lebensende folgen dann Muster des Sprachverlusts, die auch einen pathologischen Charakter besitzen können. Kurzum: Jede Phase der sprachlichen Entwicklung lässt sich also systematisch auf das hin betrachten, was für das jeweilige Individuum noch in der Zukunft liegt.

Eine andere Facette der Mikroprospektivität bietet die Chance, die anfangs angesprochenen linguistischen Kenntnisse zum Deutschen unmittelbar mit prospektiven, sprachkonsultativen Gehalten zu verknüpfen. Auch das individuelle Sprachhandeln lässt sich nämlich mit einem futurologischen Blick thematisieren. Hier bietet sich zudem eine Anknüpfung an Normfragen an. Sie lassen sich zeitlogisch als Bewusstseinszustände interpretieren, bei denen es um das zukünftige Sprechen eines Individuums geht. Sprachkonsultativ gedeutet: Wer danach fragt, was im Deutschen richtig oder falsch ist, erkundigt sich danach, was zukünftig passieren könnte, wenn er eine bestimmte Sprachvariante nutzen würde. Normfragen sind demnach Zukunftsfragen. Das Problem der Sprachnormen lässt sich also im Sinne prospektiver Sprachbetrachtung reformulieren. Dabei sind die linguistischen Kenntnisse zum Deutschen von zentraler Bedeutung. Denn darin schlummern sozusagen prospektive Gehalte, die eine aufklärerische Stellungnahme zu konkreten Normfragen möglich machen. Das linguistische Wissen zur Gegenwartssprache kann nämlich auf *zukünftige Äußerungssituationen* projiziert wer-

den. Aus der Kenntnis, wie das Deutsche heute beschaffen ist und derzeit gebraucht wird, lassen sich rationale Vorhersagen zur Wirkung bestimmter Formulierungsvarianten treffen. Rekapituliert man in diesem Sinne Normfragen, so umgeht man überdies eine Schwierigkeit, die oben als ein großes Hindernis aufklärerischer Sprachkonsultation identifiziert wurde. Denn bei der zukunftsorientierten Reformulierung der Normproblematik wird die unheilvolle Fixierung zwischen deskriptiver und präskriptiver Sprachbetrachtung vermieden. Für eine rationale prospektive Sprachbetrachtung spielt diese Unterscheidung keine Rolle. Das Ganze sei zur Illustration kurz an einem Beispiel durchgespielt.

Eine typische Normfrage zur Aussprache des Deutschen bezieht sich auf *China*. Wie lautet die richtige Aussprache dieses Worts? Mit welchem Konsonant muss man beginnen? Im Raum stehen mindestens diese Varianten: [ç-], [k-], [tʃ-], [ʃ-], [x-]? Sprachwissenschaftlich ist diese Frage durch eine diatopische Variantenkonditionierung zu beantworten. Nach einer aktuellen Erhebung, die im Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards des Instituts für Deutsche Sprache dokumentiert ist, gilt in etwa das Folgende:⁷ Im Süden wird recht einheitlich [k-] artikuliert. Im Westen überwiegt deutlich [ʃ-]. Im Norden finden sich in unterschiedlicher Verteilung [ʃ-] und [ç-], marginal auch [tʃ-]. Im Südwesten trifft man neben [ç-] manchmal auch auf [x-]. Angesichts einer solchen Lage ist es nicht abwegig, die obige Normfrage sehr weitherzig zu beantworten: Im Deutschen gibt es fünf unterschiedliche Aussprachen von *China*. Sie sind alle richtig, keine davon ist falsch. Es sei dahingestellt, ob eine solche Auskunft für denjenigen, der die Frage nach der richtigen Aussprache von *China* gestellt hat, sinnvoll ist oder nicht.

Im Rahmen prospektiver Sprachbetrachtung kann eine andere Auskunft gegeben werden. Sie zielt darauf, mit der Hilfe derselben linguistischen Fakten relevante zukünftige Äußerungssituationen zu projizieren und mögliche Reaktionen beim Gebrauch der Varianten zu bedenken. Die Hauptfrage lautet dann: Was wird (könnte) in der Zukunft passieren, wenn ich eine der fraglichen Varianten benutze? Mit dieser Strategie werden etwa die folgenden mikroprospektiven Sprachkonsultationen formulierbar: „Wenn du im Süden des deutschen Sprachgebiets bist, wirst du mit der [k-]-Aussprache nicht auffallen. Bei allen anderen Aussprachen könntest du bei den Gesprächspartnern eine gewisse Irritation hervorrufen. Im Westen gilt in etwa dasselbe für die [ʃ-]-Aussprache, im Norden für die [ʃ-]- und [ç-]-Aussprache.“

7 <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/ChemieCh> (Stand: 30.4.2018).

Prospektive Sprachbetrachtung greift also die Kenntnisse über das gegenwärtige Deutsch auf (hier: die diatopische Konditionierung der Aussprache) und trifft auf dieser Basis Aussagen zur Zukunft der Sprache. Damit werden auch die Handlungsspielräume des individuellen Sprechers klarer und realistischer zum Ausdruck gebracht als in präskriptiven bzw. deskriptiven Aussagen vom Typ „Aussprache x ist richtig, Aussprache y ist falsch“ bzw. „Alle Aussprachen sind richtig“. Denn natürlich steht es dem Sprecher frei, auch im Süden *China* mit [ç-] zu artikulieren. Prospektive Sprachkonsultation spricht hier keinerlei Verbot aus. Sie weist lediglich aufklärend darauf hin, dass in einem solchen Fall mit anderen Konsequenzen zu rechnen ist als bei der [k]-Aussprache. Prospektive Sprachbetrachtung informiert den Ratsuchenden darüber, wie sein Handlungsspielraum aussieht und was sich in seiner persönlichen sprachlichen Zukunft ereignen könnte. Die Beantwortung der Frage, ob er sich an die Üblichkeiten und Rezipienten-Erwartungen bestimmter Äußerungskontexte anpasst oder nicht, bleibt seine souveräne Entscheidung. Man kann das als ausdrücklichen Hinweis auf die freien sprachlichen Gestaltungsmöglichkeiten eines Individuums verstehen. Sie wird jedoch durch die erwartbaren Reaktionen der Hörer und Leser ausbalanciert. Der großen Freiheit sind prospektiv also Grenzen gesetzt, die man bei einer Entscheidung in Normfragen in Betracht ziehen sollte.

Nach diesem Muster lassen sich nun nicht nur die diatopischen Varianten-konditionen der deutschen Sprache, sondern auch alle anderen modellieren. Bei der prospektiven Reformulierung von Normfragen geht es also stets um die sachhaltige Projektion relevanter zukünftiger Äußerungssituationen. Stehen etwa Sprachwandelerscheinungen im Hintergrund einer Frage, muss die Projektion der Äußerungssituation den Unterschied zwischen alten und jungen Sprechern berücksichtigen: Alte Sprecher wird man mit der neuen Variante womöglich irritieren, junge Sprecher mit der alten. Wer unter älteren Sprechern nicht auffallen möchte, kann also prospektiv die alte Variante nutzen. Bei jüngeren Sprechern gilt das Gegenteil. Bei medialer Variantenkonditionierung ist das Augenmerk entsprechend auf eher schriftliche oder eher mündliche Äußerungssituationen zu richten. Manche Varianten sind mehr oder weniger fest an bestimmte mediale Kontexte gebunden. Für die Variantenkonditionierung kann darüber hinaus die soziale Beziehung der möglichen Kommunikationspartner entscheidend sein. Entsprechend ist bei der Projektion der Äußerungssituationen zu berücksichtigen, dass bestimmte Varianten eher in Situationen sozialer Nähe, andere in Situationen sozialer Distanz gebräuchlich sind.

Die wesentlichen Faktoren, die im Normkontext bei der Projektion künftiger Äußerungssituationen zu berücksichtigen sind, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Abb. 1: Mikroprospektivität und Sprachnorm:
Zur Projektion künftiger Äußerungssituationen

Aus dem Szenario in Abbildung 1 ergibt sich auch ein aktuelles Forschungsdefizit der germanistischen Sprachwissenschaft. Es hängt direkt mit der Projektion zukünftiger Äußerungssituationen zusammen. Denn auf Rezipientenseite habe ich jeweils wahrscheinliche Reaktionen der Hörer und Leser einer sprachlichen Äußerung vorausgesetzt. Die Rede war von „Irritationen“, die dadurch entstehen, dass für bestimmte Sprechergruppen ungewohnte Sprachformen genutzt werden. Süddeutsche Sprecher können von norddeutschen Sprachformen irritiert sein, alte Sprecher von neuen Sprachformen, in einer mündlichen Kommunikationssituation irritiert konstitutiv schriftliche Sprache usw. Dabei wurde stets angenommen, dass die jeweiligen Sprachformen den genannten Rezipienten tatsächlich als ungewöhnliche Varianten auffallen. Ich ging also von ihrer Salienz aus.

Diese Unterstellung mag einigermaßen plausibel erscheinen. Sie ist nach Lage der Dinge aber nicht empirisch gesichert. Denn faktisch wird es nicht so sein, dass alle Varianten, die in bestimmten Äußerungssituationen ungewöhnliche Sprachformen darstellen, den Rezipienten auch immer als solche auffallen. Es ist durchaus denkbar, dass eine (ungewöhnliche) Variante auftaucht, sie aber eben nicht als Anlass für Irritation wahrgenommen wird. Auch wenn es bereits wichtige Ansätze zu einer linguistischen Salienzforschung gibt, insbesondere auf dialektologischem Feld (z.B. Christen/Ziegler (Hg.) 2014), so wissen wir doch immer noch viel zu wenig darüber, welche Varianten aus welchen Gründen den Sprechern unter welchen Bedingungen als saliente Sprachphänomene auffallen. Für die Sprachnormenforschung ist die Kenntnis dieser Faktoren aber essenziell. Die Existenz von Sprachvarianz führt nämlich nicht immer zu einer spezifischen Sprachaufmerksamkeit, aus der regulär normative Erwägungen hervorgehen

würden. Erst wenn Sprachformen salient ins Auge (Ohr!) springen, kann man Bewusstseinszustände annehmen, die Sprachnormierungen und Sprachbewertungen nach sich ziehen. Vor jedem Normproblem steht Salienz.

6 Fazit: „Handlungsspielräume“ der Sprache

In diesem Aufsatz sollte gezeigt werden, dass aufklärende Sprachkonsultation mit Bezug auf die Zukunft der Sprache konzipiert werden kann. Eine solche prospektive Sprachbetrachtung stellt eine Sprachthematisierung dar, die an die alltäglichen Aufmerksamkeitshorizonte der Sprecher anknüpft und insbesondere auf zukunftsbezogene Aspekte der Sprachaufmerksamkeit reagiert. Sie ist mindestens auf drei Ebenen anzusiedeln: mikro-, medio- und makroprospektiv. In allen diesen Dimensionen ergeben sich Gesichtspunkte, wie die zukünftige Sprache in den Blick genommen werden kann, um aufklärende Sprachkonsultation zu ermöglichen. Aus den Überlegungen sollte auch klar geworden sein, dass mit einer solchen prospektiven Sprachbetrachtung keineswegs ein neues Kapitel in der Geschichte der Sprachwissenschaft beginnt. Das Ganze war kein Plädoyer für eine neue Bindestrichlinguistik („Propheto-Linguistik“, „Futuro-Linguistik“, „Zukunfts-Linguistik“ o.Ä.). Ausblicke auf die Zukunft gehören schon in der einen oder anderen Form zur Sprachwissenschaft. Angemessen angelegt und entwickelt, lassen sie sich im Anschluss an die traditionellen linguistischen Arbeitsgebiete formulieren, ohne dabei in eine quasi-phantastische, unseriöse Spekulation abzugleiten.

Zum Schluss möchte ich die Stoßrichtung prospektiver Sprachbetrachtung anhand eines Schlüsselbegriffs noch einmal zuspitzen. Ich meine den Begriff *Handlungsspielraum*. Im Kontext aufklärerischer Sprachkonsultation geht es bei prospektiver Sprachbetrachtung nämlich nicht nur um eine reine Beschreibung der Zukunft. Es geht auch immer darum, den Sprechern ihre Handlungsspielräume deutlich zu machen. Wer sich aufklärerisch mit der Zukunft beschäftigt, steht auch immer in der Pflicht, praktische Handlungskonzepte zu entwickeln, mit denen die zukünftigen Dinge rational und zum Wohle von Individuum und Gesellschaft in den Griff gebracht werden können. Aufklärung ohne einen nüchtern-optimistischen Blick auf die individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit wäre eine Aufklärung, die diesen Ehrentitel nicht verdienen würde.

Mikroprospektivisch wurde das oben ja bereits angedeutet. Wenn man einen einzelnen Sprecher darüber informiert, welche Konsequenzen mit der Auswahl bestimmter Formulierungsvarianten verbunden sind, so skizziert man damit seinen kommunikativen Handlungsspielraum. Mit dieser Information wird er ganz

praktisch über die Zukunft seiner persönlichen Sprache aufgeklärt. Durch prospektive Sprachkonsultation wird den Sprechern also bestenfalls klar, dass und wie die zukünftige Sprache in ihrer Hand liegt.

Was gerade mikroprospektiv angesprochen wurde, muss auch makroprospektiv gewendet werden. Damit steht zur Debatte, welche Handlungsmöglichkeiten eine Sprachgemeinschaft besitzt. Im deutschen Kontext ist diese Perspektive seit einiger Zeit faktisch unsichtbar. Man hat das als „Tradition des Laisser-faire“ in der deutschen Sprachpolitik beschrieben (Marten 2016, Kapitel 12.1). Dass man die Zukunft der deutschen Sprache ein Stück weit aktiv gestalten kann, ist eine Einstellung, die momentan wenig Rückhalt besitzt. Genau damit wird man sich aber beschäftigen müssen, wenn man die Sprache in Makroprospektiven betrachten möchte. Dazu ist vor allem zu klären, welche Bereiche einer Sprache dem aktiven Zugriff der Sprachgemeinschaft unterworfen werden können. Gibt es überhaupt makroprospektivische Handlungsspielräume und, wenn ja, wie sehen sie aus? Mit anderen Worten: Welche Sprachbereiche kann man mit gutem sprachwissenschaftlichen Gewissen und legitimer Hoffnung auf Erfolg tatsächlich beeinflussen? Bei welchen Sprachbereichen sind entsprechende Maßnahmen aus welchen Gründen von vornherein zum Scheitern verurteilt? Kann eine Sprachgemeinschaft ihre Sprache so manipulieren wie ein einzelner Sprecher ein Normproblem? Hat sie ihre Sprache in der Hand?

Damit eröffnet sich ein weites Feld, auf dem viele unterschiedliche Zukunftsperspektiven im Raum stehen. Natürlich fallen einem sofort Fragen der Rechtsschreibnormierung und des Deutschunterrichts ein. Das sind die traditionellen Domänen, wo makroprospektivisch einschlägige Maßnahmen ergriffen werden, mehr oder weniger sprachwissenschaftlich fundiert. Ich möchte darüber hinaus drei weitere Punkte ansprechen:

1. Viele (alte) Menschen blicken mit Rührung auf die alten Dialekte zurück. Sicher wird man die alten Dialekte aber nicht per Dekret zurückholen können. Dasselbe gilt für die alten Flexionsmuster des Substantivs oder des Verbs. Dasselbe gilt zudem für die Etablierung neuer Flexionsmuster, die sich nicht naturwüchsig aus dem realen Sprachgebrauch entwickelt haben. Die letzten Jahrzehnte haben allerdings gezeigt, dass man bei den Dialekten an einer Atmosphäre arbeiten kann, in der regionale Sprachformen weniger stark stigmatisiert werden und sich ihre sozialen Funktionalitäten (Identifikation mit einer Region, Realisierung sozialer Nähe-Kommunikation) sinnvoll entfalten können. Die Zukunft der deutschen Dialekte liegt also in bestimmter Hinsicht in der Hand der Sprachgemeinschaft. Die Zukunft der deutschen Flexion ist dagegen diesem Zugriff entzogen.
2. Sicher wird man nicht anordnen können, wie der Wortschatz der deutschen Sprache in hundert, zweihundert Jahren beschaffen sein sollte. In den zahl-

reichen Fachsprachen kann man allerdings das lexikalische Profil des Deutschen sinnvoll zuschneiden. Auch der Übergang vom Deutschen zum Englischen in den Wissenschaften kann zweifellos nicht rückgängig gemacht werden. Dafür gibt es viele Gründe, die vor allem mit der Realität der Globalisierung zu tun haben. Die Spannung zwischen Englisch und Deutsch kann jedoch an vielen Stellen gemildert und vernünftig organisiert werden, damit die positiven, aufklärenden Folgen der Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache nicht wieder untergehen. Vergleichbares gilt auch für die Spannung zwischen nativen und nicht-nativen Wörtern im Deutschen.

3. Dass sich die internationale Verbreitung des Deutschen verändert, geht auf viele Ursachen zurück, die nicht in der Hand der deutschen Sprachgemeinschaft liegen. Es gibt aber durchaus gute Argumente dafür, das Lernen und den Gebrauch der deutschen Sprache außerhalb des zentralen deutschen Sprachgebiets sinnvoll und nachdrücklich zu organisieren, um damit die deutsche Sprache als eine leistungsfähige Instanz im vielstimmigen Chor der internationalen Mehrsprachigkeit zu stützen.

Literatur

- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. 2. Aufl. Berlin/Boston.
- Ammon, Ulrich/Kemper, Dirk (2011): Die deutsche Sprache in Russland. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven. München.
- Atayan, Vahram/Metten, Thomas/Schmidt, Vasco Alexander (2015): Sprache in Mathematik, Naturwissenschaften und Technik. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston, S. 411–434.
- Braun, Peter (1999): „Unvorgreifliche Gedanken“ über die Zukunft der deutschen Sprache. In: OBST 60 (Sprache an der Jahrtausendwende), S. 7–32.
- Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hg.) (2014): Measuring (the research on) salience/Die Vermessung der Salienz(forschung). (= Linguistik Online 66). Internet: <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/issue/view/388> (Stand: 1.8.2018).
- Debus, Friedhelm (1999): Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft? Stuttgart.
- Dürscheid, Christa (2003): Syntaktische Tendenzen im heutigen Deutsch. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 31, S. 327–342.
- Dürscheid, Christa (2005): Verändert die E-Mail-Kommunikation das Schreiben? In: Siever, Torsten/Schlobinski, Peter/Runkehl, Jens (Hg.): Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. Berlin/New York, S. 85–97.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan (2017): Areale Variation in den Gebrauchsstandards des Deutschen. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hg.): Grammatische Variation. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2016). Berlin/Boston, S. 85–104.

- Ehlich, Konrad/Ossner, Jakob/Stammerjohann, Harro (Hg.) (2001): Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft. Freiburg.
- Glück, Helmut/Krämer, Walter (Hg.) (2000): Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Leipzig.
- Hoffmann, Johannes (2002): Passé und mega-out? Zur Zukunft der deutschen Sprache im Zeitalter der Globalisierung. Leipzig.
- Klein, Wolfgang/Schlieben-Lange, Brigitte (Hg.) (1990): Zukunft der Sprache. (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 79). Göttingen.
- Kostrzewa, Frank/Rada, Roberta/Knif-Komlósi, Elisabeth (Hg.) (2010): Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn. Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven. Baltmannsweiler.
- Limbach, Jutta (2008): Hat Deutsch eine Zukunft? Unsere Sprache in der globalisierten Welt. München.
- Marten, Heiko F. (2016): Sprach(en)politik. Eine Einführung. Tübingen.
- Nerius, Dieter (2000): Zur Groß- und Kleinschreibung fester nominaler Wortgruppen in der gegenwärtigen und künftigen deutschen Orthographie. In: Nerius, Dieter/Ewald, Petra/Skibitzki, Bernd (Hg.): Beiträge zur deutschen Orthographie. Frankfurt a.M. u.a., S. 359–368.
- Nübling, Damaris et al. (2017): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 5. Aufl. Tübingen.
- Pauer, Susanne (2013): Der Inflektiv – Wortbildungsphänomen mit Zukunft? In: Born, Joachim/Pöckl, Wolfgang (Hg.): „Wenn die Ränder ins Zentrum drängen“. Außenseiter in der Wortbildung(sforschung). Berlin, S. 265–286.
- Pörksen, Uwe (2008): Wird unser Land zweisprachig? Vorsichtige Überlegungen zur Geschichte und Zukunft des Deutschen. Stuttgart.
- Saussure, Ferdinand de/Bally, Charles/Lommel, Herman (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin.
- Stickel, Gerhard (2009): Unvorgreifliche Erwägungen zum heutigen und zum künftigen Deutsch. In: Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer. Tübingen, S. 381–400.
- Stricker, Stefanie et al. (2016): Sprachhistorisches Arbeitsbuch zur deutschen Gegenwartssprache. 2. Aufl. Heidelberg.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. 2., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Weinrich, Harald (1984): Die Zukunft der deutschen Sprache. In: Carstensen, Broder (Hg.): Die deutsche Sprache der Gegenwart. Göttingen, S. 83–108.

Damaris Nübling (Mainz)

Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale¹

Abstract: Dieser Beitrag berichtet nicht nur über „Neues vom heutigen Deutsch“, sondern auch „vom alten Deutsch“, das bislang nicht gehoben wurde. Tief in grammatische Strukturen eingelassen verstecken sich (historische) Geschlechterkonzepte, die weit über das hinausgehen, was die Linguistik zu eindimensional unter *Sexus* versteht. Vielmehr geht es um Gender, um Geschlechterordnungen, die Frauen und Männern ihre sozialen Plätze zuweisen. Zuwiderhandlungen werden durch grammatische Devianzen und ‚Fehlklassifikationen‘ geahndet. Dabei werden die beiden Nominalklassifikationen des Genus (*die Tunte, das Weib*) und der Deklinationsklasse (*die Vögte* vs. *die Strolche*) analysiert. Als Drittes werden syntaktisch verfestigte Sprachgebrauchsmuster in Gestalt von Binomialen beleuchtet. Als gehärtete Folgen koordinierter Personenbezeichnungen kodieren sie geschlechterhierarchische Rangfolgen (*Mann und Frau, Mama und Papa*) und erweisen sich dabei ebenfalls als Reflexe von Sozial- und Geschlechterordnungen: Männer treten dabei (immer noch) vor Frauen, Mütter aber zunehmend vor Väter und vor allem Mamas vor Papas.

1 Grammatik als (Sozial-)Ordnungssystem

Die Überzeugung, dass Lexeme Sedimente älterer Sprachgebräuche bilden und damit auch ältere Gesellschaftsordnungen archivieren, wird weithin geteilt. So entstammen *Herr* und *Dame*, die heute die Distanzbeziehung zu fremden Perso-

¹ Der vorliegende Beitrag wäre nicht ohne die Impulse und Erkenntnisse zweier DFG-Projekte entstanden: Zum einen des trinationalen Forschungsprojekts „*Das Anna und ihr Hund* – Weibliche Rufnamen im Neutrum. Soziopragmatische vs. semantische Genuszuweisung in Dialekten des Deutschen und Luxemburgischen“ (DACH-Verfahren) an den Universitäten Luxembourg, Fribourg und Mainz, zum anderen der Mainzer Forschergruppe „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“ (FOR 1939). Hier zuweilen etwas plakativ oder salopp erscheinende Redeweisen sind Reflex der Auseinandersetzung mit den Mainzer empirischen KulturwissenschaftlerInnen, die ihre Aussagen deutlich konturieren, Metaphern nicht scheuen und darum wissen. Teile dieses Beitrags sind der 2018 erscheinenden Einführung „Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht“ (Kotthoff/Nübling i.Ersch.) entnommen. Stefan Hirschauer danke ich für kritische Lektüre und wichtige Hinweise, ebenso Anne Rosar und Andreas Klein.

nen anzeigen (*die Dame/der Herr ist vor mir dran*), einem früher ausdifferenzierten stratifizierten Wortschatz (des 17. bis 19. Jahrhunderts), der Klassenzugehörigkeit kodierte. Verschwinden solche kulturellen Unterscheidungen, schwinden meist auch die entsprechenden Lexeme, wenn nicht semantischer (wie bei *Dame* und *Herr*) oder funktionaler Wandel eintritt, der sie in neuer Funktion erhält (so hat sich *Herr* auch zum Anredenomen vor Familiennamen entwickelt). Dagegen dürften *Gatte* und *Gattin* ihrem Ende entgegenblicken.

Weniger bekannt und linguistisch durchdrungen ist aber die Tatsache, dass auch – oder womöglich noch viel mehr, versteckter und dadurch persistenter – grammatische Strukturen Reflexe älterer Sozial- und Geschlechterordnungen konservieren und damit auch beständig (re)aktivieren. Dass Belebtheit, die sich maßgeblich durch Agentivität (Handlungsmacht) definiert, eine maßgebliche Rolle in der Grammatik spielt, ist in den letzten Jahren vielfach bestätigt worden, etwa in der Syntax, wo im Deutschen ein Agentivitätsgefälle gilt, z.B. in der Subjekt-Verb-Objekt-Folge oder der Voran- vs. Nachstellung des Genitivs; so ist *Ina* in *Inas Entdeckung* die Entdeckerin, also Agens, aber in *die Entdeckung Inas* die Entdeckte, also Patiens. Auch die Graphematik ist nach Animatizität organisiert: So folgt die Herausbildung der Substantivgroßschreibung präzise der Belebtheithierarchie. Wie Dücker et al. (i.Ersch.) gerade festgestellt haben, hinken dabei Lexeme für Frauen denen von Männern hinterher, d.h., die Belebtheithierarchie wird von der Geschlechterhierarchie durchkreuzt – oder anders gesagt: Frauen scheint ein geringerer (sozialer) Belebtheitsgrad zuzukommen.

Ein riesiges Ordnungssystem bildet die Nominalklassifikation: Substantive als wichtigste Referenzmittel auf außersprachliche Entitäten werden in Gruppen unterteilt – und dies weltweit auf sehr verschiedene Weisen und zu unterschiedlichen Zwecken. In der Typologie unterscheidet man zwei grundlegende Nominalklassifikationen: Erstens Genus (*gender*) und Nominalklassensysteme (*noun-class systems*), zweitens Classifizier-Systeme (*noun classifiers*) (siehe Grinevald 2002; Bisang 2002, 2017). Der Hauptunterschied besteht darin, dass die erste Gruppe Kongruenz aufweist, d.h., dass Wörter, die das Nomen begleiten, eben diese Klassifikation (mit) anzeigen; Deutsch (*gender*) bzw. Swahili (*noun-class system*) sind dafür Beispiele. Die zweite Gruppe verzichtet auf Kongruenz und präponiert klassifizierende Morpheme (*classifier*), die – auch soziale – Informationen über die Objektgruppe (bspw. ob belebt, unbelebt, verwandt, nichtverwandt, essbar, rund etc.) liefern. Mit der Unterscheidung von Deklinationsklassen will ich dem eine dritte Nominalklassifikation hinzufügen, die in der Typologie zu Unrecht vernachlässigt wird. Diese drei Verfahren seien kurz skizziert:

1. **Genus** ist eine der rätselhaftesten Kategorien und im Deutschen an Substantivbegleitern und an Pronomen zu erkennen. Es kann, es muss aber nicht am Substantiv selbst erkennbar sein. Trochäen auf Schwa haben bspw. eine

sehr hohe Wahrscheinlichkeit, feminin zu sein (*Pflanze, Garage*), außerdem Movierungen (wie *Köchin*). Nach Corbett (1991) sind alle Genussprachen im Kern semantisch basiert. Genera sind meist an der Unterscheidung von Belebtheit beteiligt, oft auch von Geschlechtern. Nach Ausweis des „World Atlas of Language Structures (WALS)“ (Corbett 2013a, 2013b) befinden sich unter den 257 untersuchten Sprachen 112 Genussprachen; von diesen unterscheiden 50 zwei Genera, 26 drei, 36 vier oder mehr Genera. Von diesen 112 Genussprachen sind 84 „sex-based“ und 28 „non-sex-based“, Letztere aber belebtheitsbasiert. Das Deutsche hat bekanntlich drei Genera, sogar das Englische mit seinem pronominalen Genus wird im WALS zu den Drei-Genus-Sprachen gefasst. Englisch zeigt klar, dass sein Genus semantisch basiert ist: *it* für Unbelebtes, *she* und *he* für Belebtes und Sexuiertes. Mit *it* kongruiert das Possessivum *its*, mit *she* *her* und mit *he* *his*. Anders im Deutschen, wo jedem Substantiv ein Genus inhärent ist (Nominalgenus) und bei Menschenbezeichnungen rigide Verschränkungen zwischen Genus und persönlichem Geschlecht gelten (sog. Genus-Sexus-Regel). Umgekehrt können Bezeichnungen von Objekten, Stoffen und Abstrakta allen drei Genera ohne semantischen Klassifikationsgewinn angehören (Genus wird im Deutschen primär syntaktisch genutzt zur NP-Klammerbildung). Beim Genus meiden wir strikt die Rede vom (grammatischen) Geschlecht, um eine Verwechslung mit der Humandifferenzierung nach Geschlecht zu bannen. Ist in diesem Beitrag verkürzend von „Frauen im Neutrum“ oder „männlichen Feminina“ die Rede, so sind damit neutrale bzw. feminine Substantive gemeint, die Geschlecht als inhärent-semantisches Merkmal tragen und die auf Personen referieren.

2. Davon zu unterscheiden sind **Classifier (Klassifikatoren)**, die ohne Kongruenz auskommen. Im Deutschen werden z.B. Brote und Salate beim Zählen optional klassifiziert: *2 Laib Brot, 3 Kopf (oder Köpfe) Salat*; ungrammatisch wären **2 Rumpf Brot* oder **3 Ball (Bälle) Salat*. Klassifikatoren sind segmentierbare, schwachtonige Morpheme, die meist vor dem Nomen stehen vor dem Nomen stehen und das dadurch semantischen Klassen zugeordnet wird. Meist kommen sie in Verbindung mit Possessivität, Individuierung, Numeralität bzw. Quantifikation vor (siehe die obigen Beispiele: NUMERALE + CLASSIFIER + NOMEN). Auch Maßangaben wie *Liter, Hektar, Kilo* gelten als Klassifikatoren, da sie einerseits messen, andererseits Informationen über den zu messenden Gegenstand liefern (z.B. ‚flüssig‘ vs. ‚fest‘). Classifier können ein und dasselbe Nomen unterschiedlich klassifizieren. Da sie im Deutschen kaum grammatikalisiert sind (außer bei Eigennamen, siehe Nübling 2015), werden sie nicht weiter berücksichtigt.
3. **Deklinationen** werden in der Typologie nicht als eigene Nominalklassifikation gezählt (sondern dem Genus subordiniert, siehe Corbett 1991), was

keinen logischen Grund hat. Im Deutschen manifestieren sich Deklinationsklassen durch systematische Kasus/Numerus-Allomorphie. So bildet das schwache Maskulinum *Bote* den Genitiv und den Plural mit *Boten*, das starke Maskulinum *Arzt* dagegen mit *Arztes* und *Ärzte*. Wenn man Flexionsklassen nur für ein indogermanisches Erbe hält, das bis ins Nhd. mitgeschleift wurde, erkennt man ihr Wesen grundlegend: Wie in Kapitel 2 gezeigt wird, berichten uns Deklinationen viel über Geschlechter(ordnungen). Sie haben eine wechselvolle Geschichte hinter sich mit geschlossenen, umgebauten, neu geschaffenen oder neu gefüllten Klassen und zahlreichen Klassenübertritten (Umsortierungen) von Mitgliedern. Wir schauen da genauer hin und legen Sedimente früherer Sozial- und Geschlechterordnungen frei.

In Abschnitt 2 wird die Deklination beleuchtet, in Abschnitt 3 das Genus. Abschnitt 4 gilt der Syntax, nämlich der Abfolge weiblicher und männlicher Personenbezeichnungen in Binomialen (*Männer und Frauen*, *Mütter und Väter*). In allen drei Fällen geht es nicht bloß um Geschlecht im Sinne von Männchen und Weibchen, vielmehr zeigt sich, dass es die soziale Kategorie Gender ist, also alles das, was Frauen und Männer gemeinhin ausmacht, die sich in den Tiefen der Grammatik freilegen lässt.

2 Deklination: Kasuslose Feminina und kasusprofilierter Maskulina

Das Deklinationsklassensystem entzieht sich noch mehr als die Genusklassifikation der Reflexion, viele wissen nicht einmal, dass es im Deutschen Deklinationsklassen gibt. Diese manifestieren sich auch subtiler. Während Genus immerhin auf Artikeln und Pronomen sichtbar wird, zeigt sich Deklinationsklasse zwar am Nomen selbst, im heutigen Deutsch allerdings nur indirekt über die Art und Weise (d.h. die Allomorphie), mit der Substantive nach Kasus und Numerus flektieren. Deklinationsklasse sitzt also auf anderen Kategorien auf und verhält sich insofern parasitär. Bekanntlich kann man den Plural mit *-e* (*Luchse*), *-en* (*Menschen*) oder *-er* (*Weiber*) bilden, auch kommen manchmal Umlaute hinzu (*Füchse*). Das Deutsche hat (je nachdem, wie man zählt) ca. acht Deklinationsklassen, während das Englische sie komplett beseitigt hat (mit seinen irregulären Pluralen *women*, *men*, *oxen*, *mice*, *feet* etc. als letzten Zeugen).

Zur Bestimmung der Deklinationsklasse muss man den Genitiv Singular und den Nominativ Plural als die beiden Leitformen kennen. Daraus lässt sich das gesamte Paradigma ableiten. Dabei interagiert diese Klassifikation durchaus mit der Genusklassifikation, doch keineswegs eng oder gar eins zu eins (siehe Bittner

1994, 2003; Nübling 2008). Schließlich gibt es deutlich mehr Deklinationsklassen als Genera. Manche Deklinationsklasse beherbergt mehrere Genera, umgekehrt können in einem Genus Substantive unterschiedlicher Deklination vereint sein. Bspw. teilen sich Maskulina und Neutra mehrere Deklinationsklassen, etwa die mit *e*-Plural ohne Umlaut (*Tage, Jahre*) oder mit *er*-Plural plus Umlaut (*Lämmer, Männer*). Feminina bilden dagegen eigene Deklinationen; sie koalieren niemals mit maskulinen oder neutralen Deklinationsklassen. Das war im Mittelhochdeutschen noch anders und hat sich erst in den letzten Jahrhunderten so ausdifferenziert und zugespitzt. Man spricht hier von der Entstehung einer Femininum/Nicht-Femininum-Opposition (Bittner 1994, 2003; Nübling 2008; Eisenberg 2013). Einzig die relativ junge Klasse mit *s*-Plural umfasst alle drei Genera (*Unis, Studis, Abis*), wobei Feminina keinen *s*-Genitiv bilden und sich hierdurch doch wieder von den Maskulina und Neutra abheben.

2.1 Gemischte und starke Feminina²

Die sogenannte gemischten Feminina bilden die größte Deklinationsklasse, sie beherbergt praktisch sämtliche Feminina und damit auch sämtliche Frauenbezeichnungen. Sie bildet den Genitiv Singular mit Null und den Plural mit *-(e)n*, das Pluralallomorph *-(en, -n)* ist phonologisch gesteuert: *die Frau_{NOM}/der Frau_{GEN}/die Frau-en_{PL}, die Dame_{NOM}/der Dame_{GEN}/die Dame-n_{PL}*. Sämtliche Feminina (inkl. der starken) verzichten heute auf jedwede Kasusmarkierung: Sie unterscheiden nur eine Singular- von einer Pluralform, was mit dem synkretistischen Artikel *die* (Fem.Sg. und Pl.) begründet wird. Diese Kasusausdrucksdefizite bei den Feminina beklagt (m.W. als Einzige überhaupt) Pusch (2011, S. 98–101) beim Schreiben über Beziehungen zwischen Frauen: Die Kasussynekretismen, so die Linguistin, behindern das Schreiben über Frauen, die mit anderen Frauen interagieren, erheblich und verursachen Ambiguitäten, die sich nur mit stilistisch aufwändigen, hölzernen wirkenden Verfahren umschiffen lassen.³ Hinzu kommt, dass auch der

² Die Termini *stark*, *gemischt* und *schwach* sind arbiträr und keinesfalls zu semantisieren. Sie beziehen sich auf die einstige Beschaffenheit stammbildender Suffixe im (Indo-)Germanischen, heute sind sie wie folgt zu verstehen: schwach: mit *-(e)n* in Gen.Sg. und Pl.; stark: nicht mit *-(e)n* in Gen.Sg. und Pl. (sondern anderen Allomorphen); gemischt: mit *-(e)n* im Pl., aber nicht im Gen. Sg.

³ Ein Beispiel aus Pusch (2011) ist der doppeldeutige Satz *Niemand kannte sie so gut wie sie*, während bei zwei (ebenfalls vorgenannten) Männern die Kasusdistinktion und damit Bezugnahme funktioniert: *Niemand kannte er so gut wie ihn* bzw. *Niemand kannte ihn so gut wie er*. Beim femininen, doppeldeutigen Satz bleibe es „völlig im Dunkeln, welche der beiden ‚sie‘ die andere

Artikel Kasus nur rudimentär unterscheidet: So sind Nominativ und Akkusativ durchgehend (in beiden Numeri) synkretistisch (*die*), ebenso *der* im Genitiv bei der Numeri sowie im Dativ Singular (siehe Tab. 1).

Die riesige Klasse der gemischten Feminina ist ihrerseits aus einer frühnhd. Fusion zweier Klassen hervorgegangen. Sie wächst heute immer noch, da sie Mitglieder der anderen, der starken Femininklasse übernimmt, die sich ebenfalls keine Kasusdistinktion (außer im Dativ Plural: *den Bräuten*) leistet und den Plural mit Umlaut & -e bildet: *die Braut/der Braut/die Bräute*. Unter den heute noch verbleibenden ca. 35 starken Feminina befinden sich nicht viele Lebewesen (*Magd, Sau, Kuh*), auch erfolgt die Räumung dieser Klasse nicht belebtheits-, sondern rein phonologisch gesteuert (siehe Köpcke 2000a, 2000b, 2002). Der Faktor Belebtheit mit der groben Unterscheidung MENSCHLICH > BELEBT > UNBELEBT spielt bei den femininen (und neutralen) Deklinationsklassen überhaupt keine Rolle – im Gegensatz zu den maskulinen.

Tab. 1: Die Deklination gemischter (gem.) und starker (st.) Feminina

Kasus	Artikel	Singular			Artikel	Plural		
		gem. Dekl. (fast alle Fem.)		st. Dekl. (noch 35)		gem. Dekl.		st. Dekl.
Nom.	die	Frau	Tante	Braut	die	Frauen	Tanten	Bräute(n _{DAT})
Gen.	der				der			
Dat.	der				den			
Akk.	die				die			

2.2 Starke und schwache Maskulina

Entgegen den Feminina und Neutra leisten sich die Maskulina mit Abstand die meisten Deklinationsklassen, zumal sich innerhalb der starken Maskulina noch mehrere Subklassen befinden. Auch gibt es gemischte Maskulina, die hier unberücksichtigt bleiben. Bei der Organisation dieser maskulinen Deklinationsklas-

so gut kennt. Ich könnte Bände erzählen über diese Problematik, die sich erst dann im vollen Maße auftut, wenn wir über Frauen schreiben wollen“ (ebd., S. 100). Abhilfe lasse sich nur „mit dem hässlichen *diese*“ schaffen.

sen spielt Belebtheit die Hauptrolle, und dies diachron zunehmend. Dass Belebtheit bei den Neutra irrelevant ist, ist begreiflich (da Neutra kaum belebte Objekte bezeichnen, siehe Klein 2017), weniger, dass dies auch auf die Feminina zutrifft, die sich (bis auf die kleine starke Restgruppe) zu einer riesigen Einheitsklasse uniformiert haben.

2.2.1 Starke Maskulina mit *e*-Plural

Diese Subklasse der starken Maskulina und Neutra weist *s*-Genitiv und *e*-Plural auf. Die Neutra lauten niemals um, die Maskulina nur unter bestimmten Bedingungen, die viel mit Belebtheit zu tun haben. Dies ist eine junge Entwicklung, denn die heutigen starken Maskulina speisen sich aus ursprünglich zwei ahd. Klassen (Neutra traten erst später bei): Die umlautlosen Maskulina (*Tag/Tage*) gehen auf die ahd. *a*-Klasse zurück, die wegen *a*-haltiger Flexive keinen *i*-Umlaut auslöste im Unterschied zu den umlautenden Maskulina (*Gast/Gäste*), die aus der ahd. *i*-Klasse hervorgehen und deshalb umlauten. Im Singular verhielten sich beide Klassen ähnlich. Nach ihrem mhd. Zusammenschluss zu einer Großklasse fand eine Ausbreitung des Umlauts nach Frequenz und Belebtheit der nominalen Semantik statt, d.h., manche Maskulina, die nie Umlaut hatten, lauten heute um (z.B. *Arzt/Ärzte*). Dieser neue Umlaut nennt sich morphologischer, analogischer oder funktionaler Umlaut. Bei dieser Umsortierung nach Belebtheit haben Menschen- und Tierbezeichnungen eine ungleich höhere Wahrscheinlichkeit umzulauten als Objektbezeichnungen, vgl. *Ärzte, Äbte, Generäle, Füchse, Frösche, Wölfe* versus *Tage, Dachse, Farne, Gutturale, Busse, Dolche*. Doppeldeutiges *Bund* zeigt, dass zur Bezeichnung von Menschengruppen Umlaut eintritt (*Geheim-, Staatenbünde*), nicht aber von Objektbezeichnungen (*Schlüsselbunde*). Köpcke (1994) hat von allen einsilbigen Maskulina dieser Klasse (940 Types) die umlautfähigen (400) herausgegriffen, um zu ermitteln, ob und wann Umlaut eintritt. Von diesen 400 lauten 48% um. Dabei steuert eine sogenannte „anthropozentrische Welt-sicht“ (ebd., S. 83) das Umlautverhalten: Menschen(gruppen) lauten zu 79% um (*Ärzte, Päpste, Köche*), Säugetiere zu 66% (*Füchse, Wölfe*), Vögel zu 44% (*Hähne, Käuze*), Fische, Reptilien, Amphibien und Insekten nur zu 14% (*Frösche*) und Pflanzen (*Bäume*) zu 9%. Mit der Distanz zum Menschen nimmt also der Pluralumlaut ab. Da Frauen(bezeichnungen) unter den Maskulina nicht vorkommen und die sogenannte Geschlechtsgenerizität von Maskulina nachweislich kaum gilt, muss man präzisieren: Mit der Nähe zum Mann nimmt der Pluralumlaut zu. Damit liegt weniger eine anthropozentrische als eine androzentrische Weltsicht vor.

Interessanterweise befinden sich unter den 21% der nicht umlautenden Menschen- bzw. Männerbezeichnungen mit *e*-Plural solche, die negative, nicht ernst-

zunehmende Gestalten bezeichnen: *Schufte, Strolche, Protze, Prolle, Schalke, Trolle, Faune* (siehe Köpcke 1994; Klein 2017, S. 53 ff.). Die Bezeichnungen ‚ernstzunehmender‘, d.h. sozial anerkannter, ehrbarer, einflussreicher, kurz: mächtiger Männer wurden dagegen im Laufe der Sprachgeschichte durch analogischen Umlaut erhöht (Salienzzuwachs), nicht selten handelt es sich sogar um Entlehnungen: *Päpste, Äbte, Ärzte, Pröbste, Vögte, Köche, Räte, Herzöge, Generäle, Anwälte* (siehe Klein 2017, i.Ersch.). Auf beide Gruppen kommen wir unten (in Abschn. 2.3) zurück. Deutlich wird: Belebtheit, Geschlecht, soziales Prestige und Macht sind soziale Unterscheidungen, die tief in die Organisation von Flexionssystemen eingreifen und tagtäglich so häufig wie subtil reaktiviert werden. Deklinationen erweisen sich als Speicher sozialer, durchaus historischer, heute überkommener (siehe die an der sozialen Spitze stehende Geistlichkeit) Ordnungen, und zugleich reproduzieren sie dieselben.

2.2.2 Starke Maskulina mit *er*-Plural & Umlaut

Schließlich gilt es noch eine kleine Klasse anderer starker Maskulina in den Blick zu nehmen, die sich der einst ausschließlich neutralen sogenannten Hühnerhofklasse mit den Kernnomen *Lamm, Kalb, Huhn, Ei* angeschlossen haben (siehe Nübling 2018). Diese Klasse bildet den Plural mit *-er* und Umlaut und bietet den Vorteil, über zahlreiche und besonders gut markierte Kasus- und Numerusdistinktionen zu verfügen. Erst ab dem 14. Jahrhundert wurde diese Neutrumklasse für einige wenige Maskulina geöffnet (nur ca. 15), z.B. für *Mann: der Mann, des Mannes, dem Mann(e), den Mann – die/der Männer, den Männern*. Unter diesen 15 Maskulina befinden sich neben dem Prototyp *Mann* nur wenige menschliche bzw. männliche Wesen, und diese sind bezeichnenderweise von übermenschlicher Natur, nämlich *Gott, Geist* und (*Böse-*)*Wicht*, der noch heute zwischen *Bösewichter* und *Bösewichte* schwankt. Mehr (über)lebte männliche Maskulina sind nicht übergetreten. Es handelt sich hierbei also um ein illustres Grüppchen überirdischer Wesen, die sich eins teilen: maximale, ins Unermessliche reichende Handlungsmacht (Agentivität).

2.2.3 Schwache Maskulina

Aus genderlinguistischer Perspektive besonders aussagekräftig ist die Klasse der schwachen Maskulina. Diese war im Alt- und Mittelhochdeutschen noch bedeutend größer und vor allem semantisch heterogen. Schwache Maskulina bildeten fast das ganze Paradigma mit *-(e)n* – außer im Nominativ Singular: *der Mensch*

(Rest: *Menschen*), *der Kunde* (Rest: *Kunden*). Der Prototyp, der noch Neuzuwächse erfährt (etwa durch Partizipien wie *der Angestellte*, *Verwandte*, *Kranke*), besteht aus drei- oder zweisilbigen Nominativen auf -e mit Betonung der vorletzten Silbe, also der Struktur (x)X-e: *Matrôse*, *Gesêlle*, *Schimpânse*, *Áffe*. Speziell auf Männer referierende Lexeme maximieren Stabilität und Produktivität. Ursprünglich war die Klasse semantisch bunt gemischt, siehe mhd. *der brunne*, *schade*, *schwane*, *mensche*, *s(ch)lange* etc. Erst später hat sie sich auf männliche Lebewesen bzw. Männer spezialisiert und sich dabei zunächst ihrer unbelebten, später der schwach belebten Mitglieder entledigt (siehe ausführlich Köpcke 1993, 1995). Für die unbelebten Maskulina (Objekte und Abstrakta) wurde sogar eine neue (starke) Deklinationsklasse geschaffen: Deren Mitglieder haben auch im Nominativ Singular ein festes -n angenommen (wahrscheinlich wurde hier, weil sie häufig als Patiens vorkommen, die Akkusativ-Singular-Form generalisiert) und im Genitiv Singular ein -s, womit der Plural formal mit dem Singular (bis auf den Genitiv) identisch ist (siehe *der Brunnen/des Brunnens/die Brunnen*), wenn nicht sekundär-analogisch ein morphologischer Umlaut hinzukam (*der Schaden/des Schadens/die Schäden*). Damit wird bei den unbelebten Maskulina bis auf den Genitiv Singular keinerlei Kasus mehr unterschieden (siehe Tab. 2).

Tab. 2: Der Übergang unbelebter Maskulina von der schwachen in die starke n-Klasse

			sw. Kl. (Mhd.)	>	starke n-Klasse (Nhd.)	
					ohne UL	mit UL
Singular	Nom.	der	brunne		Brunnen	Schaden
	Gen.	des	brunne-n		Brunnen-s	Schaden-s
	Dat.	dem	brunne-n		Brunnen	Schaden
	Akk.	den	brunne-n		Brunnen	Schaden
Plural	Nom.-Akk.	die etc.	brunne-n		Brunnen	Schäden

Während die Inanimata der schwachen Maskulina in diese starke n-Klasse ausgewandert sind (*Brunnen*, *Schaden*, *Boden*), haben schwach belebte Objekte wie Pflanzen, Insekten, Fische und Reptilien (*Schlange*, *Schnecke*, *Kresse*, *Traube*) dagegen ihr Genus gewechselt, d.h., sie wurden in das andere Klassifikationssystem umgetopft: Sie wurden zu Feminina umkategorisiert und befinden sich damit in der gemischten Klasse ohne jegliche Kasusunterscheidung, z.B. *die Schnecke/der Schnecke/die Schnecken* (siehe Tab. 1 und Köpcke 2000a). Stärker belebte, dem Menschen näher stehende Tiere wie Vögel sind zwar bei den Maskulina ver-

blieben, aber in die starke Klasse ausgewandert – und haben hier auch den Umlaut angenommen, da sie ja belebt sind: *die Hahnen* (sw.) > *die Hähne* (st.), *Schwanen* > *Schwäne*, *Storchen* > *Störche*. Auch *Herzog* (< mhd. *herzoge*) war einmal schwach und hat sich zu den *Päpsten*, *Äbten*, *Vögten* und *Ärzten* der starken Maskulina gesellt (*Herzogen* > *Herzöge*). Derzeit schwanken *Fink*, *Greif*, *Pfau* und *Bär* (u.a. erkennbar am variierenden Genitiv Singular: *des Greifen* neben *des Greifs*).⁴ Das bedeutet, die Klasse der schwachen Maskulina verengt sich immer mehr auf den menschlichen, genauer: männlichen Prototyp. Die diachron immer enger gezogene Grenze schließt aktuell Vögel und einige Säugetiere aus. Manche schwanken bis heute in Genus und Deklination, teilweise sogar zwischen zwei Genera und drei Klassen: *der Krake* neben *der Kraken* neben *die Krake* (ebenso *Socke/n* und *Hode/n*). Alles ins allem entwickeln sich die schwachen Maskulina zu einer exklusiven Männerklasse.

Abb. 1: Schwache Maskulina und Feminina als mhd. Einheitsklasse und ihre spätere Trennung

Im Mittelhochdeutschen waren schwache Maskulina und Feminina noch in einer Klasse vereint und flektierten gleich (siehe Abb. 1). Zum Nhd. hin sind die Feminina insofern ausgeschert, als sie (im Zusammenhang mit der Fusion einer anderen großen Femininklasse) sämtliche Kasusunterscheidungen aufgegeben haben

⁴ Bei diesem Prozess spielen auch prosodische und phonologische Faktoren eine Rolle, denn Trochäen mit auslautendem Schwa verzögern das Verlassen dieser Klasse (z.B. *Räbe*). Für den Verbleib am wichtigsten ist jedoch Belebtheit bzw. Menschlich- bzw. Männlichkeit (siehe eingehend Köpcke 1993, 1995).

und eine deutliche Numerusdistinktion praktizieren. Es handelt sich dabei um einen morphologischen Prozess, der damit begründet wird, dass sich durch den synkretistischen Artikel *die* (Fem.Sg. und Plural) der Bedarf an einer klaren Pluralmarkierung am Nomen ergeben habe. Auch die starken Feminina (wie *Braut*, *Kunst*) haben über Analogie alle Kasusdistinktionen aufgegeben. In Abschnitt 2.3 gehen wir auf die Ratio dahinter ein. Im Moment sei nur festgehalten, dass Feminina wie *Zunge* sich ebenso wie die schwachen Maskulina (rein lautgesetzlich) hätten entwickeln können. Relikte dieser Femininflexion sind *auf Erden*, *von Seiten*, *mit Muttern*, *ich habe Muttern getroffen*.

2.3 Deklinationsunterschiede als sedimentierte Geschlechterrollen – und das Intermezzo der schwachen Maskulina

Fragt man nach der Ratio der hier grob skizzierten Klassen und insbesondere der Attraktivität der schwachen Maskulina für Männerbezeichnungen, so liegt die Antwort in der materiellen Kasus- und damit Rollenanzeige (siehe Tab. 3). Der Nominativ bezeichnet das Subjekt und damit in aller Regel das Agens, d.h. den Auslöser oder Kontrolleur einer Handlung, während die Objekte prototypischerweise den Rezipienten (Dat.) und das Patiens (Akk.) einer Handlung ausweisen. Der (hier nicht enthaltene) Genitiv zeigt Zugehörigkeit oder Besitz an.

Tab. 3: Besetzungen in einem typischen transitiven Satz (nach Alber/Rabanus 2011)

Kasus:	Nominativ	Dativ	Akkusativ
Syntaktische Funktion:	Subjekt	indir. Objekt	dir. Objekt
Thematische Rolle:	Agens	Rezipient	Patiens
Belebtheit/Animatizität:	belebt	belebt	un/belebt

Nur die schwachen Maskulina praktizieren im Singular einen flexivischen Unterschied zwischen Nominativ und Obliquus, indem (*der*) *Bote* gegen (*dem/den*) *Boten* opponiert. Als einzige Klasse statten die schwachen Maskulina exklusiv das Agens aus. Diese Kasuszäsur ist nicht zufällig, sondern zeigt an, dass der grammatische Normalfall den Mann als Agens einer Handlung und nicht als Patiens vorsieht. Die +/- Agens-Information signalisiert der Hörerin sofort, ob der bezeichnete Mann die Handlung selbst ausführt oder ob er von ihr betroffen (affiziert) und damit ausgeliefert ist. Wie stark die Agentivität insgesamt ausgeprägt

ist, hängt von weiteren Faktoren ab wie der Dynamik der Handlung, dem Ausmaß, in dem das Agens diese steuert, und von der Anzahl der (womöglich belebten, definiten) Objekte, die von dieser Handlung affiziert sind (*sie friert – hustet – spricht – gibt ihnen drei Euro – rettet den zehn Patienten das Leben*). Tabelle 4 kontrastiert das Singularparadigma eines schwachen Maskulinums und eines gemischten Femininums. Deutlich wird dabei auch, wie der Artikel in den Kasusausdruck eingebunden ist, und zwar bei den Maskulina ungleich stärker als bei den Feminina.

Tab. 4: Die nhd. Kasusflexion im Singular schwacher Maskulina und gemischter Feminina

Kasus	prototyp. them. Rolle	Artikel	sw. Mask.	Artikel	gem. Fem.
Nominativ	Agens	der	Bote_	die	Dame
Genitiv	Possessor	des	Bote-n	der	
Dativ	Rezipient	dem		der	
Akkusativ	Patiens	den		die	

Generell ist eine Nom./Akk.-Distinktion bei Animata sinnvoll, weil belebte Objekte typischerweise Handlungen auslösen (Agens), gleichzeitig aber auch Ziel einer Handlung sein können (Patiens). Dieser wichtige Unterschied muss klar markiert sein: Ob jemand transferiert/operiert/tötet oder ob jemand transferiert/operiert/getötet wird, ist von höchster Relevanz. Unbelebte Objekte besetzen dagegen typischerweise die Patiensposition, sie steuern selten eine Aktion. Seit jeher bezeichnen Neutra äußerst selten Menschen (zu *Mädchen* und *Weib* siehe Abschn. 3), was erklärt, weshalb sich viele indoeuropäische Sprachen hier einen (uralten) Nom./Akk.-Synkretismus leisten, vgl. nhd. Nom. = Akk. bei *es/es*, *das Schwein/das Schwein*. Auch das unbelebte Fragepronomen *was*, das ein altes Neutrum fortsetzt, zeigt diesen Synkretismus, während maskulines, belebtes *wer* zwischen *wer* und *wen* differenziert.⁵

Feminina hatten an der Nom./Akk.-Distinktion ursprünglich auch teil – siehe ahd. *diu zunga* (Nom.) vs. *dia zungūn* (Akk.) –, ebenso ihre Pronomen: ahd. *siu* ‚sie‘ (Nom.) vs. *sia* ‚sie‘ (Akk.). Im späten Mhd. wurde diese systematische Distinktion ([dy:] vs. [diə] etc.) aufgegeben – ob phonologisch oder morphologisch motiviert, ist umstritten, denn im Fall von mhd. *d[y:]* (Nom.) vs. *[diə]* (Akk.) sowie *s[y:]* (Nom.) vs. *s[iə]* (Akk.) existierten auch betonte Formen, die eine pho-

⁵ Auf die alte Femininform geht heutiges *wie* zurück.

nologische Differenzierung hätten konservieren können. Andere vertreten die Ansicht, dass mhd./fnhd. *sie*, *die* den alten Akk. fortsetzt (zu dieser Diskussion siehe Krifka 2009), die Einheitsform also morphologisch motiviert sei und die ‚Patientsform‘ generalisiert habe.

It remains a problem, for either explanation, why the animates, among the feminines, did not build up sufficient resistance against this development, if the case distinction had a high functional load for them. (ebd., S. 153)

Die deutsche Sprachgeschichte kennt durchaus Beispiele für morphologischen Widerstand gegen lautgesetzlichen Wandel. So erfasst die *e*-Apokope zwar den Dativ Singular, nicht aber den Plural, vgl. *dem Tag(e)*, aber *die Tage*. Im Englischen, Niederdeutschen und in anderen germanischen Sprachen ist bei den Pronomen die Dativform für den Akk. eingesprungen, vgl. engl. *she* – *her*. Im Deutschen ist dies merkwürdigerweise nicht eingetreten. Hier wurde eine hochsensible und -funktionale Distinktion aufgegeben, womit bei Feminina (und damit bei allen Referenzen auf Frauen) auf die Information Agens vs. Patiens verzichtet wird. Auch bei der Kasusnivellierung der femininen gemischten Klasse im Frühnhd. handelt es sich, wie gesagt, um keinen phonologischen Prozess (es gibt keinen *n*-Schwund), sondern um einen morphologischen. Krifka (2009) erklärt diese Kasusnivellierung mit der historischen Ungleichbewertung der Geschlechter, wo Frauen gesellschaftlich daran gehindert wurden, Handlungsträgerschaft zu übernehmen und damit in Agensrollen zu treten. Dieser Sexismus habe sich in die Grammatik eingefräst:

But what could have been a possible reason for this? After all, animate beings come in two sexes, male and female; typically there are roughly as many males as females; and in a sex-based gender language masculine and feminine forms are generally used to refer to males and females, respectively. One possible reason why the functional load of case distinction might have been less prominent with feminines than with masculines is that female referents are lower on the (linguistic) animacy scale than male referents. This might be an effect of a sexist speech community, or a sexist perception within the speech community, in which females are less likely to resume the agent role. There is little doubt that sexism is behind the so-called generic use of the masculine gender [...]. Case syncretism in feminine nouns would then be nothing else than another case of built-in sexism of language. (ebd., S. 153 f.)

Natürlich ist aus sprachhistorischer Sicht die Tatsache, dass Niederländisch (und Niederdeutsch) den alten Dativ *haar* (engl. *her*) zum allgemeinen Objektkasus erhoben haben, nicht im Umkehrschluss damit zu erklären, dass diese Gesellschaften weniger sexistisch waren.

Dass Belebtheit bzw. das, was eine Gesellschaft ihren Mitgliedern an Agentivität (Macht) zumisst, das Deklinationsverhalten der Substantive maßgeblich steuert, dokumentiert eine frühnhd. Kuriosität, die Klein (2017, i.Ersch.) be-

schreibt: Im 17. und 18. Jahrhundert kam es zur Ausbildung einer Sonderklasse für hochbelebte Maskulina, die ein Maximum an Kasusdistinktionen durch eine besonders raffinierte Flexionsklassenkombination schuf. Da sich diese Sonderklasse im Singular aus der schwachen und im Plural aus der starken, pluralumlautenden Klasse zusammensetzte, nennen wir sie einfach **schwarke Klasse**, siehe Abbildung 2.

		1) schwach	2) stark – UL	3) stark + UL	4) schwarke
Singular	Nom.	Bote	Strolch	Arzt	Bischof
	Akk.				
	Dat.	Boten	Strolche	Ärzte	Bischöfen
Plural	Nom.		Strolche	Ärzte	Bischöfe
	Akk.	Boten			
	Dat.		Strolchen	Ärzten	Bischöfen
Wortformen		2	3	4	4

Abb. 2: Die schwarke Klasse (17./18. Jahrhundert) für Bezeichnungen hochagentiver Männer

Die Mitglieder der schwarken Klasse entstammen ursprünglich entweder der schwachen Klasse 1 oder der umlautlosen starken Klasse 2, in der sich heute noch die unehrendhaften Männer am Rande der Gesellschaft tummeln: *Strolche*, *Schufte*, *Protze*, *Prolle*. Damit werden nicht befolgte Genderrollen flexivisch ausgestellt: (Bezeichnungen für) Männer, die ihren sozialen Erwartungen nicht nachkommen, werden flexionsmorphologisch so behandelt wie Tiere und Objekte, sie werden durch Umlautlosigkeit stigmatisiert. Ganz anders die hochbelebte (hochagentive) schwarke Klasse: *Bischof*, *Herzog*, *Anwalt*, *Marschall*, *Papst*, *Vogt*, *Probst*, *Abt* etc. Das Besondere an der schwarken Klasse des 17./18. Jahrhunderts ist, dass sie das Maximum an (vier) distinkten Flexionsformen umfasst, doch hätte sie das auch durch den Übergang in Klasse 3 erreicht. Vielmehr versammelt die schwarke Klasse noch mehr Vorteile, und zwar, indem sie im Singular das Muster der schwachen Klasse kopiert, eine deutliche Agens/Nichtagens-Opposition, die den Handlungsträger von den beiden Objektrollen scharf abgrenzt und damit den handelnden Mann distinguert. Das leistet die starke Klasse nicht, die ausgerechnet zwischen Nominativ und Akkusativ einen empfindlichen Synkretismus aufweist. Dies ist gegenüber dem schwachen Singular suboptimal. Im Plural hat die schwarke Klasse zum starken Umlautplural gegriffen mit einer besonders salienten Numerusopposition und mit – immerhin – einer Dativ/Nichtdativ-Opposition: Beides hat die schwache Klasse nicht zu bieten. Damit vereinigt diese neue Klasse das

Maximum an (möglichen) salienten Kasus- und Numerusdistinktionen. Und genau diese gelten exklusiv den (damals) mächtigsten Männern: Geistlichen und Heerführern. Wie dies konkret aussieht, sei anhand einiger Korpusbelege für *Bischof* im Singular gezeigt (aus Klein 2017, i.Ersch.; Korpus: DTA).

1605: „Von Johanne Fabro Bischoffen zu Wien“ (Dativ);

1727: „Einkünfte eines Bischoffen“ (Genitiv);

1768: „Hier überwand der Bischof den Grafen; dort der Graf den Bischofen“ (Akkusativ).

Im Plural kann Klein (2017) korpusbasiert nachweisen, wie rapide *Bischof* ab dem 17. Jahrhundert den Umlaut annimmt: Im Zeitschnitt 1645–1684 (n=141) schon zu 50% (gegenüber dem Nullplural), 1685–1724 (n=74) werden es 92%, und seit 1725 sind es 100% (was bis heute gilt). Bei alledem handelt es sich nicht um dialektale oder gar idiosynkratische Formen, die sich zufällig in einem großen historischen Korpus versammeln, sondern Klein (2017; i.Ersch.) hat darauf geachtet, dass die schwarke Klasse möglichst bei ein und demselben Autor vorkommt; dies ist ihm auch für weitere Substantive wie *Abt*, *Arzt*, *Vogt*, *Probst*, *Papst* gelungen, z.B. *des Römischen Papsten*, *dem Papsten*, *vom Papsten*, *des Arzten*, *zum Arzten* etc. Es handelt sich also um echte Paradigmen. Die hochbelebten schwarken Maskulina haben, nicht zufällig, ihre Hochzeit in der Ständegesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts. Heute existiert diese Klasse nicht mehr, ihre Mitglieder befinden sich alle in der starken Pluralumlautklasse 3 in Abbildung 2.

Bei den neu umlautenden Pluralen kommt eine bemerkenswerte Besonderheit hinzu: Die vier Zweisilber *Bischof*, *Märschall*, *Ánwalt* und *Hérzog* tragen ihren Hauptton auf der ersten Silbe (siehe Klein 2017, S. 48). Bekanntlich können nur Haupttonsilben umlauten, niemals Nebentonilben. Diese Regel wurde hier aber gebrochen: *Bischöfe*, *Marschälle*, *Anwälte* und *Herzöge* haben den tertiären (morphologischen) Umlaut auf die nebenbetonte zweite Silbe belegt, was ein weiteres Alleinstellungsmerkmal bildet: Der saliente Pluralumlaut war bei dieser Männer(führungs)gruppe offensichtlich so wichtig, dass er bisherige prosodisch-phonologische Restriktionen durchbrochen hat. Dies gilt übrigens auch für die beiden movierten Formen *Bischöfin* und *Anwältin*. Ein derart hoher Belebtheitsgrad ist so eng mit Umlaut assoziiert, dass dieser förmlich erzwungen wird und bestehende Hürden überwindet.

Damit bestätigt sich das, was schon Krifka (2009) andeutet und Klein (2017) bestätigt: Die linguistische Animatizitätshierarchie misst nicht etwa Belebtheit per se, sondern sie bildet historische soziale (Macht-)Verhältnisse ab: Frauenbezeichnungen verhalten sich grammatisch wie Objektbezeichnungen, die auf eine morphologische Agens/Patiens-Differenzierung verzichten können. Auch dass

viele Frauenbezeichnungen (sei es durch Diminution, sei es ohne) zu Neutra werden (und nicht bzw. ungleich seltener Männerbezeichnungen), zeigt, dass die dort angelegte Agens/Patiens-Nivellierung nicht stört. In das Bild geringer Belebtheit femininer Nomen passt auch das erwähnte Faktum, dass im Frühnhd. die maskulinen Bezeichnungen für niedrigbelebte Pflanzen und Nichtsäuger in die Feminina verschoben werden, neben *Schnecke*, *Schlange* etc. sogar die *Drohne*. Und schließlich spielt bei der Reorganisation der femininen Klassen Belebtheit (im Unterschied zu den maskulinen) keinerlei Rolle.

Das gesamte Deklinationsklassensystem ist somit durchzogen von (zunehmender) Geschlechtersegregation und von Geschlechterrollen, die darauf hinweisen, dass Männer (historisch) mächtige, einflussreiche Rollen und Positionen innehatten, Frauen eher ohnmächtige. Flexionsklassen mit Männerbezeichnungen profilieren Kasus, solche mit Frauenbezeichnungen (d.h. alle Feminina) nivellieren Kasus. Bei ‚Männern‘ werden über Deklinationsklassen verschiedene Gender-Kategorien exponiert, bei ‚Frauen‘ verweist die Deklination dagegen nur eindimensional auf ihr (eines) Geschlecht.⁶ Innerhalb der Männerlexeme zeigt sich eine Genderordnung (mit ranghohen, normalen und devianten Männerklassen), die bei den Frauen abwesend ist. Unsere Deklinationsklassen konservieren damit Geschlechterordnungen, die sich grosso modo in der Distinktion des agentiven, sozial erfolgreichen, mächtigen Mannes von Frauen, Tieren und Gegenständen manifestiert, aber auch zu männlichen Versagern.⁷ Dieses Bild ändert sich jedoch, wenn wir auf das zweite Klassifikationssystem schauen: Genus.

⁶ Als singuläre (keineswegs belanglose) Ausnahmen gelten jedoch *Mütter* und *Töchter* – die beiden einzigen Feminina, die (wie ansonsten viele Maskulina) ihren Plural ausschließlich über Umlaut bilden (ähnlich wie *Väter* und *Brüder*, aber auch wie *Nägel*, *Äpfel*, *Böden* u.v.a.m.). Die andere Ausnahme ist *Braut*, die sich (neben *Magd*) als seltene Frauenbezeichnung noch in der Restgruppe der starken Klasse befindet und mit *Bräute* pluralisiert. Beides wird in Abschnitt 3.4 aufgegriffen und eingeordnet. Auch ist zu präzisieren, dass – siehe Abschnitt 3.4 – Frauenbezeichnungen auch Neutra sein können und dann mehr Kategorien unterscheiden (*das Weib*, *des Weibs*, *die Weiber*).

⁷ Der Aufsatz „How pervasive are sexist ideologies in grammar“ von Neset (2001) befasst sich mit russischen Deklinationsklassen und der hierdurch manifest werdenden Geschlechterordnung.

3 Genus: Geschlechterdisziplinierungen durch ‚Fehlklassifikation‘

Wir meiden die Rede vom *grammatischen Geschlecht* und sprechen bei dieser Nominalklassifikation nur von *Genus* (mit Femininum, Maskulinum, Neutrum). Unter *Geschlecht* oder *Gender* verstehen wir die persönliche Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen (weiblich, männlich). *Sexus* bezeichnet das biologische, *Gender* das relevantere soziale Geschlecht, das von Geschlechtsrollenerwartungen bestimmt und interaktiv hergestellt wird. Da es i.d.R. irrelevant ist, ob Sexus und Gender korrelieren, sprechen wir vereinfachend von Geschlecht. Die Linguistik und die typologische Genusforschung verwenden jedoch fast nur den Sexusbegriff. Aus Gründen der Anschlussfähigkeit, aber auch weil wir Tiere, denen nur Sexus und nicht Gender zukommt, mitbetrachten, können wir diesen biologistischen Begriff nicht immer vermeiden, z.B. bei der Rede vom Genus-Sexus-Prinzip.

Im Deutschen gibt es kaum verlässliche (DaF-taugliche) Regeln, nach denen Genus zugewiesen wird. Köpcke/Zubin (1984, 1996, 2009) haben in mehreren Beiträgen gezeigt, dass es einige formale und semantische Prinzipien gibt, nach denen man es bis zu einem gewissen Grad erschließen kann. So fordern bestimmte Derivationssuffixe feste Genera, z.B. sind alle Derivate auf *-ung* feminin, auf *-ling* maskulin und auf *-chen* oder *-lein* neutral. Diese morphologischen Regeln sind dominant, sie überschreiben das Basisgenus (*das Kreuz* – *die Kreuzung*, *der Hund* – *das Hündchen*). Semantische Regeln existieren nur wenige, die wichtigste ist die sogenannte Genus-Sexus-Regel.

3.1 Das sogenannte Genus-Sexus-Prinzip

Wenn es denn eine verlässliche semantische Regel gibt, die das Genus deutscher Substantive vorhersagt, dann die, dass Bezeichnungen für Frauen feminin und solche für Männer maskulin sind (siehe Abb. 3). Daran haben auch Wörter für höhere Tiere teil (*Kuh* vs. *Bulle*). Diese Regel reicht bei den Menschen an die 100% heran und wird auch produktiv auf Entlehnungen angewandt (*die Queen*, *der Boy*). Nur vor diesem Hintergrund einer rigiden Genus-Sexus-Konkordanz erweisen sich Ausnahmen als umso erklärungsbedürftiger. Es wird gezeigt, dass Genus-Sexus-Diskordanzen wie *die Tunte*, *das Weib* nur vermeintliche Ausnahmen sind, bestätigen sie doch auf höherer Ebene und umso nachdrücklicher den engen Nexus zwischen Genus und Geschlecht: Genus-Sexus-Diskordanzen stellen Menschen aus, die sich nicht geschlechtsrollenkonform verhalten. Sie adressieren damit die Kategorie Gender.

Innerhalb der Personenbezeichnungen (in Abb. 3) ist festzustellen, dass Rufnamen und Verwandtschaftsbezeichnungen (abgesehen von einigen Dialekten) andere Personenbezeichnungen an Rigidität der Genus-Sexu s-Regel übertreffen: Verwandtschaft scheint noch ‚geschützter‘ zu sein. Deutlich wird auch, dass mit abnehmender Belebtheit der Genus-Sexu s-Nexus brüchiger wird, um bei Pflanzen und Objekten ganz zu verebben. Nutztiere als dem Menschen nahestehende und für ihn hochrelevante Lebewesen haben dagegen weitgehend am Genus-Sexu s-Prinzip teil.

ANIMAT				INANIMAT		
Genus-Sexus-Relation:						
engstens		eng		locker stereotyp	nicht vorhanden/ arbiträr

benannte Verwandt- Personen		Personen	Nutztiere	Säuge- tiere	andere Tiere	Pflanzen
m: <i>Rolf</i>	<i>Bruder</i>	<i>Mann, Mönch</i>	<i>Stier, Hahn</i>	<i>Hund</i>	<i>Spatz, Dorsch</i>	<i>Sellerie</i>
f: <i>Ronja</i>	<i>Schwester</i>	<i>Frau, Nonne</i>	<i>Kuh, Henne</i>	<i>Katze</i>	<i>Taube, Spinne</i>	<i>Möhre</i>
n. (<i>s Anna</i>)	–	(<i>Weib</i>), <i>Kind</i>	<i>Rind, Huhn</i>	<i>Pferd</i>	<i>Krokodil</i>	<i>Kraut</i>

Abb. 3: Genus-Sexu s-Relationen bei Animata (ohne Diminutiva)

Die Tatsache, dass einige Personenbezeichnungen sich nicht dem Genus-Sexu s-Prinzip fügen, wird von einigen LinguistInnen paradoxerweise und unter Verken- nung der dahinterstehenden Ratio genau dafür herangezogen, das Genus-Sexu s-Prinzip in Frage zu stellen. So schreibt die Duden-Grammatik (1984):

Eine Parallelität von Genus und Sexu s [...] besteht nicht, was sich bereits in dem Vorhan- densein einer dritten Gruppe mit Neutra ablesen lässt. Beispielen wie *der Mann*, *die Frau* steht eine Fülle von Substantiven ohne Übereinstimmung von Genus und Sexu s gegenüber. (ebd., S. 199)

Etwas vorsichtiger formuliert sie elf Jahre später, die „Fülle an Substantiven ohne Übereinstimmung“ ist implodiert:

Was das Verhältnis von Genus (grammatischem Geschlecht) und Sexu s (natürlichem Ge- schlecht) angeht, so besteht, wiederum grundsätzlich betrachtet, keine Parallelität. Solchen Beispielen wie *der Mann*, *die Frau* [...] stehen andere Beispiele gegenüber, bei denen Genus und Sexu s nicht übereinstimmen, etwa *das Weib*, *das Mädchen*, *das Fräulein*. (Duden- Grammatik 1995, S. 195)

Spätere Auflagen haben diesen Passus gestrichen und äußern sich zu diesem Komplex weitaus differenzierter.⁸ Am dezidiertesten negiert Löffler (1992) einen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht:

Offensichtlich besteht im alltäglichen Sprachgebrauch keine zwingende Beziehung zwischen grammatischem Geschlecht und natürlichem Sexus, ja man könnte sogar den Eindruck gewinnen, dass im Alltag der soziale Geschlechtsunterschied sprachlich gar nicht wahrgenommen werden soll. Anders könnte man nicht die häufig grammatisch neutralen Personenbezeichnung[en] erklären: *das* Kind [...], *das* Mädchen, „es“ im Schweizerdeutschen als Pronomen für alle weiblichen Wesen. [...] Das grammatische Geschlecht von Personenbezeichnungen wird jedenfalls für die Unterscheidung gesellschaftlicher Geschlechterfunktionen nicht systematisch genutzt, ohne dass deswegen die Sprache gleich als ‚patriarchalisch‘ angesehen werden muss. (ebd., S. 43)

Im Folgenden wird gezeigt, dass es durchaus andere Erklärungen gibt, dass die Neutra bei Frauenbezeichnungen hochfunktional sind, dass das Genus für Personenbezeichnungen systematischer genutzt wird, und zwar genau zur Bezeichnung sozialer Geschlechtsunterschiede, und dass ‚die Sprache‘ patriarchaler ist als gehnt. Da die Linguistik über einen primitiven, biologistischen Sexusbegriff nicht hinauskommt, verstellt sie sich den Blick gegenüber dem, was die Soziologie längst an Geschlecht und seiner Darstellung identifiziert und differenziert hat. Was unser alltägliches Frau- und Mannsein ausmacht, hat mit Biologie (Sexus) logisch nichts zu tun, auch wenn die Einsortierung in eine der beiden Geschlechtsklassen⁹ direkt nach (oder schon vor) der Geburt dem folgt,

8 Zu einem Überblick über die zahlreichen Grammatiker, die einen Genus-Sexus-Bezug ignorieren oder sogar abstreiten, oft mit dem Vorwurf, andere verwechselten Genus und Sexus, sei auf Doleschal (2002) verwiesen; so argumentieren wegen der Fälle *Mädchen* und *Weib* für Genus-Sexus-Arbitrarität Kalverkämper (1979) und Stickel (1988). Wie sich das anhören kann, sei mit Kalverkämper (1979) gezeigt: „Sie [Trömel-Plötz 1978] vermischt die außersprachliche Kategorie ‚Sexus‘ mit der sprachlichen Kategorie ‚Genus‘, indem sie von Gegebenheiten beim Genus auf Gegebenheiten des Sexus schließt. Dabei übersieht sie ganz, dass das Deutsche ja drei Genera besitzt; wäre das Neutrum (*das Mädchen*, *das Weib*, *das Fräulein* u.a.) mit in die Überlegungen zu Maskulin und Feminin bzw. Mann und Frau einbezogen worden, hätte sich die Verlorenheit der Gedankengänge von selbst entdeckt“ (ebd., S. 60). Anders die beiden Genusforscher Köpcke und Zubin, die von Anfang an gezeigt haben, dass und wie Genus und Geschlecht zusammenhängen, und bedauern: „Gerade die defektive Korrespondenz zwischen Sexus und Genus, wie etwa bei *das Mädchen* und *das Weib*, muss immer wieder als Evidenz für die vermeintliche Arbitrarität bei der Genuszuweisung im Deutschen herhalten“ (Köpcke/Zubin 1996, S. 481; siehe auch Eisenberg 2013, II, S. 136 f.; Wienold 1967, S. 162 f.).

9 Dass es mehr als zwei biologische und soziale Geschlechter gibt, ist unbestritten, hier aber nicht von Belang, da diese Unterscheidungen nicht in die Grammatik diffundiert sind. Die Grammatik zementiert die Geschlechtsbinarität und sanktioniert Rollenübertretungen.

was bei der kindlichen Leibesbeschau zwischen den Beinen vorgefunden wird. Was Frauen und Männer im Alltag trennt, sind also weniger ihre Geschlechtsorgane als ihre unterschiedlichen Geschlechterrollen und sozialen Platzanweisungen, denen sie (mit historisch nachlassender Rigidität) nachkommen müssen und deren Nichtbefolgung sanktioniert wird – auch grammatisch. Im Folgenden beleuchten wir solche Genus-Sexus-Devianzen. Dabei beziehen wir uns auf referentielle Verwendungen von Personenbezeichnungen, nicht auf prädikative. Uns interessiert also nicht, ob es möglich ist zu sagen: *er ist eine Klatschbase* oder *sie ist ein Miesepeter* (beides geht wegen der nichtreferenziellen Prädikativfunktion).

3.2 Männerbezeichnungen im Femininum

Wir beginnen mit dem überschaubaren Fall femininer Männerbezeichnungen: Sie beschränken sich auf Wörter für homosexuelle Männer (*die Tunte, Schwuchtel, Tucke*) und auf Feiglinge (*die Memme*). Gemeinsam ist ihnen ein Versagen in der als heterosexuell bzw. draufgängerisch-mutig konzipierten und normalisierten Männlichkeit: Männer, die dasjenige Geschlecht begehren, das nach geltender sozialer Norm Frauen begehrt, bzw. die sich so verhalten, wie es ‚normalerweise‘ Frauen tun (nämlich ängstlich), werden grammatisch wie Frauen behandelt: Sie werden aus ihrer Genusklasse verstoßen, buchstäblich deklassiert, sozial kastriert und in die diejenige der Frauen abgeschoben. Da alle diese Lexeme pejorativ sind, stützt dies die Deutung des Genusklassenverweises als Degradierung und Deklassierung, das Femininum stigmatisiert. Heterosexualität ist für die Konstruktion der beiden Geschlechtskategorien von solch hoher Bedeutung, dass Lesben und Schwule hier „schlicht keinen Platz finden“ (Hirschauer 2003, S. 466) und ab dem 18. Jahrhundert ins sogenannte Dritte Geschlecht verfrachtet wurden (Hirschauer 1993, 2001, 2013). Schwule werden aus der Klasse der Männer exkommuniziert – gesellschaftshistorisch wie genusgrammatisch. Umgekehrt scheinen Maskulina zur Bezeichnung von Lesben weniger üblich zu sein (hier mangelt es allerdings an linguistischer Forschung).

3.3 Frauenbezeichnungen im Maskulinum

Umgekehrt stellt sich die Frage, ob auch Referenzen für Frauen im Maskulinum ein solch degradierendes Potenzial entfalten. *Der Vamp* bezeichnet etwa eine Frau, die, indem sie Macht über Männer hat, sich insofern männlich geriert. Dass Rollenübertretungen durchaus durch Genusübertretungen ikonisiert werden kön-

Dass die Backfischliteratur umgekehrt für brave, rollenkonforme Mädchen auffällig viele Neutra bereithält wie *das Wesen, Ding, Juwel, Geschöpf, Sonnenlicht, Seelchen, Vögelchen, Herzchen, das Jelängerjeliieber, das Kleine*, ist Thema des folgenden Abschnitts.

3.4 Frauenbezeichnungen im Neutrum

Zahlreiche Bezeichnungen für Mädchen und Frauen sind Neutra: *das Weib, Mädchen, Fräulein, Luder* etc., dialektal *das Mensch*. Viele sind pejorativ, andere bezeichnen einfach junge Frauen. Dass sich darunter auch Diminutiva befinden, die schon aus morphologischen Gründen das Neutrum erzwingen, ist kein Gegenargument. Vielmehr ist die Tatsache, dass weibliche Bezeichnungen ungleich häufiger diminuiert werden als männliche, so zu verstehen, dass dabei das Neutrum der Diminutiva abgeschöpft wird, um den besonderen Mehrwert des Neutrums nutzbar zu machen. Diminutiva dienen damit nicht nur der Verkleinerung oder Verniedlichung des Basiskonzepts, sondern auch oder vor allem der Erzeugung von Neutra. Wenn *Mädchen*, das faktisch bis ins fortgeschrittene weibliche Erwachsenenalter gebraucht wird, diminuiert ist, auf Jungen aber, die deutlich früher ihre Bezeichnung als *Junge* abstreifen, niemals mit Diminutiva referiert wird, so hat der Diminutiv weniger mit Kleinheit und Kindlichkeit als mit dem Neutrum zu tun. Fast alle Dialektwörter für Mädchen sind entweder Diminutiva und dadurch Neutra (*Diandl, Mädle, Mäken* etc.), oder sie sind nicht diminuiert und dennoch Neutra: *das Mensch, s Chind, dat Wicht, Luit, Famen, Deern* (neben der einzigen femininen Ausnahme *di Deern*, siehe König 2005, S. 166). Bei Jungen ist dagegen komplette Fehlanzeige zu vermelden: Weder kommen dort Diminutiva noch Neutra vor, sondern ausschließlich Maskulina: *der Junge, Bengel, Bub, Kerle* (ebd.).

Die Nutzung des dritten Genus für eins der beiden menschlichen Geschlechter stellt eine dramatische Verschiebung dar und ist nur dann adäquat zu interpretieren, wenn man sich fragt, welche Referenten üblicherweise durch Neutra bezeichnet werden: Es sind vorrangig Inanimata, vor allem Stoffe (*das Blut, Wasser, Eisen*) und Gegenstände (*das Pult, Fenster, Regal* etc.). Auch Konversionen enden im Neutrum (*das Laufen, das Aber, das Gute*). Weist man substantivierten Adjektiven dagegen das Femininum oder das Maskulinum zu, gewinnt man daraus automatisch belebte, sexuierte Menschen: *die Gute* und *der Gute* können (ohne weiteren Kontext) nur eine Frau bzw. einen Mann meinen (sog. Differentialgenus, das den Genus-Sexu-Nexus besonders deutlich belegt). Neutra haben eine geringe Chance, in die Agensposition zu treten, typischerweise besetzen sie die Patiensposition. Daher unterscheiden Neutra seit jeher nicht zwischen Nominativ und Akkusativ. Schließlich gibt es auch einige wenige Neutra, die Belebtes

bezeichnen, und zwar auffälligerweise Kleinkinder als noch weitgehend unsexuierte Menschen vor der Geschlechtsreife: *das Kind, Baby, Neugeborene*. Neutra bezeichnen also unbelebte Stoffe, Objekte, Tiere und Kleinkinder. Alle zeichnen sich durch Nichtsexuiertheit (Asexus) aus.

Mehrere LinguistInnen haben sich mit Neutra und ihrer Referenz auf Belebtes befasst: Köpcke (1993, S. 139) spricht von einem „Mittel zur Entkräftung“, Werner (2012, S. 192) von „Asexus [...] mit intendierter, starker Pejoration“. In Nübling (2014) habe ich Neutralisierungen von Familiennamen untersucht, z.B. *das Merkel*, und bezeichne das Neutrum als „derogatives Genus“ und Mittel zur „Deagentivierung“ (*das Merkel* wird typischerweise als Patiens, als Spielball anderer Politiker und handlungsunfähiges Wesen konzipiert). Di Meola (2007) bezeichnet es als „defizitäres Genus“, das sich durch Mangel an Agentivität auszeichne. Alles deutet in eine ähnliche Richtung und weist das Neutrum als ungeeignet für agentive, belebte Referenten aus. Die Neutrumzuweisung bei Menschen rückt diese in den Bereich unreifer Junglebewesen oder unbelebter Objekte, das Neutrum verleiht ihnen etwas Gegenständlich-Patientives.

Köpcke/Zubin (2003) haben das spezifische, meist pejorisierende Potenzial neutraler Frauenbezeichnungen am präzisesten erfasst. Sie identifizieren für Frauenbezeichnungen zwei produktive lexikalische Cluster: neutrale Mädchen ohne sexuelle Erfahrung und mit geringem Sozialstatus, die eher abhängig sind und im Dorf leben – im Gegensatz zu femininen Frauen, die sexuell erfahren sind, vermutlich verheiratet und Mutter, sozial gefestigt und älter sind (ebd., S. 151). Beide Cluster werden (und wurden) kräftig angereichert, derzeit etwa das Neutrum-Cluster durch Anglizismen wie *das Girl, Model, Pin-up, Bunny, Playmate, Hottie, Chick, Groupie* – neben den traditionellen (schon im 18. Jahrhundert bestehenden) und wahrscheinlich den Kern bildenden Neutra *Mädchen, Fräulein, Frauenzimmer, Weib*. Darum herum lagert sich ein ganzer Kranz an Bezeichnungen ähnlich gearteter unverheirateter Frauen an, denen gemeinsam ist, noch verfügbar zu sein. Oder es handelt sich um negative Metaphern, die die Frau objektivieren und dabei überzufällig häufig Neutra generieren: *das Ding, Stück, Schaf, Biest, Klappergestell, Reff, Entchen, Loch, Aschenputtel* etc. (Köpcke/Zubin 2003 erwähnen etwa 100 solche Neutra, die sie einem Wörterbuch entnommen haben). Auch hier dürfte gelten: Nicht nur die Semantik, auch das Neutrum ist erwünscht. Fragt man umgekehrt, welcher Typ von Frau gegen das Neutrum gefeilt ist, dann stößt man auf die verheiratete, sozial arrivierte (Ehe-)Frau und Mutter. Hier hat das Femininum seinen festen Platz, die Frau wird (mithilfe ihres Mannes) ins richtige Genus angehoben. Nichts dergleichen findet sich bei Männerbezeichnungen.

Dies korreliert mit dem, was der Soziologe Stefan Hirschauer als die drei weiblichen Geschlechtszustände bezeichnet, denen nur zwei männliche gegen-

überstehen: Angesichts der Tatsache, dass Elternschaft nicht nur genderisiert, sondern gynisiert ist (was Väter und Mütter mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartungen befrachtet und erklärt, weshalb Retraditionalisierungen besonders in diesem Stadium der Paarbeziehung eintreten), stellt er fest, dass für Frauen

ein kontinuierlicher Prozess der Vermutterung [gilt], der sie schon lange vor ihrer Pubertät unter Schwangerschaftserwartung stellt. [...] Die Mutterschaft gilt kulturell als ein in den Frauen schlummernder Geschlechtszustand – so wie zuvor das Frausein im Mädchen (Jungfer) schlummerte. In einer reproduktiven Teleologie entpuppt sich die Mutter aus der Frau wie diese aus dem Mädchen. Auf dem Gendering weiblicher Menschen sitzt also ein M/Othering von Frauen auf. Es schiebt sie in einen dritten Geschlechtszustand, der Feminitätsanforderungen absenkt, aber ihre Fraulichkeit irreversibel zur Entfaltung bringt. (Hirschauer 2015, S. 8)

Eine erfolgreiche weibliche Biografie durchschreitet, der Metamorphose von Insekten nicht ganz unähnlich, zunächst zwei (vorläufige) Phasen, um letztendlich und erfolgreich bei der Imago der verheirateten Frau zu enden, die durch die Mutterschaft gekrönt wird: Erst in diesem dritten Stadium entpuppt sich die vollwertige Frau und qualifiziert sich nun für das passende, geschlechtskongruente Genus (siehe Abb. 4).

Abb. 4: Die drei weiblichen Geschlechtszustände und ihre lexikalisch-grammatischen Reflexe

Dass in Phase I und II nur das kindliche, nicht sexuierte bzw. inanimate Neutrum gilt, darf als Hinweis auf die soziale Unreife dieser jungen Frauen gelten. Eine wichtige Zäsur bildet der Übergang von Phase I zu Phase II (wo der Backfisch mit der Maskulinaffinität angesiedelt war), der die weibliche Geschlechtsreife markiert und das soziale Augenmerk auf die fürderhin zu hütende Jungfräulichkeit des nun mannbaren Fräuleins lenkt (mit allen Verhaltens-, Kleidungs- bis hin zu

Verhüllungsvorschriften).¹⁰ Zu ihrer Bezeichnung stehen zahlreiche neutrale (oft diminuierte) Lexeme bereit, viele aus dem Englischen (*Girl, Playmate, Hottie*). Bemerkenswert ist der hohe lexikalische Verschleiß, auch weil solche Lexeme immer wieder zu Sexualisierung und Pejorisation neigen.

Noch dramatischer gestaltet sich aber der Übergang zur Ehefrau und Mutter in Phase III. Erst hier wird der Frau ihr geschlechtskongruentes Genus zugestanden. Auch andere Zeichensysteme künden von dieser Transition, die fast einem Spezieswechsel gleicht: Bräuche, Trachten, Hochzeitskleider, die ostentativ Fruchtbarkeit und Gebärfähigkeit der Braut ausstellen und die zu erwartende Mutterschaft einläuten. Manche Sprachen mahnen schon in ihrem Wort für ‚Ehe‘ die Mutterschaft an, z.B. lat. *matrimonium*. Finnisch *huolen* ‚heiraten‘ bedeutet wörtlich ‚Frau werden‘ (Hausherr-Mälzer 1990, S. 62). Tummeln sich zur Bezeichnung von Phase II viele Lexeme, so kehrt in Phase III umso mehr Ruhe ein: Das Lexem *Mutter* existiert konkurrenzlos seit indogermanischer Zeit, d.h. seit mehr als 6.000 Jahren (mehr dazu unten). Auch viele idg. Sprachen haben es bewahrt: span. *madre*, poln. *matka*, gäl. *màthair*, pers. [ma:dar], griech. *mitéra*, lett. *māte* etc. Nicht minder einschneidend ist die Tatsache, dass die Frau bei der Heirat außer zu einem Genus- auch zu einem Namenwechsel kommt, der ihre bisherige Identität beschneidet und sie auch onymisch an den Ehemann bindet und vom Vater entbindet (noch heute entscheidet sich das Gros der Bräute ohne juristische Not für die Übernahme des männlichen Familiennamens). Auch weitere sprachliche Indizien konzipieren die Frau als Geschlechts- und (zum Mann) relationales Wesen: *Aus Knaben werden Leute, aus Mädchen werden Bräute*.

Einer entsprechenden Abbildung für den Mann bedarf es nicht, sie lässt sich in wenigen Worten beschreiben: Der Mann durchschreitet nur zwei Geschlechtszustände (*Junge* → *Mann*), die ihm von Anfang an das geschlechtskongruente Maskulinum zuweisen. Geschlechtsreife, Heirat(sfähigkeit) und Vaterschaft bilden sich sprachlich kaum ab: Weder ändert sich sein Genus, noch ändert sich sein Name. Auch hängt sein Sozialstatus nicht von seinem Familienstand ab. Für die Frau ist Beginn und Ende der Ehe von existentieller Bedeutung. Die *Braut* auf der Schwelle zur Ehefrau ist bereits Femininum und neigt bemerkenswerterweise auch nicht zur Diminution. Wie in Fußnote 4 von Abschnitt 2.3 erwähnt, leistet sie sich mit dem Plural *Bräute* den seltenen starken Plural mit Umlaut und -e. Außerdem bilden *Braut* und *Witwe* die einzigen Simplizia, die eine Frau primärbezeichnen und aus denen die männlichen Bildungen *Bräutigam* und *Witwer* morphologisch-sekundär abgeleitet werden (siehe Kochskämper 1993). Ansons-

¹⁰ Die Assoziation zwischen Verhüllung und Verpuppung (Phase II) drängt sich auf und sei nicht weiter vertieft.

ten gilt das umgekehrte Prinzip, weibliche Bezeichnungen (meist über Movie-
 rung) aus männlichen Basen abzuleiten. Auch *Mutter* hat eine grammatische Sin-
 gularität vorzuweisen: Neben *Tochter* stellt *Mutter* das einzige Femininum dar,
 dass nur über Umlaut (ohne Suffix) seinen Plural bildet: *Mütter* und *Töchter*
 (regulär wäre *n*-Plural, siehe *Schraubenmuttern* [gleiches Etymon], *Nattern*). Dass
Mutter zu den ältesten Wörtern überhaupt gehört, wurde schon gesagt (dies gilt
 auch für andere Kernfamilienmitglieder wie *Vater*, *Tochter*, *Bruder*). Dieses Wort
 hat nie Konkurrenz durch andere Lexeme oder Sprachen erfahren (vgl. dagegen
Tante, *Onkel*, *Cousin* aus dem Frz., *Großmutter*, *Großvater* als frz. Lehnprägungen,
 die dynamischen formalen wie semantischen Entwicklungen, Verschiebungen
 und Schwünde bei den Bezeichnungen der weiteren Familie, siehe Nübling et al.
 2017, S. 168–172). Nur der kindzentrierte Ausdruck *Mama* scheint sich derzeit zum
 Synonym von *Mutter* zu entwickeln (siehe Abschn. 4). Auffällig ist schließlich
 noch, dass (historische) Sprichwörter jedes weibliche Lebensstadium mit War-
 nungen und Disziplinierungen belegen – mit der einzigen Ausnahme der Mutter,
 wie Schipper (1996, S. 18) mit Erstaunen feststellt. Die Mutter befindet sich sprach-
 lich in einer Art Schutzhülle, sie wird geschont und von allen Unbilden fernge-
 halten – in vollem Gegensatz zu der noch unbemannten jungen Frau auf dem
 (Heirats-)Markt, die unablässig mit neuen Bezeichnungen ausgestattet wird. Im
 Zusammenhang mit der Backfischliteratur wurde erwähnt, dass für die rollen-
 konformen, heiratsfähigen Mädchen ein Fülle neutraler Metaphern bereitsteht: *das*
Ding, *Juwel*, *Geschöpf*, *Sonnenlicht*, *Seelchen*, *Vögelchen*, *Herzchen*, *Jelängerjelier*.
 Diese Mädchen gilt es wie zerbrechliche Objekte im Auge zu behalten, besonders
 ihre Jungfräulichkeit (wie entsprechende Sprichwörter belegen: *Jungfern und Glä-
 ser schweben in steter Gefahr*), zumal die Haltbarkeit dieser Mädchen nur von kur-
 zer Dauer ist (*Äpfel zu Ostern und Mädchen über Dreißig schmecken nicht mehr*).

Zurück zum **Genuswechsel** an der Schwelle vom Fräulein zur Braut, Ehefrau
 und Mutter. Robinson (2010) beobachtet und analysiert die variable Genusver-
 wendung in grimmschen Märchen, genauer den Wechsel vom neutralen zum
 femininen Pronomen mit Referenz auf junge Frauen. Er stellt fest, dass viele Mäd-
 chen entweder mit ihrer Geschlechtsreife (Rapunzel) – also mit Beginn von
 Phase II – oder mit Aussicht auf bzw. Vollzug der Heirat ins Femininum wechseln
 (zu Phase III). Ist jedoch keine Heirat in Sicht, dann gilt: „No marriage, no sie“
 (Robinson 2010, S. 156). Das liest sich wie folgt (aus „Die sechs Schwäne“):

Er tat **ihm** seinen Mantel um, nahm **es** vor sich aufs Pferd und brachte **es** in sein Schloss. Da
 ließ er **ihm** reiche Kleider antun, und **es** strahlte in seiner Schönheit wie der helle Tag, aber
 es war kein Wort aus **ihm** herauszubringen. Er setzte **es** bei Tisch an seine Seite, und **seine**
 bescheidenen Mienen und **seine** Sittsamkeit gefielen ihm so sehr, dass er sprach: ‚Diese
 begehre ich zu heiraten und keine andere auf der Welt‘, und nach einige Tagen vermählte er
 sich mit ihr. (ebd., S. 155; Hervorhebungen: DN)

Als weitere Form des Genuswechsels in der weiblichen Biografie sei abschließend das Faktum genannt, dass verschiedene deutsche Dialekte auch die **Rufnamen von Mädchen und Frauen** ins Neutrum setzen können: *s Anna, et Sonja* (siehe hierzu Christen 1998; Nübling/Busley/Drenda 2013; Nübling 2017; Busley/Fritzinger 2018). Daneben existiert meist auch das Femininum (*d Anna*). Diese onymischen Neutra reflektieren ziemlich genau das, was Köpcke/Zubin (2003) für die Appellative festgestellt haben: junge, dörfliche, unverheiratete Frauen, kleine Mädchen, Töchter und (früher) Mäde sind prototypischerweise Neutra. Dagegen sind erwachsene, verheiratete Frauen, die einen gewissen Sozialstatus innehaben und evtl. in der Stadt leben, Feminina. Manche (eher die nördlichen) Dialekte haben diese soziale Genuszuweisung mittlerweile pragmatikalisiert insofern, als diese nur noch die Art der Beziehung zwischen Sprecher/in und Namenträgerin gestaltet: Vertraute Duz-Beziehungen verwenden das Neutrum, Distanzbeziehungen das Femininum.¹¹ Das Neutrum wirkt warm und familiär, es wird auch von den Betroffenen meist nicht abgelehnt. Dass diese Genera jedoch früher der sozialen Verortung dienten und dass das Neutrum die Abhängigkeit meist junger Frauen vom Familienoberhaupt markierte, reflektieren noch ältere Wörterbücher und Grammatiken. So bemerkt Münch (1904) für das Ripuarische:

Ist von einem Mädchen die Rede, so steht als Subjekt das persönliche Fürwort *æt*, von einer Frau heißt es immer *zei* = sie. [...] In Betreff der geschlechtigen Fürw. ist zu bemerken, daß *zei* nur von verheirateten oder doch angesehenen Frauen, von Mädchen aber, auch wenn sie schon erwachsen sind, nur *æt* gebraucht wird [...]. (ebd., S. 161)

Immer wieder tritt die Heirat als entscheidende biografische Zäsur für den Genuswechsel zutage. Während, grob gesagt, im Oberdeutschen (Alemannischen) bei den onymischen Neutra und Feminina noch die alte, sozialdeiktische Genuszuweisung durchscheint – oft mit bemitleidender Komponente beim Neutrum – und von den betreffenden Frauen abgelehnt wird, wurde es im Mittel- und Niederdeutschen pragmatikalisiert zur Beziehungsdeixis. Mancherorts (Moselfränkisch, Luxemburg) ist dieses Neutrum sogar so stark grammatikalisiert worden, dass es an jeden weiblichen Rufnamen per se gekoppelt und zum unmarkierten Genus von Mädchen und Frauen geworden ist (nur Titel, Standesbezeichnungen und

11 Genaugenommen hat eine solche Pragmatikalisierung auch bei der Verwendung der Lexeme *Herr* und *Dame*, den Anredenomen *Frau* und *Herr* sowie beim Duzen und Siezen stattgefunden: Früher diente all dies der vertikalen Sozialdeixis (standesniedrige Personen wurden geduzt, nicht mit *Frau* bzw. *Herr* adressiert etc.). Heute dienen diese Mittel der Beziehungsdeixis (Nähe/Distanz).

Familiennamen vermögen es zu brechen). Manche Dialekte und Luxemburgisch haben sogar spezifische neutrale Pronomen ausgebildet, die ausschließlich auf weibliche Neutra referieren: alem. *ääs*, im Akk. *ins*, lux. *hatt*, nd. *ette*. Dass diese Formen so tief in die Grammatik sedimentiert sind, spricht für das hohe Alter der weiblichen Neutra (mehr in Nübling/Busley/Drenda 2013; Busley/Fritzinger 2018). Wohin es führen kann, wenn solche (onymischen und appellativen) Neutra für Frauen überhand nehmen, Sogwirkung (Produktivität) entfalten und andere (auch unmarkierte) Frauenbezeichnungen wie *Dame* (*deät Doam*), *Kellnerin* (*deät Itbringer*) etc. hinüberziehen, schließlich auch (feminine Wörter für) Tiere, Objekte und Stoffe, dies zeigen nordfriesische Dialekte: Im Fering-Öömrang (Föhr und Amrum) hat dies zum kompletten Verlust des *Genus femininum* und zur entsprechenden Anreicherung der Neutrumklasse geführt. Dieser Dialekt unterscheidet nur noch Maskulina und Neutra – eine Konstellation, die sonst von keiner anderen germanischen oder indogermanischen Sprache bekannt ist (siehe Nübling 2017, S. 198–203).

3.5 Männerbezeichnungen im Neutrum?

Schließlich stellt sich die Frage, ob auch Männer(bezeichnungen) ins Neutrum verschoben werden können. Unsere Daten schließen dies nicht aus. So gibt es durchaus einige männeraffine pejorative Lexeme (wie *das arschloch*, *Großmaul*, *Schwein*), sie sind jedoch im Vergleich zu denen mit weiblicher Referenz selten. Auch werden für das Wallis neutrale Männernamen (allerdings meist im Diminutiv) nebst neutralen Pronomen vermeldet (sie werden derzeit erhoben). In Nübling (2014) zur Neutralisierung von Familiennamen konnte dieses der Deagentivierung dienende Phänomen fast nur bei (als zu mächtig befundenen) Frauen entdeckt werden (Schwerpunkt: *das Merkel*; auch: *das Schavan*, *das Nahles*). Doch deutet Bach (1952) darauf hin, dass auch Familiennamen von Juden ins degradierende Neutrum gesetzt werden konnten:

Mir nicht deutbar ist die Tatsache, dass in Bad Ems und weiterhin am Mittelrhein um 1900 die FN [Familiennamen] der Juden vielfach mit sächlichem Geschlecht gebraucht wurden: *das* bzw. 's *Goldfisch*, 's *Löwenstein*, 's *Rosenheim*, 's *Baruch* usw. Geht diese Form auf eine Eigenart des Judendeutschen zurück, oder liegt in ihr eine Verächtlichmachung? Meines Wissens wurden die genannten Formen damals nicht vor den betr. Juden selbst gebraucht. (ebd., S. 26)

Weitere männliche Neutra sind selten und gelten Männern, die Schwäche gezeigt oder versagt haben, z.B. *das Dieppen* für den gescheiterten Berliner Bürgermeister. Generell verhalten sich Männerbezeichnungen aber neutrumavers. Das Fe-

minimum als Genus für das ‚schwache‘ Geschlecht reicht aus, um Männer zu degradieren:

Wenn spezifisch Männer einem abwertenden Muster unterworfen werden sollen, dann geschieht dies niemals durch das Neutrum; sehr wohl gibt es aber eine Reihe Feminina, die sich auf Männer beziehen, die ‚unmännliche‘ Verhaltensweisen zeigen [...]. (Köpcke/Zubin 1996, S. 483)

Die Neutrumresistenz beim Mann geht sogar so weit, dass diminuierte Rufnamen, die schon aus morphologischen Gründen neutral sein müssten, diese härteste aller Genuszuweisungsregeln brechen zugunsten des geschlechtskonformen Maskulinums: „*Dr Hansjakobli und ds Babettli*“ lautet der Titel von Baumgartner/Christen (2017), wo für die Schweiz u.a. festgestellt wird, dass Diminutive bei Männernamen deutlich seltener vorkommen als bei Frauennamen, dass sie biografisch von nur kurzer Dauer sind (kleine Jungen), während sie Frauen bis in ihre Todesanzeigen begleiten, und dass männliche Diminutiva das neutrale Genus, der wichtigsten Genusregel zum Trotz, maskulin und damit geschlechtskonform überschreiben (siehe auch Nübling/Busley/Drenda 2013; Nübling 2017). Diese Diminutiv- und Neutrumresistenz bei männlicher Referenz bemerken auch Dialektgrammatiken. So schreibt Roedder (1936) für das Rheinfränkische:

Nur ein Wort über die Namen der Kinder selbst. Auch sie erscheinen meist deminuiert [sic!] [...]; die Knaben aber verbitten sich den Gebrauch dieser Formen in der Anrede, sobald sie in die Schule gehen, während die Mädchen bis zur Heirat und oft darüber hinaus die Koseform beibehalten und die daraus entsprungene sächliche Form beim Namen wie beim Fürwort – *s’anaa*, *s marii*, *s’emaa*, *s grifdinən* – sogar bis ins Greisenalter. (ebd., S. 151)

Auch in dem erwähnten DFG-Projekt zu weiblichen Rufnamen im Neutrum (siehe Fußnote 1) äußerten Gewährspersonen auf explizite Nachfrage, dass das Neutrum bei Männern nicht möglich sei (dabei wurden auch Pronomen abgefragt). Wenn denn doch ein Mann ins Neutrum gerate, dann mit starker Abwertung und nur referierend (in seiner Abwesenheit): So wurden als Beispiel zu klein oder zu schwächlich geratene Männer genannt. Das Neutrum degradiert sie in ihrer zu dürftigen körperlichen Erscheinung.

3.6 Genus-Sexus-Regelübertretungen als Geschlechtsrollenübertretungen

Abb. 5: Gendereffekte bei Genus-Sexus-Diskordanzen: Soziale Fallhöhenunterschiede

Als Fazit ist mit Abbildung 5 festzuhalten: Abweichler von der sogenannten Genus-Sexus-Regel sind keine Ausnahmen, die dieses Prinzip schwächen oder gar widerlegen, vielmehr affirmieren sie ihre Gültigkeit auf besondere Weise, und zwar auf der höheren Ebene von Gender: Genus-Sexus-Devianzen machen (historische) Geschlechterordnungen und ihre streng bewachten Grenzen sichtbar. Geschlecht umfasst eben (sehr viel) mehr als die biologische Ausstattung. Verfehlungen von Geschlechterrollen werden durch grammatische ‚Fehlklassifikationen‘ ikonisiert und sanktioniert, Verletzungen der Geschlechterordnung durch Verletzungen der Genusordnung.¹² Dabei macht es einen fundamentalen Unterschied, ob als deviantes Genus nur Maskulinum bzw. Femininum gewählt oder ob dafür das Neutrum genutzt wird.

¹² Doch gilt nicht der Umkehrschluss, dass alle Geschlechterunordnungen durch Genusasymmetrien gespiegelt werden müssen. Dafür steht ein ganzes Arsenal lexikalischer Mittel zur Verfügung (die durchaus genus-gender-geregt sein können: *die Schlampe* – *der Schlappschwanz*).

Bei verfehlenden Männern kommt es nur zur Umsortierung in die ‚andere‘, ‚falsche‘ Femininklasse, während deviante Frauen (unreife wie unangenehme) ins ‚Ungenus‘ des Neutrums (als unpersönliches, weitgehend unbelebtes Genus) verschoben werden.¹³ Genauer: Neutrale (unreife) Mädchen dürften eher als nichtsexuierte Kinder (und damit weniger pejorativ als kindlich-unmündig oder einfach harmlos-niedlich) konzipiert werden, während neutrale unangenehme Frauen (*Weib*) ins inanimate, objektifizierende Neutrum verschoben werden. Während also ‚falsche‘ Männer deklassiert werden, werden ‚falsche‘ Frauen aus der binären Ordnung der beiden mit Geschlecht assoziierten Genera exkommuniziert, d.h. aus der Klasse der (erwachsenen) Menschen, wenn nicht sogar der Lebewesen verbannt. Wahrscheinlich disqualifiziert sich das Maskulinum als das Genus des ranghöheren Geschlechts dafür, Frauen zu degradieren. Womöglich könnte es sogar den gegenteiligen Effekt bewirken (was die Backfische andeuten). Dass das Neutrum bei Männern ungenutzt bleibt (bzw. wenn, dann extrem aggressiv wirkt), ja sogar regelrecht zurückgewiesen wird (siehe die Diminutivaversion und Neutrumimmunität), begründet sich zum einen damit, dass zu ihrer Maßregelung das Femininum ausreicht. Wenn Männlichkeit sich primär dadurch definiert, nicht weiblich zu sein, erhöht dies das Degradierungspotenzial des Femininums. Zum anderen entfaltet Neutralisierung mehr als das zwar falsche, doch immerhin menschliche Geschlecht: Es steht für Desexuierung, Versächlichung, Objektivierung, evt. sogar Depersonalisierung und Dehumanisierung und erlangt damit grundlegend andere Qualitäten. Hier wird eher eine Speziesgrenze überschritten als bei Verschiebungen zwischen Femininum und Maskulinum. Damit dürfte es sich nicht nur um Effekte unterschiedlicher sozialer Fallhöhen von Mann und Frau handeln, sondern um eine Exkommunikation von Frauen, die vom Menschen weg- und auf Tiere und Objekte hinweist.

13 In anderem Zusammenhang kommt Hirschauer (2001) auf die Geschlechtsneutralität als eine Personenkategorie zu sprechen, die sich m.E. dafür eignen könnte, auch grammatisch zum Neutrum zu werden. Zumindest müsste man solche Zusammenhänge einmal gezielt überprüfen. Er schreibt: „Und es ist auch kultursoziologisch interessant, dass viele historische Gesellschaften Personenkategorien hervorgebracht haben, die ein Neutrum [als etwas Drittes, Geschlechtsloses – DN] verkörpern können: Eunuchen, Kastraten, Kinderlose oder andere geschlechtliche Unpersonen. Dass Geschlechtsneutralität derart dauerhaft an *Personen* festgemacht wird, ist aber nur ein hochspezifischer Fall, dessen Funktion für die Geschlechterunterscheidung noch zu klären wäre. Vermutlich ist es die eines horror vacui [...], der als kulturelles Disziplinierungsmittel dient.“ (ebd., S. 215).

4 Binomiale als Spiegel von (veränderten) Geschlechterordnungen

Da uns nicht vergönnt ist, in Akkorden zu sprechen, sind wir gezwungen, bei der Aufzählung z.B. von Personen Serialisierungen vorzunehmen, die meist unbewusst, oft automatisiert erfolgen, etwa im Fall fester, irreversibler Paarformeln wie *meine Damen und Herren*. Solche Abfolgen sind verfestigte Sprachgebrauchsmuster und hierarchisch als Rangfolgen zu lesen. Abgesehen von den fest eingetasteten Paarformeln decken Binomiale ein ganzes Spektrum an mehr oder weniger festen Verbindungen ab, die neben semantischen auch formale Regeln befolgen. Zu letzteren gehört das metrische Trochäenprinzip, das im Output die Betonungsstruktur XxXx präferiert und die Abfolgen *Zimt und Zucker*, *Ross und Reiter* motiviert. An den semantischen Abfolgeprinzipien sind soziale und kognitive Faktoren beteiligt, z.B. MENSCH VOR TIER (*Herr und Hund*), ERWACHSENE VOR KINDERN (*Mutter und Tochter*), BELEBT VOR UNBELEBT (*Pferd und Wagen*), POSITIV VOR NEGATIV (*Freud und Leid*) etc., auch HÄUFIG VOR SELTEN sowie – das stellt sich hier als Frage – MANN VOR FRAU (*Bruder und Schwester*). Im Zeitalter der Korpuslinguistik sind genaue Zahlen zu den Abfolgepräferenzen ermittelbar, ebenso zu möglichen Lockerungen oder gar Invertierungen im Laufe der Zeit. Für das Englische liegen dazu Forschungen vor, für das Deutsche wird die Dissertation von Anne Rosar diese Lücke füllen (siehe unten).

So hat Motschenbacher (2013) zu englischen Binomialen mit Bezug auf Geschlecht gearbeitet. Wenn Wortfrequenzen und Metrik als Faktoren ausgeschlossen werden können, werden i.d.R. männliche Lexeme (*husband and wife*) und Vornamen (*Romeo und Julia*) den weiblichen vorangestellt. Auch bei der Namengebung an Paare setzten Testpersonen den männlichen Namen vor den weiblichen, besonders dann, wenn die Paare in die 1950er- oder gar 1920er-Jahre situiert wurden (Wright/Hay/Bent 2005). Bei jüngeren Paaren war dieser Effekt geringer. Sozialer Wandel scheint also die Struktur von Binomialen zu beeinflussen. Motschenbachers Recherche zum britischen Englisch (Texte von 1975–1993) ergab, dass allgemeine Geschlechtsbezeichnungen (*men & women, boys & girls*) zu insgesamt 88% den Mann nach vorne rücken, Adelsbezeichnungen zu fast 100% (*lord & lady*), Berufsbezeichnungen zu 100% (*actor & actress*), Verwandtschaftsbezeichnungen aber zu nur 57% (mit interessanten Unterschieden im Detail) und Pronomina zu 92% (*him & her, he & she*). Alles in allem beträgt die Serialisierung Mann vor Frau 80%, die umgekehrte Reihung 20%. Dabei gilt:

[...] mixed-gender binomials in English exhibit domain-specific patterns of syntactic markedness, that is, in some lexical subfields female-male is the unmarked sequence, and in others, male-female is the unmarked order. Moreover, one finds that the coordinated con-

structions studied do not just construct people binarily as women and men. They also perpetuate harmful, difference-oriented discourses about 'appropriate' societal roles of the two sexes. It is unsurprising that these discourses echo gender images that now seem outdated (men dominating in general and in the areas of nobility, profession, heterosexual marriage; men as the preferred kind of offspring; women as notable when unmarried and as better parents). (Motschenbacher 2013, S. 226)

Dant (2013) untersucht in „*Mom and Dad* but *Men and Women*“ amerikanische Binomiale, bei denen die Geschlechter verschiedene Rollen ausüben (z.B. Eltern- und Partnerschaft, Verwandtschaft, Berufe). Bei gleichsilbigen Paaren (wo die Wirkung von Metrik ausgeschlossen werden kann) gilt i.A. der sogenannte *power constraint* (männlich vor weiblich), doch mit Einschränkungen: Bei 25 Wortpaaren besteht nur 15-mal männliche und immerhin 10-mal weibliche Erstnennung. Letztere Gruppe erklärt sich durch den *family relationship constraint*: Es sind Mütter, Großmütter und Bräute, die in die erste Position rücken, z.B. *bride and groom* (fast 100%), *mom and dad* (ca. 97%), *mother and father* (ca. 80%), *grandma and grandpa* (ca. 70%). Innerhalb der Familie scheint die Frau als Mutter die Hauptrolle zu spielen. Ohne familiäre Rollen gewinnt aber der *power constraint* mit dem Mann an der Spitze: Neben *husband and wife* und *brother and sister* auch *boy and girl*, *king and queen*, *actor and actress*.

Mollin (2014) beobachtet in einer anderen Studie eine diachrone Rückstufung von Geschlecht:

One such explanation, sociocultural changes being reflected in reversibility changes, has been showcased through the example of gender binomials. Here there has been a general unfreezing trend away from a male-first order, for kin binomials since the beginning of the 20th century, and for general reference binomials since the feminist movement of the 1960s. (ebd., S. 220)

Für das Deutsche weist Rosar (i.Ersch.) korpusbasiert nach, dass jenseits der phraseologisierten *Damen-und-Herren-Anrede* bei *Herr und Frau X* der Ehemann fast immer seiner Frau vorangeht, und zwar zu 95% (DEReKo-Korpora: SPIEGEL und ZEIT 1953–2016, ca. 546 Mio Textwörter). Erste Ergebnisse aus dem Projekt deuten auch auf syntaktische Flexibilisierungen um die Jahrtausendwende hin, zumindest innerhalb der Familie, wobei sich die Mutter zunehmend hervortut. Im Singular dominiert insgesamt die Folge *Vater vor Mutter*. Doch während diese Präferenz im Zeitverlauf nur leicht zunimmt, beträgt die Zunahme der *Mutter-vor-Vater-Ordnung* das 2,4-fache (siehe Abb. 6, durchgezogene Linien). Im Plural (gepunktelt) stellen sich dagegen seit den 1980er-Jahren die *Mütter* vor die *Väter*. Dass es im Plural zu dieser Umkehr kommt, dürfte daran liegen, dass hier weniger Elternpaare als Elternteile und deren besondere Lebensumstände thematisiert werden, worauf häufige Kontextbegriffe wie *alleinerziehend*, *Erziehungsgeld*,

Erziehungsurlaub hinweisen, v.a. im Kontext von Müttern. Ott (2017, S. 231–253) untersucht dies für Schulbücher vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute. Vor allem der Singular *Vater und Mutter* nimmt dort ab, verschwindet sogar bis 1980 und wird durch das entsprechend zunehmende Kollektivum *Eltern* ersetzt (als eine Form des *undoing gender*; siehe Hirschauer 1994).

Abb. 6: Serialisierung von *Mutter/Vater* und *Mütter/Väter* (1953–2016)¹⁴

Rosar (i.Ersch.) zeigt auch anhand der nächstsprachlichen, kindzentrierten Kosewörter *Mama/Mami* und *Papa/Papi*, dass hier schon immer *female-first* galt, und dass dieser Gynozentrismus diachron sogar zunimmt. Auch *Omas* stehen zu 81% vor *Opas*. Innerhalb der Familie scheinen die Geschlechterrollen stabil zu sein, Mütter spielen (zunehmend) die Hauptrolle. Anders bei den Kindern, wo es zu mehr Flexibilisierungen (Enthärtungen) kommt: Stellten sich früher die *Söhne* vor die *Töchter*, konvergieren deren Regressionsgeraden zunehmend. Auch standen früher *Jungen* vor *Mädchen* (siehe Abb. 7). Um die Jahrtausendwende kreuzen sich ihre Geraden, heute rangieren sogar die *Mädchen* leicht vor den *Jungen*. So kann man auch für die Syntax nachweisen, dass syntaktische Vorrangstellungen sich im Laufe der Jahrzehnte verändern und sozialen Wandel spiegeln.

¹⁴ Für die Verfügbarmachung der Grafiken in Abbildung 6 und 7 danke ich herzlich Anne Rosar.

Abb. 7: Diachron nachlassende Rigidität der Abfolge *Junge(n)* vor *Mädchen*

Jenseits der Familie, z.B. bei *Mann* und *Frau*, regiert nach wie vor das *male-first*-Prinzip, und zwar mit vier- bis achtmal so hoher Dominanz und ohne diachrone Lockerung. Androzentrisches *male-first* hat sich auch bei *Schwulen vor Lesben* mit 80% eingestellt und existiert bei den Adjektiven *männlich* vor *weiblich* zu 73%. Bei den Tieren rangiert das *Männchen* zu 90% vor dem *Weibchen*. Je nach weiteren Zugehörigkeiten stoßen wir bei den Geschlechtern also auf traditionelle, syntaktisch rigide *male-first*-Ordnungen, bei Kindern und Eltern aber auf Flexibilisierungen und zunehmende Geschlechtsirrelevanz.

5 Fazit

Dieser Beitrag versteht sich als Einladung zu einer historischen Soziogrammatik. Soziale Ordnungen sind tief in grammatische Strukturen diffundiert und indizieren subtil Geschlechterordnungen, die Frauen und Männer in ihre unterschiedlichen sozialen Schranken verweisen. Zuwiderhandlungen werden durch Klassenverweise geahndet, sowohl durch Deklinations- als auch durch Genusklassenverweise. Besonders der Anteil der Deklination an der (Re-)Produktion von

Geschlecht(ern) wurde bislang unterschätzt. Hierbei handelt es sich um besonders persistente Strukturen besonders festen Aggregatzustands. Feminine Klassen (inkl. der Frauenbezeichnungen) lassen jegliche Kasusdistinktionen als Handlungsrollen vermissen. Umgekehrt untergliedern sich die Maskulina in mehrere Klassen, wobei ‚Männerklassen‘ sich mehr Kasusdistinktionen leisten als ‚Objektklassen‘. Mehr noch: Die Deklination differenziert zwischen ehrenhaften und ehrlosen Männern. Allerdings hat die temporär sich herausbildende Klasse der schwarken Maskulina mit Geistlichkeit und Militär als ihrem Kernbestand nicht überdauert und reflektiert damit deren sozialen Relevanzverlust. Auch beim Genusystem wurde der Verweis auf das menschliche Geschlecht bislang unterschätzt. Die Einwände gegen eine enge Genus-Sexu-Verschränkung (durch feminine Männer- und neutrale Frauenlexeme) erweisen sich als Bumerang: Genau solche ‚Ausnahmen‘ liefern auf der höheren Ebene der sozialen Kategorie Gender eine umso stärkere Bestätigung dieser Regel. Männer werden als Feiglinge oder Homosexuelle ausgestellt, bei Frauen wird ihre Unreife bzw. Verfügbarkeit oder deviantes Verhalten angezeigt. Hier besteht nach wie vor Produktivität, solche Diskordanzen werden weiterhin produziert (*das Pin-up*). Dagegen reagiert die binomiale Syntax sensibler und unmittelbarer auf sozialen Wandel. Hier sind syntaktische Degenderings zu beobachten. Manche Abfolgemuster lockern sich oder wechseln sogar ihre Positionen (*Jungen und Mädchen* > *Mädchen und Jungen*), während andere weiterhin Geschlechterhierarchien abbilden (*Mann und Frau, Mama und Papa*). Angesichts der zahlreichen Facetten von Geschlecht, auf die wir hier gestoßen sind, ist es dringend geboten, die eindimensionale Sexu-Fixierung zugunsten der mehrdimensionalen Genderkategorie zu überwinden.

Literatur

- Alber, Birgit/Rabanus, Stefan (2011): Kasussynekretismus und Belebtheit in germanischen Pronominalparadigmen. In: Glaser, Elvira/Schmidt, Jürgen Erich/Frey, Natascha (Hg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation*. Stuttgart, S. 23–46.
- Bach, Adolf (1952): *Deutsche Namenkunde I. Die deutschen Personennamen*. Teilbd. 1. 2., stark erw. Aufl. Heidelberg.
- Baumgartner, Gerda/Christen, Helen (2017): Dr Hansjakobli und ds Babettli. Über die Geschlechtstypik diminuerter Rufnamen in der Deutschschweiz. In: *OBST 91: Sprache und Geschlecht*. Bd. 2: Empirische Analysen, S. 111–145.
- Bisang, Walter (2002): Classification and the evolution of grammatical structures: a universal perspective. In: Leuschner, Torsten (Hg.): *Language evolution in a typological perspective*. Thematischer Band in *Sprachtypologie und Universalienforschung (STUF)* 55, 3, S. 289–308.

- Bisang, Walter (2017): Classification between grammar and culture – a cross-linguistic perspective. In: Pommerening, Tanja/Bisang, Walter (Hg.): *Classification from antiquity to modern times*. Berlin, S. 1–7.
- Bittner, Dagmar (1994): Die Bedeutung der Genusklassifikation für die Organisation der deutschen Substantivflexion. In: Köpcke, Klaus-Michael (Hg.): *Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalflexion*. Tübingen, S. 65–80.
- Bittner, Dagmar (2003): Von starken Feminina und schwachen Maskulina. Die neuhochdeutsche Substantivflexion – Eine Systemanalyse im Rahmen der natürlichen Morphologie. In: *ZAS Papers in Linguistics* 31. Berlin.
- Busley, Simone/Fritzing, Julia (2018): Em Stefanie sei Mann – Frauen im Neutrum. In: Nübling, Damaris/Hirschauer, Stefan (Hg.): *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*. Berlin/Boston, S. 191–212.
- Christen, Helen (1998): Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita? Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten. In: Schnyder, André et al. (Hg.): *Ist mir getroumet mîn leben?* Göttingen, S. 267–281.
- Corbett, Greville (1991): *Gender*. Cambridge.
- Corbett, Greville G. (2013a): Number of genders. In: Dryer/Haspelmath (Hg.). Internet: <http://wals.info/chapter/30> (Stand: 26.3.2018).
- Corbett, Greville G. (2013b): Sex-based and non-sex-based gender systems. In: Dryer/Haspelmath (Hg.). Internet: <http://wals.info/chapter/31> (Stand: 26.3.2018).
- Dant, Doris (2013): Mom and Dad but Men and Women. The sequencing of sex-determined noun pairs in American English. In: Hasselgård, Hilde et al. (Hg.): *Corpus perspectives of patterns of lexis*. Amsterdam, S. 35–47.
- DEReKo = Institut für Deutsche Sprache: Das Deutsche Referenzkorpus. Internet: www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora (Stand: 10.10.2018).
- Di Meola, Claudio (2007): Neutrale Genuszuweisung im Deutschen. Das Neutrum als „defizitäres“ Genus. In: Claudio di Meola et al. (Hg.): *Perspektiven Zwei*. Rom, S. 87–99.
- Doleschal, Ursula (2002): Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. In: *Linguistik Online* 11, 2, 02, S. 39–70.
- DTA = Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Deutsches Textarchiv. Internet: www.deutschestextarchiv.de (Stand: 10.10.2018).
- Dryer, Matthew S./Haspelmath, Martin (Hg.) (2013): *The world atlas of language structures online*. Leipzig. [Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology].
- Dücker, Lisa/Hartmann, Stefan/Szczepaniak, Renata (i.Ersch.): Satzinterne Großschreibung in Hexenverhörprotokollen. Multifaktorielle Analyse des Majuskelgebrauchs. Pragmatische, semantische und syntaktische Einflussfaktoren. In: Dücker, Lisa/Hartmann, Stefan/Szczepaniak, Renata (Hg.): *Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus*. Berlin/Boston.
- Duden-Grammatik (1984): *Der Duden in zehn Bänden*. Bd. 4: *Die Grammatik*. 4., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Günther Drosdowski et al. Mannheim.
- Duden-Grammatik (1995): *Der Duden in zwölf Bänden*. Bd. 4: *Die Grammatik*. 5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Günther Drosdowski et al. Mannheim u.a.
- Eisenberg, Peter (2013): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 2: *Der Satz*. Stuttgart.
- Grinevald, Colette (2002): Making sense of nominal classification systems. Noun classifiers and the grammaticalization variable. In: Wischer, Ilse/Diewald, Gabriele (Hg.): *New reflections on grammaticalization*. Amsterdam, S. 259–275.

- Hausherr-Mälzer, Michael (1990): Die Sprache des Patriarchats. Frankfurt a.M.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a.M.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, S. 668–692.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie. Opladen, S. 208–235.
- Hirschauer, Stefan (2003): Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. In: Soziale Welt 54, S. 461–182.
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, S. 37–56.
- Hirschauer, Stefan (2015): Faktoren der Gynisierung von Elternschaft. Vortragsmanuskript.
- Kalverkämper, Hartwig (1979): Die Frauen und die Sprache. In: Linguistische Berichte 62, S. 55–71.
- Klein, Andreas (2017): Sackgasse gemischte Deklination. Entstehung, Ausbreitung und Rückgang einer Klasse. Mainz. [Masterarbeit, Johannes Gutenberg-Universität].
- Klein, Andreas (i.Ersch.): Belebtheit und Individuation als Steuerungsfaktoren nominalmorphologischen Wandels. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.
- Kochskämper, Birgit (1993): Von Damen und Herren, von Männern und Frauen. Mensch und Geschlecht in der Geschichte des Deutschen. In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hg.): „Man räume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein ...“. Frauenforschung in universitären Disziplinen. Tübingen, S. 153–188.
- König, Werner (2005): dtv-Atlas Deutsche Sprache. München.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie. Tübingen.
- Köpcke, Klaus-Michael (1994): Zur Rolle von Schemata bei der Pluralbildung monosyllabischer Maskulina. In: Köpcke, Klaus-Michael (Hg.): Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalflexion. Tübingen, S. 81–95.
- Köpcke, Klaus-Michael (1995): Die Klassifikation der schwachen Maskulina in der deutschen Gegenwartssprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 14, 2, S. 159–180.
- Köpcke, Klaus-Michael (2000a): Chaos und Ordnung – Zur semantischen Remotivierung einer Deklinationsklasse im Übergang vom Mhd. zum Nhd. In: Bittner, Andreas et al. (Hg.): Angemessene Strukturen. Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax. Hildesheim u.a., S. 107–122.
- Köpcke, Klaus-Michael (2000b): Starkes, Schwaches und Gemischtes in der Substantivflexion des Deutschen. Was weiß der Sprecher über die Deklinationsparadigmen? In: Thieroff, Rolf et al. (Hg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen, S. 155–170.
- Köpcke, Klaus-Michael (2002): Wie entwickeln sich die Deklinationsklassen im Deutschen? In: Wiesinger, Peter (Hg.): Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 2: Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Frankfurt a.M. u.a., S. 101–108.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen: Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. In: Linguistische Berichte 93, S. 26–50.

- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (1996): Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995). Mannheim, S. 473–491.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (2003): Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German. In: Panther, Klaus-Uwe/Thornberg, Linda L. (Hg.): Metonymy and pragmatic inferring. Amsterdam/Philadelphia, S. 149–166.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (2009): Genus. In: Hentschel, Elke/Vogel, Petra (Hg.): Deutsche Morphologie. Berlin, S. 132–154.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (i.Ersch.): Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen.
- Krifka, Manfred (2009): Case syncretism in German feminines: Typological, functional and structural aspects. In: Steinkrüger, Patrick/Krifka, Manfred (Hg.): On inflection. Berlin/ New York, S. 141–171.
- Löffler, Heinrich (1992): „Persönliche Kollektiva“ und andere Personenbezeichnungen im Alt- und Neuhochdeutschen. In: Burger, Harald/Haas, Alois/Matt, Peter von (Hg.): Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Berlin/New York, S. 33–46.
- Mollin, Sandra (2014): The irreversibility of English binomials: Corpus, constraints, developments. Amsterdam.
- Motschenbacher, Heiko (2013): Gentlemen before Ladies? A Corpus-based study of conjunct order in personal binomials. In: Journal of English Linguistics 41, 3, S. 212–242.
- Münch, Ferdinand (1904): Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart. Bonn.
- Neset, Tore (2001): How pervasive are sexist ideologies in grammar? In Dirven, René et al. (Hg.): Language and ideology. Bd. 1: Theoretical cognitive approaches. Amsterdam, S. 197–226.
- Nübling, Damaris (2008): Was tun mit Flexionsklassen? Deklinationsklassen und ihr Wandel im Deutschen und seinen Dialekten. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75, 3, S. 282–330.
- Nübling, Damaris (2014): Das Merkel – Das Neutrum bei weiblichen Familiennamen als derogatives Genus? In: Debus, Friedhelm/Heuser, Rita/Nübling, Damaris (Hg.): Linguistik der Familiennamen. Germanistische Linguistik 225–227. Hildesheim, S. 205–232.
- Nübling, Damaris (2015): Die Bismarck – der Arena – das Adler. Vom Drei-Genus- zum Sechs-Klassen-System bei Eigennamen im Deutschen: Degrammatikalisierung und Exaptation. In: ZGL 43, 2, S. 306–344.
- Nübling, Damaris (2017): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. In: Helmbrecht, Johannes/Nübling, Damaris/Schlückler, Barbara (Hg.): Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23. Hamburg, S. 173–211.
- Nübling, Damaris (2018): Worte versus Wörter. Zur Genese und zur semantischen Differenzierung einer Pluraldulette. In: Kazzazi, Kerstin et al. (Hg.): Worte über Wörter. Tübingen, S. 385–409.
- Nübling, Damaris/Busley, Simone/Drenda, Juliane (2013): Dat Anna und s Eva. Neutrale Frauenrufnamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 80, 2, S. 152–196.
- Nübling Damaris et al. (2017): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 5. Aufl. Tübingen.

- Ott, Christine (2017): Sprachlich vermittelte Geschlechterkonzepte. Eine diskurslinguistische Untersuchung von Schulbüchern der Wilhelminischen Kaiserzeit bis zur Gegenwart. Berlin/Boston.
- Pusch, Luise (2011): Deutsch auf Vorderfrau. Sprachkritische Glossen. Göttingen.
- Robinson, Orrin (2010): Grimm language. Grammar, gender and genuineness in the fairy tales. Amsterdam/Philadelphia.
- Roedder, Edwin (1936): Volkssprache und Wortschatz des Badischen Frankenlandes. Dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz. New York.
- Rosar, Anne (i.Ersch.): Genderlinguistik korpusbasiert. Zur sprachlichen (Ent-)Differenzierung von Elternschaft und Geschlecht. Diss. Mainz.
- Roßbach, Nicola (2009): Der böse Frau. Wissenspoetik und Geschlecht in der Frühen Neuzeit. Sulzbach.
- Schipper, Mineke (1996): „Eine gute Frau hat keinen Kopf“. Europäische Sprichwörter über Frauen. München.
- Stickel, Gerhard (1988): Beantragte staatliche Regelung zur ‚sprachlichen Gleichbehandlung‘. Darstellung und Kritik. In: ZGL 16, 3, S. 330–355.
- Stocker, Christa (2000): Junges Mädchen – alte Jungfer. Personenbezeichnungen als Mittel zur Konstituierung von Geschlechterstereotypen in Mädchenbüchern des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In: Brandt, Gisela (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs IV. Stuttgart, S. 127–148.
- Stocker, Christa (2005): Sprachgeprägte Frauenbilder: Soziale Stereotype im Mädchenbuch des 19. Jahrhunderts und ihre diskursive Konstituierung. Tübingen.
- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. In: Linguistische Berichte 57, S. 49–68.
- Werner, Martina (2012): Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen. Berlin/Boston.
- Wienold, Götz (1967): Genus und Semantik. Meisenheim.
- Wright, Sandra/Hay, Jennifer/Bent, Tessa (2005): Ladies first? Phonology, frequency, and the naming conspiracy. In: Linguistics 43, 3, S. 531–561.

Stefan Kleiner (Mannheim)

Die Neuauflage des Duden-Aussprachewörterbuchs – Allgemeine Neuerungen und Umsetzung empirischer Erkenntnisse aus dem Korpus „Deutsch heute“

Abstract: Im Jahr 2015 ist die 7. Auflage des Duden-Aussprachewörterbuchs erschienen, für deren Bearbeitung erstmals die MitarbeiterInnen des IDS-Projekts „Gesprochenes Deutsch“ verantwortlich zeichneten. Im vorliegenden Beitrag werden die konzeptionellen und inhaltlichen Veränderungen beschrieben, die in der Neuauflage umgesetzt wurden. Sie lassen sich im Wesentlichen unter dem Motto „Hinwendung zur Deskriptivität“ zusammenfassen. Neben den üblichen lexikografischen Prozeduren wie der Streichung veralteter Lemmata und der Erweiterung des Lemmabestands um bisher nicht dokumentierte Wörter sind zunächst im Einleitungsteil Kapitel ergänzt, vollständig überarbeitet oder völlig neu erstellt worden. Systematische Veränderungen wurden bei verschiedenen Transkriptionskonventionen vorgenommen (z.B. bei der Notation der Diphthonge). Die wesentlichste Neuerung ist jedoch die Einbeziehung von empirischen Daten zum deutschen Gebrauchsstandard vor allem aus dem Projektkorpus „Deutsch heute“, die es ermöglicht haben, fundierte Angaben zur regionalen Verbreitung von Aussprachevarianten zu machen.

1 Einleitung

In einem Vortrag auf der IDS-Jahrestagung 2013 (Kleiner 2014) hatte sich der Autor mit den bis dato bestehenden deutschen Aussprachekodizes auseinandergesetzt und eine Reihe der in ihnen verzeichneten Formen auf den empirischen Prüfstand gestellt. Zu diesem Zweck wurde zunächst die Gebräuchlichkeit der betreffenden Formen in dem von 2006 bis 2009 im ganzen deutschen Sprachraum hauptsächlich mit Oberstufenschülern an Gymnasien erhobenen Korpus „Deutsch heute“ (Korpusbeschreibungen z.B. bei Brinkmann et al. 2008; Kleiner 2015) ermittelt. Für diesen, häufig regional variierenden, Gebrauchsstandard konnten hinsichtlich der thematisierten Phänomene meist deutliche Abweichungen von den Forderungen der Aussprachewörterbücher ermittelt werden. Als Fazit wurde in der Quintessenz eine stärker deskriptive Ausrichtung der Kodizes gefordert, wie sie für das Englische vorbildhaft im „Longman pronunciation dictionary“

(Wells 1990, 2008) umgesetzt ist. Abschließend wurde darüber spekuliert, ob bei einer möglichen Neuauflage des Aussprachewörterbuchs des Dudenverlags (Mangold 2005) „konzeptionelle Veränderungen im Sinne der hier präsentierten Vorschläge vorgenommen werden“ (Kleiner 2014, S. 295).

Bereits bald darauf, im Juni 2014, erreichte unsere Projektgruppe eine Anfrage der Dudenredaktion, in der uns die Autorschaft einer Neuauflage von Dudenband 6, d.h. dem Aussprachewörterbuch, angetragen wurde. Dass wir so schnell tatsächlich in die Lage versetzt würden, die gerade erst in Kleiner (2014) schriftlich ausformulierten programmatischen Vorschläge und Forderungen eigenhändig in die Praxis umzusetzen, war nicht abzusehen gewesen. Allerdings waren die zeitlichen Rahmenbedingungen alles andere als günstig, denn der Erscheinungstermin für die dann 7. Auflage war bereits unverrückbar auf Herbst 2015 festgelegt, was letztlich bedeutete, dass uns für die Überarbeitung alles in allem nur neun Monate effektiver Arbeitszeit (von Oktober 2014 bis Juni 2015) zur Verfügung standen. Es war darum nötig, neben zwei durch Verlagsmittel finanzierten zusätzlichen Hilfskraftstellen auch die drei bereits im Projekt tätigen Hilfskräfte vollumfänglich in die Arbeiten einzubinden, sodass zusammen mit den beiden wissenschaftlichen Projektmitarbeitern Ralf Knöbl und Stefan Kleiner insgesamt sieben Personen hauptamtlich an der Neuauflage mitgewirkt haben.¹

2 Zum Standard-Begriff der Neuauflage

Anders als auf der schriftlichen Ebene, wo für die Orthografie eine amtliche Regelung besteht, gibt es für die mündliche Realisierung der deutschen Standardsprache keine offiziellen Regelungen, die bestimmte Ausspracheweisen verbindlich vorschreiben. Das macht einerseits den oft verwendeten, parallel zu *Orthografie* gebildeten Terminus *Orthoepie* per se problematisch, denn es fehlt damit auf der mündlichen Ebene der offiziell legitimierte Bezugspunkt für die Aufstellung von Regeln, mit dem sich die Bezeichnung *Orthoepie* („Rechtlautung“) rechtfertigen ließe. Andererseits eröffnen sich für Kodifikatoren verschiedene Möglichkeiten, diesen Bezugspunkt selbst zu setzen. Die ursprüngliche Kodifikation der Siebs-Kommission (Siebs (Hg.) 1898) orientierte sich an der Sprache der Bühne, sie war zunächst auch primär als vereinheitlichende Regelung für die Bühnenaussprache

¹ Hilfskräfte waren Judith Linneweber, Alexandra Lorson, Madlen Nimz, Pia Rübig und Hristo Velkov. Zusätzlich wurde das Projekt von Verlagsseite von Franziska Münzberg und Carsten Pellen-gahr durch redaktionelle Tätigkeiten sowie von Thorsten Frank durch informatische Expertise unterstützt.

gedacht. Deren Skopus wurde aber bald zu einer allgemeinen Aussprachenorm für das Deutsche erweitert. Mit dem „Wörterbuch der deutschen Aussprache“ (Krech et al. (Hg.) 1964) wurde dann der Sprachgebrauch von Nachrichtensprechern, ebenfalls eine sprachlich speziell geschulte Berufsgruppe, zur Richtschnur für die korrekte Aussprache der Gesamtbevölkerung gemacht. In dieser Tradition steht auch das 2009 erschienene „Deutsche Aussprachewörterbuch“ (Krech et al. 2009). Nicht zuletzt haben sich die Vorgängerauflagen des Duden-Aussprachewörterbuchs seit der 2. Auflage (Mangold 1974) explizit an den Ergebnissen von Krech et al. (Hg.) (1964) orientiert (vgl. Mangold 2005, S. 34).

Für die von unserem IDS-Projekt bearbeitete Neuauflage haben wir hingegen versucht, dem Bezugspunkt „Berufssprecher“ und der dadurch bedingten dominant präskriptiven Sichtweise durch die Einbeziehung des Gebrauchsstandards, d.h. von in formeller Situation (z.B. beim Vorlesen) produzierten Aussprachevarianten durch nicht in Sprechberufen tätige Laien, eine stärker deskriptive Ausrichtung zu geben. Wir vertreten, anders als bisherige Aussprachewörterbücher des Deutschen, mithin die Auffassung, dass es Aufgabe eines Aussprachewörterbuchs ist, gebrauchshäufige Varianten nicht auszublenden, sondern, im Gegenteil, ausdrücklich zu dokumentieren. Die betreffenden Varianten werden, das zeigen empirische Daten, zum Teil von Millionen deutscher MuttersprachlerInnen verwendet und sind damit Formen ihres Gebrauchsstandards. Sie wurden in früheren Aussprachewörterbüchern häufig genau deshalb nicht verzeichnet, weil es sich um nur in Teilen des deutschen Sprachraums gebräuchliche Formen handelt. Die z.B. von Schmidt/Herrgen (2011) vertretene Auffassung, dass Standard(aus)sprache nur dann vorliege, solange keine sprachlichen Regionalismen verwendet werden, teilen wir demnach nicht.

3 Die Neubearbeitung

Der eigentlichen Überarbeitung ging eine Phase voraus, in der die vorhergehende 6. Auflage (Mangold 2005) genauer unter die Lupe genommen wurde. Recht bald stellte sich bei dieser Sichtung, dann auch im Vergleich mit vorhergehenden Auflagen bis zur Erstauflage (Mangold 1962) heraus, dass einerseits die langjährige Autorschaft von Max Mangold dem Werk eine spezifische Ausrichtung gegeben hatte, die nur mit erheblichem Aufwand in die von uns gewünschte Richtung würde verändert werden können, und dass andererseits der Stand des Wörterbuchs – abgesehen von Wortschatzerweiterungen und geringen Modifikationen im Einleitungsteil – im Kern noch dem der 2. Auflage von 1974 entsprach.

3.1 Ziel der Neubearbeitung: Hinwendung zur Deskriptivität

Das in Kleiner (2014) als Hinwendung zur Deskriptivität formulierte Programm sollte besonders durch die folgenden Maßnahmen in der 7. Auflage des Duden-Aussprachewörterbuchs verwirklicht werden:

- Berücksichtigung der Standardaussprache auch von Nicht-BerufssprecherInnen („Laien“) unter der Bedingung, dass diese über eine höhere (d.h. gymnasiale) Schulbildung verfügen, die sowohl passive Kenntnis als auch Übung im aktiven Gebrauch der Standardsprache („Gebrauchsstandard“) gewährleisten soll;²
- Berücksichtigung von gebräuchlichen Aussprachevarianten, auch wenn sie von den regulären Graphem-Phonem-Beziehungen des Deutschen oder von der traditionellen Kodifikation abweichen (z.B. [i:] in *ging*, *Viertel*, [ks] in *nächst*).
- Auszeichnung von nationalen und großregionalen Provenienzen von Aussprachevarianten, sofern diese aufgrund von empirischen Daten oder Expertenwissen bekannt sind;
- Ermittlung von Präferenzen für Aussprachevarianten ausgewählter Wörter mittels einer Umfrage in der Bevölkerung.

Die „Programmpunkte“ sind in wesentlichen Teilen vom „Longman Pronunciation Dictionary“ inspiriert, das diese bereits in seiner ersten Auflage (Wells 1990) umgesetzt hat.

3.2 Veränderungen im Einleitungsteil

Bei unserer Überarbeitung haben wir zwar die grundsätzliche Struktur des Einleitungsteils beibehalten, aber inhaltlich doch einerseits erhebliche Veränderungen, andererseits umfangreiche Erweiterungen vorgenommen. Die Folge war, dass dessen Umfang von 119 Seiten in der 6. auf 151 Seiten in der 7. Auflage angestiegen ist. Hauptverantwortlich für den Seitenzuwachs war die Überarbeitung des Kapitels „Deutsche Aussprachelehre“, in dem die Graphem-Phonem-Korrespondenzen

² Damit folgen wir dem v.a. in der anglistischen Linguistik (und damit auch der dortigen Kodifikationspraxis) gängigen Konzept, das davon ausgeht, dass für die Beschreibung der Standard(aus)sprache die Beobachtung des tatsächlichen Sprachgebrauchs der „educated speakers“ maßgeblich sei (vgl. z.B. Wells 2008, S. XVII, XIX). Auch Werner König erhebt für seinen Ausspracheatlas nur Daten von Studierenden, wobei zusätzlich mindestens ein Elternteil Abitur haben musste (vgl. König 1989, Bd. 1, S. 17).

des Deutschen (inklusive der in englischen, französischen, spanischen und italienischen Lehnwörtern gebräuchlichen) detailliert beschrieben werden. Hier haben wir eine systematische Neuordnung vorgenommen und die vormals nach graphotaktischen Kriterien durchgeführte Sortierung in eine phonotaktische überführt.

Weitere Veränderungen wurden an verschiedenen Stellen des Einleitungsteils umgesetzt. Die wichtigsten davon sind:

- Ergänzung der bereits vorhandenen Ausspracheangaben für Fremdsprachen um in der 6. Auflage nicht enthaltene Tabellen zu Bulgarisch, Englisch, Französisch, Russisch und Ukrainisch;
- Abschaffung des Konzepts von „genormter“ und „ungenormter“ Lautung und Ersatz der betreffenden Abschnitte durch Kapitel zur „Standardaussprache des Deutschen“ und „Variation in der Standardaussprache“;
- Streichung des – ohnehin recht kurzen – Abschnitts zur „Bühnenaussprache“;
- neue Kapitel über „Schwache Wortformen“ (von Artikeln, Pronomen, Präpositionen) und „Zur Aussprache von Entlehnungen aus dem Englischen“, weil sich durch die Dominanz des Englischen als Weltsprache und die damit verbundene hohe Frequenz englischer Entlehnungen im Deutschen bei diesen ein breites und von Phänomen zu Phänomen recht unterschiedliches Oszillationsspektrum zwischen der britischen/amerikanischen Originalaussprache und mehr oder weniger eingedeutschten Varianten ergibt.

3.3 Streichungen

Im Duden-Aussprachewörterbuch wurde zwar wie üblich bei Neuauflagen der Wortschatz erweitert, einmal Gebuchtes blieb danach aber anscheinend unangestastet. Entsprechend hatte sich über die Jahre ein Bestand an obsoletem Wortschatz – auch im onomastischen Bereich³ – angesammelt. Eine ganze Reihe veralteter oder in dieser Form heute ungebräuchlicher Lexeme wie *mosleminisch*, *anhägern* oder *bankerott* und im Namenbereich heute nur mehr historische Namen wie *Stalinstadt* (schon seit 1961 *Eisenhüttenstadt*), *Panamerican Airways*, *Obervolta*, *Comecon* wurden darum von uns gestrichen. Ebenfalls getilgt wurde eine große Zahl an heute unüblichen orthografischen Varianten wie *Aszese*, *Kapriccio*, *Karrag[h]een*, *Kanossa*, *Tschingis Chan*, *Wagadugu*, *Catchup*, *Shampoo*, *bordorot*.

³ Wie in allen Aussprachewörterbüchern besteht auch im Dudenband 6 ein wesentlicher Teil der gebuchten Lemmata aus Orts- und Personennamen (grob hochgerechnet sind ungefähr ein Drittel der Wortliste Namen).

Eine Besonderheit der Vorgängerauflagen war, dass zu Verben, deren Stamm auf Leniskonsonanten endet oder um *-ig-*, *-el-*, *-er-* erweitert ist, systematisch bestimmte Flexionsformen verzeichnet waren: endungslose Imperative des Typs *egg!*, *grab!*, *mobb!*, *nächtig!*, *bewald!*, Formen der 3. Pers. Sg. wie in *sagt*, *schreibt*, *schädigt* und die 1. Pers. Sg./Imperativ wie in *nagle*, *gable*, *ordre*. Grund dafür, diese Flexionsformen explizit aufzuführen, war in den ersten beiden Fällen sicherlich die eintretende Fortisierung zu [p, t, k] bzw. bei *-ig-* die Spirantisierung zu [ç] im Auslaut bzw. vor /t/, im letzteren Fall vermutlich, dass hier, trotz eines nachfolgenden Konsonanten, gerade keine Fortisierung eintritt. Da diese Prozesse einerseits völlig regelhaft und damit die lautlichen Ergebnisse vorhersagbar sind, andererseits gerade unter den endungslosen Imperativen nicht wenige zwar potenziell bildbare, aber ungebräuchliche Wortformen enthalten waren (*bewald!*, *beselig!*, *sänftig!*), wurden all diese Einträge gestrichen. Insgesamt wurden ca. 1.650 Streichungen vorgenommen.

3.4 Neuaufnahmen

Der üblichste Vorgang bei Neuauflagen von Wörterbüchern ist sicherlich die Erweiterung durch die Aufnahme neuer, in der Regel seit der vorhergehenden Auflage in Gebrauch gekommener Lexeme. In der 7. Auflage des Duden-Aussprachewörterbuchs wurden insgesamt ca. 3.100 neue Lemmata aufgenommen. Um mögliche Aufnahmekandidaten zu ermitteln, wurden verschiedene Quellen genutzt: eine aus dem Deutschen Referenzkorpus ermittelte Wortfrequenzliste (DeReWo 2013⁴) sowie die Neuaufnahmelisten der Dudenbände 1 (Orthografie) und 5 (Fremdwörter).⁵ Daneben wurden eigene Recherchen angestellt und fokussiert auf bestimmte semantische Bereiche, in denen mit einer größeren Zahl an Neuentlehnungen zu rechnen war (u.a. Nahrungsmittel, z.B. *Aceto balsamico*, *Börek*, *Chia-Samen*, *Goji-Beere*, *Guarkernmehl*, *Lahmacun*, *Quinoa*, *Sencha*, oder Termini aus dem IT-Bereich wie *Excel*, *Firewall*, *QR-Code*, *Tablet*, *Thread*). Außerdem wurde eine gewisse Zahl hochfrequenter Komposita des Deutschen wie *Flughafen*, *Kindergarten*, *Staatsanwaltschaft* integriert.⁶ Im Namenbereich wurden besonders die

⁴ Internet: www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/methoden/derewo.html (Stand: 28.9.2018).

⁵ Dank an Rainer Perkuhn für seine Unterstützung bei der Aufbereitung dieser Wortlisten!

⁶ Komposita aus nativ deutschen Bestandteilen sind im Duden-Aussprachewörterbuch traditionell nur in geringer Zahl enthalten. Grund dafür ist vermutlich, dass sich die Aussprache der Kompositionsglieder im Kompositum nicht von den entsprechenden Simplicia unterscheidet und auch der Wortakzent bei den die Masse der Kompositionen stellenden zweigliedrigen Determinativkomposita regelmäßig auf dem Bestimmungswort liegt.

damals aktuellen nationalen und internationalen Politiker neu aufgenommen – wobei Namen von mittlerweile aus ihren Ämtern Ausgeschiedenen wie *Hollande* oder *Jazenjuk* zeigen, dass Aktualität in diesem Bereich schon nach relativ kurzer Zeit nicht mehr gegeben ist.

3.5 Veränderungen bei Transkriptionen

Die lautschriftlichen Transkriptionen im Wörterbuchteil wurden in verschiedener Hinsicht überarbeitet. Einerseits handelt es sich dabei lediglich um Anpassungen bei bestimmten formellen Konventionen – z.B. bei der Verwendung von Diakritika zur Markierung von Akzentsitz oder von Diphthongen –, die von einer duden-spezifischen auf eine allgemeingültige Notation umgestellt wurden. Andererseits wurde vor allem versucht, die aus unseren empirischen Daten gewonnenen Informationen dazu zu nutzen, die Transkriptionen realitätsnäher zu machen. Im Folgenden sind diese systematischen Veränderungen listenartig aufgezählt:

1. In den Wörterbüchern des Dudenverlags sind die orthografischen Formen der Lemmata traditionell mit einem aus untergesetzten Punkten und Strichen bestehenden diakritischen System angereichert, an dem der Wortakzent und die Quantität des akzentuierten Vokals abgelesen werden können: Bei „*sengen*“ ist der erste Vokal akzentuiert und kurz, bei „*Semem*“ ist der zweite akzentuiert und lang. Da es gerade zum Wesen eines Aussprachewörterbuchs gehört, bei jedem Lemma eine detaillierte Ausspracheangabe in Lautschrift zu verzeichnen, konnte auf diese – in anderen Wörterbuchtypen sinnvolle – Angabe ohne Informationsverlust verzichtet werden.⁷
2. Bei den lautschriftlichen Notationen für Affrikaten und Diphthonge wurde das bisher verwendete Diakritikum, der untergesetzte, zwei Zeichen umspannende Bogen, entweder gestrichen (Affrikaten: [p̣f, ṭs, ṭʃ, ḍʒ] > [pf, ts, tʃ, dʒ]) oder durch das IPA-Diakritikum „unsilbisch“ unter dem Diphthongzweitglied ersetzt ([a̯i, a̯u, ɔ̯y] > [aɪ, aʊ, ɔɪ]).
3. Für die Diphthongzweitglieder werden neu, analog zur Darstellung z.B. in Kohler (1995), die Zeichen für die zentralisierten hohen Vokale verwendet, weil dies die maximale Höhe ist, die der Glide der Diphthonge in der überregionalen Standardaussprache des Deutschen in der Regel erreicht.⁸

⁷ Gegen die Beibehaltung der Diakritika sprach auch der erhebliche zusätzliche Arbeitsaufwand, die deren Pflege im von uns zur Überarbeitung verwendeten Redaktionssystem verursacht hätte.

⁸ Eine Notation [a̯ɪ, a̯ʊ, ɔ̯ɪ] mit gespannten halbhohen Zweitgliedern wäre allerdings lautlich noch realistischer gewesen.

4. Der <eu>, <äu> (v.a. in süddeutschen Namen auch <oi>) geschriebene Diphthong wird neu mit ungerundetem Zweitglied notiert: [ɔy] > [ɔɪ]. Daten aus dem Korpus „Deutsch heute“ (aber auch von BerufssprecherInnen) zeigen eindeutig, was schon vor hundert Jahren von Otto Bremer (1918, S. 34) völlig zutreffend festgestellt wurde: Das Zweitglied ist – abgesehen von koartikulatorischen Einflüssen durch folgende rundende Konsonanten und vom Usus in bestimmten Sprachlandschaften – im Deutschen in aller Regel ungerundet.
5. Zwischen einer wortinternen Abfolge von unbetontem und betontem Vokal ohne morphologische Grenze oder vor einem Suffix wurde in den Transkriptionen konsequent ein optionaler (darum in eckige Klammern gesetzter) Glottalverschluss eingeführt („ru[ʔ]i:nə“, „aktu[ʔ]ɛl“, „te[ʔ]a:tə“). Im Korpus „Deutsch heute“ ist die Erscheinung vor allem in Mittel- und Norddeutschland belegt (vgl. Kleiner 2014, S. 283–285), seltener in Süddeutschland und praktisch nie in Österreich und der Schweiz.
6. Die im Deutschen übliche progressive Stimmlosigkeitsassimilation, d.h., dass inhärent stimmhafte Konsonanten nach einem vorhergehenden stimmlosen Konsonanten ihre Stimmlosigkeit verlieren, wurde im Fall von [z] als [ʒ] in die Transkriptionen übernommen („beabsichtigen bəʔapʒɪçtɪɡn“⁹). Bei [b, d, g, v, ʒ] wurde hingegen keine entsprechende Markierung vorgenommen, obwohl die Assimilation auch bei diesen Leniskonsonanten auftritt. Grund für diese unterschiedliche Behandlung war, dass die phonetische Auffälligkeit von [ʒ] vs. [z] am höchsten ist, wohingegen sie besonders bei den Plosiven wenig auffällt, besonders weil entstimmte [b̥, d̥, g̥] auch im absoluten Anlaut im Deutschen insgesamt sogar üblicher sind als voll stimmhafte Realisierungen.
7. Zahlreiche Veränderungen wurden bei der Klassifikation von vormalis als [i], [u] und [ɥ], d.h. als unsilbisch markierten hohen Vokalen durchgeführt, die in der Neuauflage silbisch als [i], [u] und [y] wiedergegeben werden: „**Piano** pi'a:no“, ‚Klavier‘ (vormalis [pi'a:no]) vs. „**piano** pi'a:no“, ‚leise‘, „**Viola** vi'o:la“ (vorm. [vi'o:la]), „**Linguistik** lmgu'[ʔ]ɪstɪk“ (neben, wie vorm. nur, [lm'gʊstɪk]), „**Ruanda** ru'[ʔ]anda“ (vorm. [rʊ'anda]), „**Cyanat** tɕya'na:t“ (vorm. [tsɥa'na:t]).
8. Neu eingeführt wurde das IPA-Zeichen zur Markierung eines Nebenakzents bei mindestens dreisilbigen Wörtern („**Alt**katholik 'altkato.li:k“ (vorm. ['altkato.li:k])), da gleichrangige Hauptakzente im selben Lexem im Deutschen außerhalb von Topikalisierungen unüblich sind. Im Zuge dieser Änderungen wurden auch bei allen Transkriptionen mit bisher zwei (oder mehr)

⁹ Zitate konkreter Lemmata aus der Neuauflage werden typografisch wie im Original wiedergegeben, d.h. mit Fettdruck des Stichworts und ohne Auszeichnung der Lautschrift durch phonetische Klammern.

Hauptakzenten in einem Wort alle bis auf einen Hauptakzent gestrichen („**deshalb** 'dɛshalp“ (vorm. ['dɛs'halp])).

9. Veränderungen bei Transkriptionen von englischen Lehnwörtern:
 - a) Für die vormalig nur vollständig eingedeutscht als Monophthonge [e:] und [o:] notierten Entsprechungen von engl. [eɪ] und [əʊ] wurde bei jedem betreffenden Lexem in Einzelfallentscheidungen anhand von Korpusdaten oder Expertenmeinung entschieden, ob Monophthong- oder Diphthongaussprache im Deutschen heute üblicher ist, und danach die betreffenden Varianten gereiht bzw. durch Quantifikatoren ein Anhaltspunkt zu deren Häufigkeit gegeben: „**Container** kɔn'te:nɐ, kɔn'tɛɪnɐ“; „**Update** 'apdɛt, auch: 'apde:t“; „**Baby** 'be:bi, 'beɪbi“; „**Babyboom[er]** 'beɪbibu:m[e], auch: 'be:bibu:m[e]“; „**Bowle** 'bo:lə“; „**Oldie** 'o:ldi, 'ɔʊldi“; „**Holding** 'hɔʊldɪŋ, 'ho:ldɪŋ“; „**Download** 'daʊnloʊt, auch: 'daʊnlo:t“.
 - b) Bisher in Wörtern wie *Call-by-Call*, *Launch*, *Squaw*, *Wall Street* verwendetes [o:] wurde systematisch durch der tatsächlichen Aussprache im Deutschen näherstehendes [ɔ:] ersetzt („kɔ:lbaɪ'kɔ:l“ usw.).
 - c) Die bisher für den Vokal in Entlehnungen wie *Band*, *Fan*, *Gag*, *Gang* ausschließlich verwendete vollständig eingedeutschte Transkription [ɛ] wurde zu [ɛ:] erweitert, um anzuzeigen, dass der Vokal im tatsächlichen Sprachgebrauch häufig (wie engl. /æ/) gedehnt gesprochen wird ([bɛnt, fɛn, gɛk, gɛŋ] > [bɛ:nt, fɛ[:]n, gɛ[:]k, gɛ[:]ŋ)), wodurch auch berücksichtigt wird, dass *Gag* und *Geck* für die meisten deutschen MuttersprachlerInnen nicht homophon sind.
 - d) Wortinitialiales <s> in englischen Lehnwörtern wie *Sex*, *Single*, *Song* wurde bisher eingedeutscht als [z] wiedergegeben. Die tatsächliche Realisierung ist aber, auch in Mittel- und Norddeutschland, in aller Regel stimmloses [s] wie im Englischen (sodass *sechs* [zɛks] und *Sex* [sɛks] ein Minimalpaar bilden); darum wurde in solchen Fällen [z] durch [s] ersetzt.
 - e) Trotz gewisser Bedenken wird die eingedeutschte Transkription [v] für englisch <w> – /w/ (*World Wide Web* [ˌvœ:əlt vaɪt 'vɛp]) weiterhin als einzige Variante verzeichnet, obwohl klar ist, dass eine am Englischen orientierte Realisierung mit [w] heute im Deutschen weit verbreitet ist. Grund für die Nichtaufnahme war, „dass verlässliche empirische Daten zum tatsächlichen Gebrauch fehlen“ (Kleiner/Knöbl/Mangold 2015, S. 78).
10. In den über 9.000 gebuchten Namen englischen Ursprungs wurden verschiedene Anpassungen der Transkriptionen gemäß den Vorgaben von Wells (2008) vorgenommen. Besonders aufwendig war die Ergänzung der bisher vollständig fehlenden Diakritika sowie die Einführung von Regularitäten zur Variation zwischen silbischen Konsonanten und Schwa („**Snowdon** 'snɔʊdn“ (vorm. [snouɔdn]) vs. „**Stetson** 'stɛtsən“ (vorm. [stɛtsn])).

11. Bei französischen Lehnwörtern wurden systematische Anpassungen bei den Transkriptionen der nasalierten Vokale vorgenommen: Die in der Vorgängerauflage verwendeten [ã], [õ] und [œ] wurden ersetzt durch der tatsächlichen Aussprache näherstehende [ā], [ō] („**Chanson** ʃā'sõ:“ (vorm. [ʃā'sõ:])) und [ē] („**Parfum** par'fy:m, *auch*: par'fē:“ (vorm. nur [par'fōē:])).

3.6 Kennzeichnung nationaler und großregionaler subnationaler Varianten

Die aus unserer Sicht wesentlichste Neuerung der 7. Auflage ist die Einführung einer Kennzeichnung der regionalen Verbreitung von Aussprachevarianten. Eine Markierung von österreichischen und Deutschschweizer Varianten gab es zwar bereits in der letzten Auflage des Siebs (1969), und im Österreichischen Aussprachewörterbuch (Muhr 2008) wurden sogar für 12.000 Stichwörter konsequent trinationale Ausspracheangaben gemacht,¹⁰ aber in keinem der beiden Fälle wurde versucht, auch großregionale Variation (z.B. süd-, mittel-, norddeutsch oder ggf. noch genauer südost- oder südwestdeutsch) innerhalb der Nationen (d.h. insbesondere innerhalb Deutschlands) darzustellen. Aus Platz- und Übersichtlichkeitsgründen wurde im Wörterverzeichnis nur die Variation in Deutschland, Österreich und der Schweiz berücksichtigt und dokumentiert, auf die entsprechenden Verhältnisse in Südtirol, Luxemburg und Ostbelgien wird hingegen an bestimmten Stellen im Einleitungsteil eingegangen.

Die Gesamtmenge der im Duden-Aussprachewörterbuch neu als national/regional markierten Lemmata umfasst mit insgesamt ca. 500 Stichwörtern zwar weniger als ein halbes Prozent des Gesamtwortschatzes, darunter befinden sich aber zahlreiche höherfrequente Lexeme und vor allem auch solche, die zu den allgemein bekannten lautlichen Variationsfällen im deutschen Sprachraum zählen. Dabei konzentriert sich die auf diese Weise markierte Variation auf bestimmte lautliche Bereiche:

1. Quantitäts- bzw. Gespanntheitsvariation, d.h. die Variation zwischen langen/ kurzen bzw. gespannten/ungespannten Vokalen: z.B. /i:/ – /ɪ/ in *Viertel*, /ø:/ – /œ/ in *rösten*, /a/ – /a:/ in *Rad*, *Bad*

¹⁰ Die an sich lobenswerte Konzeption des Österreichischen Aussprachewörterbuchs wird noch durch eine wertvolle Tondatenbank bereichert, in der sich alle trinationalen Tonbelege (von je zwei BerufssprecherInnen pro Nation eingesprochen) anhören lassen. Leider kann das Werk vor allem aufgrund zahlreicher Fehler in den Transkriptionen seinen Anspruch als Kodex kaum erfüllen (dazu genauer Kleiner 2008; Wiesinger 2009a).

2. Fremdwortphonologie, z.B. Variation bei ausgangssprachlich nasalierten Vokalen in Wörtern französischer Herkunft (*Ballon*, *Balance*), Aussprache von <ch> im Anlaut von Wörtern wie *Chemie*, *Chirurg*, *Chile*, *Chrom*, Aussprache von <j> im Anlaut in *Jury*, *Journalist* usw.
3. Wortakzentvariation wie z.B. in *Ammoniak*, *Balkon*, *Mathematik*.

Tatsächlich war ein erheblicher Teil der jetzt in der 7. Auflage neu regional markierten Aussprachevarianten an sich bereits in der 6. Auflage verzeichnet. Das Duden-Aussprachewörterbuch war damit auch schon in früheren Auflagen varian­tenfreundlicher als Siebs (1969) oder Krech et al. (2009).¹¹

Das Wissen um die Diatopik der Varianten stammt im Wesentlichen aus drei verschiedenen Quellen. In der Literatur finden sich wertvolle Angaben vor allem in den entsprechenden Kapiteln zur „Standardaussprache in Österreich“ (Wiesinger 2009b) und zur „Standardaussprache in der deutschen Schweiz“ (Haas/Hove 2009) des „Deutschen Aussprachewörterbuchs“ (Krech et al. 2009), außerdem vereinzelt im „Variantenwörterbuch der deutschen Standardsprache“ (Ammon et al. 2004) und im „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ (Elspaß/Möller 2003 ff.).

Die zweite Informationsquelle zu regionalen Varianten der Standardaussprache waren „Gewährspersonen“ (in der Regel SprachwissenschaftlerInnen) aus verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachraums. Sie kontaktierten wir einerseits in der Regel per E-Mail und fragten nach der Üblichkeit bestimmter Aussprachevarianten in den jeweiligen Regionen, andererseits nutzten wir auch das am IDS versammelte Potenzial an MitarbeiterInnen aus dem ganzen deutschen Sprachraum, indem wir mit den an Aussprache Interessierten in mehreren workshopartigen Sitzungen insgesamt einige hundert Varianten diskutierten. (Nicht für alle solchermaßen diskutierten Formen war dann letztlich ein regional begrenztes Vorkommen zu ermitteln, aber häufig konnten auf diese Weise klare Präferenzen ermittelt werden, was dann zu Erweiterungen bzw. Umformulierungen der betreffenden Wortartikel geführt hat.)

Die dritte und hinsichtlich regionaler Aussprachevariation detaillierteste Informationsquelle war schließlich unser Korpus „Deutsch heute“. Von den darin enthaltenen Aufnahmen von insgesamt 840 SprecherInnen aus dem ganzen deutschen Sprachraum wurde zu diesem Zweck vor allem die Vorleseaussprache der insgesamt gut 1.000 lexikalische Einheiten enthaltenden Wortliste herangezogen. Im Folgenden soll an den Beispielen *rösten* und *Ballon/Balkon* gezeigt werden, in welcher Weise die Empirie hier auf die Neuauflage des Duden-Aussprachewörterbuchs gewirkt hat.

¹¹ Vgl. dazu Kleiner (2014, S. 292) und die entsprechenden Anmerkungen unten zu *rösten*, *Ballon* und *Balkon*.

3.6.1 Beispiel 1: Aussprache von <ö> in *rösten*

Aus etymologischer Sicht liegt mhd. *roesten* mit langem Tonsilbenvokal zugrunde, der bei regelmäßiger Weiterentwicklung, wie in den Parallelfällen *böse*, *löten*, *trösten*, im Neuhochdeutschen allgemein als langes/gespanntes [ø:] realisiert wird. Entsprechend verzeichnen die deutschen Aussprachekodizes – bis in jüngste Zeit – entweder nur den Typ ['rø:stɲ] (z.B. Siebs 1969; Krech et al. 2009) oder dokumentieren immerhin, wie das Duden-Aussprachewörterbuch schon seit der 2. Auflage (Mangold 1974, S. 623), beide Varianten, allerdings mit deutlicher Abstufung: ['rø:stɲ, auch: 'rœstɲ].¹²

Die Auswertung der Vorleseaussprache von *rösten* im Korpus „Deutsch heute“ zeigt, dass die Kodizes in diesem Fall weit davon entfernt waren, den tatsächlichen Sprachgebrauch angemessen zu repräsentieren:

Auf Abbildung 1 stehen schwarze Symbole für den Lauttyp [ø:], weiße für [œ]. Auf den ersten Blick wird deutlich, dass langvokalisches [ø:] nur im Südwesten des deutschen Sprachraums die Mehrheit stellt und insbesondere in der Schweiz die absolut dominierende Variante ist. Außerhalb Baden-Württembergs ist in Deutschland nur im Saarland und im Süden von Rheinland-Pfalz eine hohe Dichte dieser Variante zu erkennen, in Hessen und Sachsen stellt [ø:] immerhin noch mehr als 20% der Belege, während der Langvokal in Bayern allenfalls noch sporadisch auftritt. Im Norden Deutschlands herrscht dagegen ausschließlich kurzes/ungespanntes [œ]. Ein Vergleich mit der entsprechenden Karte aus dem Ausspracheatlas von Werner König (1989, S. 165) zeigt für die in den 1970er-Jahren in den alten Bundesländern erhobenen Daten noch eine größere Verbreitung von [ø:], das gilt vor allem für Bayern. Auf das Gesamtgebiet der alten Bundesländer gesehen geht der [ø:]-Anteil im 30-Jahres-Vergleich zwischen beiden Korpora von 31% auf 17% zurück.

Aufgrund dieser Korpusdaten haben wir die Ausspracheangaben in der Neuauflage entsprechend verändert zu: „**rösten** 'rœstɲ, schweiz. vorw., südwestd. auch: 'rø:stɲ“. Die vormals primäre Variante wurde zu einer nur mehr regional verbreiteten abgestuft, die vormals sekundäre Variante wurde zur unmarkierten Hauptvariante.

¹² Die aus den älteren Aussprachekodizes angeführten Formen sind zum Zweck der besseren Vergleichbarkeit typisiert, also nicht zeichengetreu zitiert.

Abb. 1: Aussprachevarianten für <ö> in *rösten*

3.6.2 Beispiel 2: Aussprache von <on> in *Ballon* und *Balkon*

Ballon und *Balkon* gehen zwar letztlich auf italienischen Ursprung zurück, sind aber (nach Pfeifer 1993, S. 91–92) aus dem Französischen ins Deutsche gekommen und auf jeden Fall lautlich davon beeinflusst, was Variation bei der Realisierung der Endung zur Folge hat. Diese Variation ist im Duden-Aussprachewörterbuch bereits seit der 2. Auflage (Mangold 1974) im Prinzip schon abgebildet: *Ballon* [ba'lō:, auch: ba'lɔŋ, ba'lo:n], parallel dazu *Balkon* [bal'kō:, auch: bal'kɔŋ, bal'ko:n]. In anderen Aussprachekodizes fehlt mindestens jeweils eine der eingedeutschten

Varianten. Siebs (1969, S. 195) verzeichnet bei *Ballon* nur [ba'lɔ̃], aber bei *Balkon* [bal'kɔ̃] und [bal'ko:n], Krech et al. (2009, S. 350) buchen parallel [bal'ɔ̃ŋ, bal'ɔ̃:] und [bal'kɔ̃ŋ, bal'kō̃:].

Abb. 2: Realisierung des Auslauts von *Ballon*

Abb. 3: Realisierung des Auslauts von *Balkon*

In unseren Korpusdaten (vgl. Abb. 2 und 3) zeigt sich eine klare Raumbildung der beiden eingedeutschten Varianten: In Nord- und Mitteldeutschland dominiert bei *Ballon* die Aussprache mit Velarnasal und in der Regel kurzem, offenem o-Vokal, d.h. der Typ [ba'loŋ] (symbolisiert durch schwarze Kreise); im Süden (besonders im Südosten) Deutschlands sowie in Österreich und der Schweiz wird hingegen mehrheitlich die Variante mit Alveolarnasal und langem, geschlossenem o-Vokal verwendet, d.h. der Typ [ba'lo:n] (symbolisiert durch graue Quadrate). Eine grundsätzlich ähnliche Nord-Süd-Verteilung der Varianten zeigt sich auch bei *Balkon*,

allerdings ist hier der [o:n]-Typus wesentlich weiter verbreitet und erstreckt sich auch über den ganzen westlichen mitteldeutschen Raum und streut sogar über fast ganz Norddeutschland. Die an der französischen Aussprache orientierten Realisierungen ohne Nasalkonsonant bei gleichzeitig mehr oder weniger stark ausgeprägter Nasalisierung des Vokals vom Typ [ba'l̥s:], [bal'k̥s:] bilden allenfalls bei *Ballon*, wo sie generell häufiger auftreten (34%) als bei *Balkon* (16%), eine gewisse Konzentration im Westmitteldeutschen, streuen ansonsten aber über das ganze Untersuchungsgebiet. Auf einer hier nicht gezeigten Karte¹³ ist außerdem dokumentiert, dass der Wortakzent von *Balkon* in der Schweiz mehrheitlich auf der ersten Silbe liegt. All diese Ergebnisse der Korpusauswertung haben in der Neuauflage zu entsprechend angepassten Wortartikeln geführt: „**Ballon** ba'lɔŋ, ba'l̥s:, österr./schweiz. vorw., südd. oft: ba'lo:n“, „**Balkon** bal'ko:n, bal'k̥s: bes. nordd./ostd. oft: bal'kɔŋ, schweiz. oft: 'balko:n“

3.7 Weitere neue Elemente: Infokästen zur Aussprachevariation und mit Umfrageergebnissen

Abschließend sollen die in der 7. Auflage als neues Informationsvermittlungselement eingeführten Kastenartikel vorgestellt werden, die in anderen Dudenbänden längst Standard sind. Diese ein- oder mehrspaltig angelegten, von minimal knapp zehn Zeilen bis zu eine ganze Seite umfassenden, farblich abgesetzten Text- bzw. Infoblöcke werden im Duden-Aussprachewörterbuch zu zwei verschiedenen Zwecken eingesetzt: Sie geben entweder durch textliche Erläuterungen Zusatzinformationen zur Aussprache(-variation) einzelner Stichwörter oder ganzer, durch grafische oder phonologische Gemeinsamkeiten verbundener Lemma-Gruppen, oder es werden in ihnen die Ergebnisse einer Online-Umfrage zur Präferenz von Aussprachevarianten gezeigt.

Beispielhaft für die insgesamt 81 enthaltenen Kästen mit Informationen zu Aussprachevarianten sind in Abbildung 4 diejenigen zur Aussprache des Buchstabens <y> in *poly-* sowie zum Wortakzentsitz in *ausgezeichnet* abgebildet.

¹³ Online publiziert unter <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/BudgetAkzent> (Stand: 03.08.2018).

poly-

Das aus dem Griechischen stammende Präfix mit der Bedeutung »viel« kommt im Deutschen in zahlreichen zusammengesetzten Lehnwörtern als erstes Element vor: *Polyester, Polygamie, Polynesien*. Die traditionelle Kodifikation sah ausschließlich [y]-Aussprache vor, das <y> in diesem Wort wird aber überall im deutschen Sprachraum ungerundet als [i] ausgesprochen: [po:li...].

ausgezeichnet

Bei *ausgezeichnet* wirkt der Wortakzent häufig bedeutungsunterscheidend: Das Partizip zu *auszeichnen* (*Der Preis war nicht ausgezeichnet.*) wird immer auf der ersten Silbe betont: [ˈaʏsgətsaɪçnət]. In der Bedeutung »exzellent, hervorragend« wird dagegen in prädiaktiver bzw. adverbialer Verwendung meistens auf der Stammsilbe betont: [aʏsgəˈtsaɪçnət] (*Das Essen war ausgezeichnet!*). In attributiver Verwendung (*Das war ein ausgezeichnetes Essen!*) sind jedoch auch in dieser Bedeutung beide Akzentuierungsmuster gebräuchlich.

Abb. 4: Infokästen zur Aussprache von *poly-* und *ausgezeichnet*

Im Rahmen dieser Neuauflage wurde außerdem eine Online-Umfrage zur Akzeptanz von Aussprachevarianten durchgeführt, aus der ausgewählte relevante Ergebnisse im Wörterbuchteil publiziert werden. Die Umfrage bot insbesondere die Möglichkeit, auch zu solchen Wörtern empiriegestützte Angaben zu machen, die in den verfügbaren Sprachdaten nicht oder nicht ausreichend belegt sind. Sie zielte besonders auf die drei Variationsbereiche Wortakzent (*Massaker*), Vokalquantität (*Omega*) und die Aussprache von Lehnwörtern (*Trolley*). Die grundsätzliche Aufgabe der UmfrageteilnehmerInnen bestand darin, den Grad der Angemessenheit der Ausspracheformen in formellen Sprechsituationen anhand einer fünfstufigen Bewertungsskala (Likert-Skala) einzuschätzen. Die TeilnehmerInnen wurden aufgefordert, ihre Angemessenheitsurteile unabhängig vom eigenen Sprachgebrauch zu fällen. Die Skalen zu den einzelnen Varianten bestanden jeweils aus den beiden positiven Bewertungsoptionen „voll angemessen“ und „weitgehend angemessen“ und den negativen Entsprechungen „ganz unangemessen“ und „weitgehend unangemessen“ sowie dazwischenliegend aus der Möglichkeit, die Varianten als „neutral“ zu bewerten. Bei der Präsentation der Umfrageergebnisse sind die beiden zustimmenden und ablehnenden Bewertungskategorien jeweils zu einer zusammengefasst worden (als „+“ bzw. „–“ bezeichnet), sodass immer drei Prozentwerte pro Variante angegeben werden. Die Umfrageergebnisse haben an einigen Stellen zur Modifikation des Wörterbucheintrags geführt. Bei ihrer Interpretation gilt es allerdings zu beachten, dass es sich dabei primär um Angemessenheitsurteile handelt, also um die Intuitionen der Befragten, die nicht mit empirischen Befunden aus Sprachaufnahmen als Ausschnitten der Sprechrealität identisch sein müssen.

Bis zum Zeitpunkt der Auswertung für die Neuauflage hatten knapp über 1.000 Personen an der Umfrage teilgenommen. Um die Angemessenheitsurteile sprach-räumlich auszubalancieren, wurden aus der Gesamtmenge der befragten Perso-nen Stichproben genommen, die sich an den deutschen Bundesländern bzw. im Fall von Österreich und der Schweiz an den nationalen Einheiten orientierten, in denen die TeilnehmerInnen den größten Teil der ersten 16 Jahre ihres Lebens ver-bracht haben. In die Auswertung einbezogen wurden letztlich die Angemessen-heitsurteile von insgesamt 573 Personen.¹⁴

Trolley, Volley[ball] und Wembley			
Umfrage: [ɛ]			
- 'vɛmblɛ]			
+86%	5%	-9%	
- 'vɔle]			
+74%	13%	-13%	
- 'trɔle]			
+57%	11%	-32%	
Umfrage: [i]			
- 'trɔli			
+75%	10%	-15%	
- 'vɔli[bal]			
+43%	11%	-46%	
- 'vɛmbli			
+39%	15%	-46%	
Umfrage: [e]			
- 'vɔle[bal]			
+52%	23%	-25%	
- 'vɛmble			
+27%	20%	-53%	
- 'trɔle			
+23%	14%	-63%	

Abb. 5: Infokasten mit Umfrageergebnissen zur Aussprache von <-ey> in *Trolley*, *Volley(ball)* und *Wembley*

Als Beispiel für einen Infokasten mit Umfrageergebnissen wird in Abbildung 5 eines der ausführlichsten Exemplare gezeigt, das Informationen zu gleich drei Wörtern im Vergleich enthält (üblicherweise wird nur ein Wort pro Kasten thematisiert). Hier geht es um die Aussprache der Endung <ey> in den aus dem Englischen stammenden Wörtern *Trolley*, *Volley(ball)* und *Wembley*. In der Umfrage

14 Der Wortlaut dieser Passage wurde in wesentlichen Teilen vom entsprechenden Abschnitt aus der 7. Auflage (S. 15–16) übernommen.

wurden die drei Varianten [e], [i] und [ɛɪ] zur Auswahl angeboten.¹⁵ Es ist zu erkennen, dass sich die drei Wörter recht unterschiedlich verhalten: Während bei *Wembley* und *Volley(ball)* die an der Schrift orientierte [ɛɪ]-Aussprache mit Abstand am angemessensten bewertet wird, wird bei *Trolley* [i] präferiert. Bei *Volley(ball)* kommt daneben auch die Variante [e] auf mehr als 50% Angemessenheit. (Vermutlich dürften die Zahlen bei (*Eis-*)*Hockey* ähnlich ausfallen.) Diese hohen Angemessenheitswerte sind ohne Zweifel auch ein Reflex des tatsächlichen Gebrauchs, weshalb es überrascht, dass für die Aussprache von <ey> bisher weder [ɛɪ] noch [e] als Varianten in Aussprachekodizes verzeichnet waren.

4 Nicht durchgeführte Änderungen/Desiderate

Aufgrund der zahlreichen Neuerungen und Aktualisierungen führt die 7. Auflage des Duden-Aussprachewörterbuchs in der Titelei das Etikett „komplett überarbeitet“ sicherlich nicht zu unrecht. Es gibt allerdings Punkte, deren Umsetzung einerseits in der Kürze der zur Überarbeitung zur Verfügung stehenden Zeit, andererseits aus strukturellen Gründen nicht möglich war. So haben wir beispielsweise in einigen Fällen darauf verzichtet, sehr häufige, nicht wortspezifische (und damit vorhersagbare) Varianten bei jedem in Frage kommenden Stichwort abzubilden. Paradebeispiel hierfür ist die Variation zwischen Velarplosiv [k] und Frikativ [ç] in nebetoniger Silbe bei <ig>-Schreibung. Bei insgesamt ca. 3.000 Stichwörtern, die nebetoniges <ig> enthalten, wären – abgesehen von dem erheblichen Zeitaufwand für die Artikelkorrektur – durch die zusätzlichen Zeilenumbrüche ca. zehn weitere Druckseiten nötig gewesen. Auch bei der allgegenwärtigen Variation von langem /ɛ:/ (*erzählen*, *Käse* usw.) wurde, wie bisher, nur [ɛ:] verzeichnet und nicht die besonders in Mittelost- und Norddeutschland sowie in Österreich allgemein gebräuchliche [e:]-Variante. Und bei einer konsequenten Umsetzung der regionalen Variation hätte bei allen mit /z/ + Vokal anlautenden Wörtern die im Süden

¹⁵ Die ganze Umfrage wurde nach Phänomengruppen gegliedert, die jeweils blockweise abgefragt wurden; den jeweiligen Blöcken war ein Erläuterungstext vorangestellt. Da es sich um eine Umfrage unter Laien handelte, wurde versucht, die lautlichen Varianten möglichst laienverständlich zu präsentieren. So wurde bei Fragen zum Wortakzent die jeweils betonte Silbe durch Großschreibung hervorgehoben (z.B. KAKadu vs. KakaDU), bei Vokalquantitätsvariation wurde ein nachgestellter Doppelpunkt zur Markierung von Länge und ein übergestellter Bogen zur Markierung von Kürze eingesetzt, und bei segmenteller Variation wurde versucht, die Lautschrift an übliche orthografische Konventionen anzulehnen (z.B. *ej* für die Variante mit englischem Diphthong, die hier im Text in IPA mit [ɛɪ] wiedergegeben wird).

des deutschen Sprachraums, besonders in Österreich und der Schweiz, allgemein übliche Normalaussprache als [s-] abgebildet werden müssen.

Ebenfalls aus Zeit- und Platzgründen haben wir in der Regel darauf verzichtet, regionale Varianten bei Ableitungen und Zusammensetzungen anzugeben, sie sind nur bei der Ableitungsbasis bzw. dem Grundwort dargestellt. Entsprechend fehlt bei den insgesamt 20 verzeichneten Erweiterungen von *Chemie* (*Chemigraf*, *Chemikalie*, *chemisch*, *Petrochemie* usw.) die bei diesem Lemma insgesamt vier Zeilen umfassende Darstellung der Variation des Anlautkonsonanten v.a. zwischen [ç], [ʃ] und [k].

Problematisch an diesen nicht umgesetzten Änderungen ist, dass sie mit der üblichen Praxis der Wörterbuchnutzung nur schlecht kompatibel sind: Wenn man ein bestimmtes Wort nachschlägt, um darüber Informationen, in unserem Fall zu dessen Aussprache(varianten), zu bekommen, sollten diese einerseits möglichst vollständig beim jeweiligen Stichwort aufgeführt sein und andererseits optimalerweise noch einen Verweis auf Stellen enthalten, wo zu diesen Varianten weitere Informationen zu finden sind (z.B. zusammenfassende Regelformulierungen im Einleitungsteil oder in Kastenartikeln). Die Varianten in diesem Sinne noch stärker als bisher in den einzelnen Wortartikeln abzubilden, wird für eine zukünftige 8. Auflage eine hohe Priorität haben.

Ganz zum Schluss soll allerdings noch ein weiteres Desiderat angesprochen werden, das insbesondere für ein Aussprachewörterbuch von höchster Relevanz ist, sich aber in der klassischen Publikationsform als gedrucktes Buch nur über Umwege realisieren lässt: Die Aussprache nicht nur gedruckt in Lautschrift abzubilden, sondern auch möglichst für die gesamte Stichwortliste vertont bereitzustellen. Dies ist bei der 7. Auflage erst für ca. 13.000 Stichwörter der Fall, die man sich nach dem Download der Software „Duden-Bibliothek 6“¹⁶ anhören kann. Der Bestand deckt sich dabei mit dem, der derzeit im Webportal „Duden online“¹⁷ zur Verfügung steht. Allerdings wird vom Dudenverlag eine Vertonung des kompletten über „Duden online“ zugänglichen Bestands (über 200.000 Stichwörter) geplant, von der dann letztlich auch das Duden-Aussprachewörterbuch profitieren wird.¹⁸

¹⁶ Vgl. <https://www.duden.de/Shop/Das-Ausspracheworterbuch-1> (Stand: 2.8.2018).

¹⁷ Verfügbar unter der Webadresse <https://www.duden.de/woerterbuch> (Stand: 2.8.2018).

¹⁸ Dem „Longman pronunciation dictionary“ (Wells 2008) liegt eine CD mit einer Datenbank bei, auf der alle Inhalte des Buchs, ein Aussprachetrainer und darüber hinaus zu allen Stichwörtern Vertonungen in britischem und, bei Ausspracheunterschieden, in amerikanischem Englisch verfügbar sind.

Literatur

- Ammon, Ulrich et al. (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin/New York.
- Bremer, Otto (1918): Deutsche Lautlehre. Leipzig.
- Brinkmann, Caren et al. (2008): German today: An areally extensive corpus of spoken standard German. In: Proceedings of the 6th International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2008), Marrakech, Morocco. Marrakesch, S. 3185–3191.
- Elspaß, Stephan/Möller, Robert (2003 ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). Internet: www.atlas-alltagssprache.de (Stand: 15.8.2018).
- Haas, Walter/Hove, Ingrid (2009): Die Standardaussprache in der deutschsprachigen Schweiz. In: Krech et al., S. 259–277.
- Kleiner, Stefan (2008): Rezension von: Rudolf Muhr: Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75, 3, S. 369–373.
- Kleiner, Stefan (2014): Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin/Boston, S. 273–298.
- Kleiner, Stefan (2015): „Deutsch heute“ und der Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston, S. 489–518.
- Kleiner, Stefan/Knöbl, Ralf/Mangold, Max (†) (2015): Duden. Bd. 6: Das Aussprachewörterbuch. 7., kompl. überarb. u. akt. Aufl. Berlin.
- Kohler, Klaus (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2., neubearb. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 20). Berlin.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.
- Krech, Eva-Maria et al. (2009): Deutsches Aussprachewörterbuch. Mit Beiträgen von Walter Haas, Ingrid Hove, Peter Wiesinger. Berlin u.a. [Unter Mitarbeit von Ines Bose, Uwe Hollmach, Baldur Neuber].
- Krech, Hans et al. (Hg.) (1964): Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig.
- Mangold, Max (1962): Der große Duden. Bd. 6: Aussprachewörterbuch. Mannheim u.a.
- Mangold, Max (1974): Der große Duden. Bd. 6: Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u.a.
- Mangold, Max (2005): Duden. Bd. 6: Das Aussprachewörterbuch. 6., überarb. u. aktual. Aufl. Mannheim u.a.
- Muhr, Rudolf (2008): Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank. Berlin/Frankfurt u.a.
- Pfeifer, Wolfgang (1993): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 2. Aufl. Berlin.
- Schmidt, Jürgen E./Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.
- Siebs, Theodor (Hg.) (1898): Deutsche Bühnenaussprache. Berlin u.a.
- Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hrsg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. Berlin.

Wells, John C. (1990): Longman pronunciation dictionary. Harlow.

Wells, John C. (2008): Longman pronunciation dictionary. 3. Aufl. Harlow.

Wiesinger, Peter (2009a): Rezension von Rudolf Muhr: Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank. In: Beiträge zur Namenforschung 44, 2, S. 243–250.

Wiesinger, Peter (2009b): Die Standardaussprache in Österreich. In: Krech et al., S. 229–258.

Arne Zeschel/Fabian Brackhane/Ralf Knöbl (Mannheim)

Reanalyse und phonetische Reduktion pragmatischer Marker mit *sagen*¹

Abstract: Der Beitrag untersucht das Zusammenspiel von funktionaler Spezialisierung und phonetischer Reduktion bei pragmatischen Markern aus komplexen Syntagmen. Im Fokus steht die Reduktionsform ['zeme], die potenziell auf die Marker <ich sag mal> oder <sagen wir (mal)> zurückgeführt werden könnte. Anhand einer Analyse ihrer phonetischen Reduktionsformen und Interaktionsfunktionen wird gezeigt, dass eine Rückführung auf <sagen wir (mal)> plausibler ist. Im Anschluss werden Realisierungen der Wortverbindung *sagen wir* als kompositioneller Matrixsatz mit Verwendungen als pragmatischer Marker verglichen. Die Befunde deuten auf einen Einfluss der Funktion der Zielstruktur auf ihre lautliche Realisierung hin, was sich als Indiz für einen unabhängigen Zeichenstatus der reanalytierten Markerverwendung interpretieren lässt.

1 Einleitung

In der gesprochenen Sprache sind eine Reihe von hochfrequenten Wortverbindungen anzutreffen, die von Sprecher/innen vermutlich als zusammenhängende Einheiten memoriert werden und besondere gesprächsorganisatorische und/oder interaktionskoordinierende Funktionen wahrnehmen (rund um das Verb *wissen* z.B. die Formeln *weist du/wissen Sie*, *ich weiß nicht* oder *was weiß ich*). Ausdrücke dieses Typs sind in der Literatur unterschiedlich definiert und mit verschiedenen Begriffen belegt worden (vgl. Blühdorn et al. (Hg.) 2017 und Imo 2012 für neuere Überblicke), von denen *Diskursmarker* und *pragmatischer Marker* die geläufigsten sind. Innerhalb dieser Kategorie stellen Ausdrücke des oben veranschaulichten Typs den strukturellen Sonderfall dar, dass sie auf eine Reanalyse komplexer Syntagmen als lexikalische Einheiten zurückgehen. In ihren Gebräuchen als Marker realisieren solche fusionierten Verbindungen nicht nur neue diskursbezogene Funktionen (beispielsweise beim Gebrauch von *was weiß ich* als Gliederungssignal; vgl. Zeschel 2017), sondern können auch formseitig besondere segmentale und/oder prosodische Realisierungs- und Reduktionsmerkmale ausbilden, die sie

¹ Wir danken Arnulf Deppermann für wertvolle Kommentare und Juliane Elter für ihre Unterstützung bei der Datenkodierung.

von ihren kompositionellen Spenderstrukturen abheben (z.B. in Gestalt der phonetischen Reduktion von *was weiß ich* zu [vəzəs'ɪç] oder gar ['ʒɪç]; vgl. Brackhane/Zeschel/Knöbl 2018). Mit dieser Beobachtung rückt ein mögliches Zusammenspiel der funktionalen und lautlichen Ausdifferenzierung entsprechender Einheiten in den Blick, das trotz zahlreicher Fallstudien und auch Überblicksdarstellungen zur Entstehung pragmatischer Marker insgesamt (vgl. für das Deutsche Auer/Günthner 2005, für das Englische Brinton 2017) bislang noch wenig erforscht ist.²

Vor diesem Hintergrund wird im Rahmen des IDS-Projekts „Gesprochenes Deutsch“ derzeit eine Inventarisierung pragmatisch spezialisierter Formeln mit *sagen* erarbeitet, dem häufigsten lexikalischen Verb im Korpus FOLK (Schmidt 2014). Zu den betrachteten formulaischen Ausdrücken zählen u.a. die folgenden, aus einer Datenbasis von mehr als 10.000 Belegen des Verbs gewonnenen Einheiten:

- (1) sag mal, ich sag mal (so), sagen wir (mal), (ich) wollt grad sagen, sag bloß, wie gesagt, ich sage nur X, du sagst es, was du nicht sagst, das muss X gerade sagen, ehrlich gesagt, wie sagt man, ich würde sagen, das kannst du laut sagen ...

Betrachtet werden zum einen Übergänge von regulär-kompositionellen Verwendungen von *sagen* in zunehmend verfestigte, formelhafte Gebräuche und deren Verteilung über den von *sagen* abgedeckten semantisch-pragmatischen Raum. Zum anderen wird für pragmatisch spezialisierte Gebräuche mit ausreichender Belegzahl in den Daten untersucht, inwiefern ihre mutmaßliche Abspaltung von der jeweiligen Quellstruktur mit phonetischen und/oder prosodischen Reduktions- und Spezialisierungstendenzen einhergeht.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der phonetischen Reduktion solcher Formeln am Beispiel des hervorgehobenen Ausdrucks in (2):

² Auch unabhängig von der funktionalen Dimension ist die Auswirkung von hoher Gebrauchsfrequenz auf die phonetische Realisierung von Wortverbindungen für das Deutsche bislang nur vereinzelt untersucht worden (bspw. Bergmann 2014). Für das Englische, Französische und Niederländische liegen hierzu jedoch mehrere Untersuchungen vor, die insbesondere die zentrale Rolle von *Reduktion* in der Spontansprache hervorheben und ihre Bedeutung für die Perzeption thematisieren (bspw. Brand/Ernestus 2018; Ernestus/Smith i.Dr.; Ernestus/Warner 2011). Scheibmann (2000) und Bybee/Scheibmann (1999) beschäftigen sich explizit mit der Abhängigkeit formaler Fusions- und Reduktionseffekte von Funktion und Kontext der betreffenden Ausdrücke.

(2) FOLK_E_00213_SE_01_T_01, c654

Institutionelle Kommunikation: Verkaufsgespräch in einem Gartencenter

- 01 GL: hIEr is es SO-
 02 das etwas verSPIELte-
 03 un (.) BLÜHende-
 04 [trotz]dem
 05 KG: [ja]
 06 GL: fArblisch akzentuI[ERte-]
 07 KG: [ja]
 08 GL: mit hErbstfärbung verSEHe[ne-]
 09 KG: [ja] (0.46)
 10 GL: ja? (0.29)
 11 KF: [(je)]
 12 GL: [u]n da Oben des AUCH ähm (.)
 13 **sa_ma** etwas akkuRAtere- formALere;
 14 KG: ja (0.27)

2 Fallstudie: ['zeme]

Um welche sprachliche Einheit handelt es sich bei der Reduktionsform ['zeme]³ in Beispiel (2) überhaupt? Als Vollform kommen sowohl der pragmatische Marker <ich sag mal> als auch der Marker <sagen wir (mal)> in Frage (vgl. Auer/Günthner 2005; Schmidt 2014). Um die Form im intendierten Sinne zu interpretieren, muss sie von Adressaten einer Äußerung wie (2) entsprechend disambiguiert werden. Maßgeblich dafür dürfte sein, ob sie eher einem typischen Gebrauchsmuster von <ich sag mal> oder einem von <sagen wir (mal)> ähnelt. Um zunächst das Verhältnis zwischen der Reduktionsform ['zeme] und den beiden denkbaren Vollformen zu klären, vergleichen wir also unklare Fälle wie den in Beispiel (2) mit lautlich nicht-ambigen Verwendungen einerseits von <ich sag mal> und andererseits von <sagen wir (mal)> (im vorliegenden Beitrag allein mit Blick auf ihre Funktion).⁴

³ Alle wiedergegebenen Transkriptionen in [phonetischen Klammern] sind als *phonetisch weit* transkribiert (im Kontrast zu /phonematischer Transkription/) zu verstehen.

⁴ Tatsächlich finden sich für faktisch als ['zeme] realisierte Elemente in der literarischen Basistranskription des FOLK-Korpus nicht nur Repräsentationen als „sa_ma“, sondern auch solche, die von den Transkribenden zu „ich sag mal“ oder auch zu „sagen wir“ expandiert wurden. Daneben wird ['zeme] in FOLK auch des Öfteren als „sag mal“ transkribiert (bzw. ein literarisch transkribiertes „sa_ma“ zu „sag mal“ normalisiert). Diese letzteren Vorkommen treten jedoch in der Regel in Kontexten auf, in denen bedingt durch ihre Distribution und Interaktionsfunktion keine Verwechslungsgefahr mit <ich sag mal> oder <sagen wir (mal)> besteht (sodass sich etwa auch

Zweitens wird ermittelt, welche phonetischen Reduktionseffekte sich bei beiden Markern zeigen, und untersucht, ob die phonetische Realisierung der Marker-Verwendungen von der ihrer kompositionellen Spenderstrukturen abweicht. Untersuchungsgrundlage ist das 2017er Release (DGD Version 2.8) des Korpus FOLK. Gesucht wurde nach den Ausdrücken „ich sag/sage ... mal“, „sag/sage ich ... mal“ (beide mit einem Wortabstand von 0–3 Tokens zwischen dem Verb bzw. dem Pronomen und der Partikel)⁵ sowie „sagen wir“, jeweils begrenzt auf Vorkommen der Elemente innerhalb desselben Gesprächsbeitrags. Dabei wurde im Sinne der „Matrixsatzhypothese“ (vgl. (3)) von Thompson/Mulac (1991) angenommen, dass die Marker <ich sag mal> bzw. <sagen wir (mal)> ihren Ursprung in Matrixsatzverwendungen von *sagen* in Verbindung mit einem (ggf. elliptischen) Komplementsatz haben:

(3) Matrixsatz > Parenthetischer Einschub > Pragmatischer Marker

Entsprechend wurden auch in unterschiedlicher Hinsicht lexikalisch angereicherte Vorkommen – beispielsweise mit zusätzlichem Modaladverbial (typischerweise *so*), mit weiteren Partikeln (wie *halt*) und gelegentlich auch mit Objektpronomen (*es* oder *das*, vgl. *sagen wir es mal so*) – als Realisierungen der beiden Zielkonstruktionen gewertet, vgl. (4):⁶

(4) FOLK_E_00267_SE_01_T_05, c514

Alltagsgespräch: Frühstück

01: LV ich kUck da noch ma geNAU drauf; (0.2)
 02: wie viel das IS;
 03: ich rEchne mir das noch ma AUS,
 04: aber ich hab beSTIMMT
 im monat zwei stundn Über; (0.22)
 05: **SACH ich jetzt ma einfach so.** (0.38)
 07: IN <<f> im MOnat?>

das [ˈzeme] in Beispiel (2) nicht durch *sag mal* ersetzen lässt). Im Folgenden werden diese kontextuell als Reduktionsform von *sag mal* erkennbaren Vorkommen nicht mitbetrachtet.

5 Die Realisierungen *ich sag mal* und *sag ich mal* wurden als Stellungsvarianten derselben zugrunde liegenden Einheit gewertet. Der Wortabstand zwischen dem Verb bzw. dem Pronomen und der Partikel diente zur Erfassung von Varianten wie etwa *ich sage es jetzt einfach mal so* (vgl. Abschn. 3.1).

6 Das natürlich aber nur, sofern es sich bei dem relevanten Vorkommen auch tatsächlich um eine desintegrierte „Kommentarphrase“ (Imo 2012) mit derselben Funktion wie <ich sag mal> bzw. <sagen wir (mal)> und nicht um eine kompositionelle Verwendung des Verbs mit literaler Bedeutung handelt.

Betrachtet werden im Folgenden die Realisierung beider Einheiten auf lexikalisch-syntaktischer (vgl. Abschn. 3.1) sowie phonetischer Ebene (3.2) und ihre jeweiligen Interaktionsfunktionen (3.3).

3 Ergebnisse

3.1 Lexikalisch-syntaktische Realisierung

Eine Durchsicht der Konkordanzen für <ich sag mal> ergab 278 Treffer der Einheit in ihren verschiedenen lexikalischen Ausbau- und Stellungsvarianten (vgl. (4)). Tabelle 1 gibt einen Überblick über die gefundenen Varianten und ihre Häufigkeiten:

Tab. 1: Varianten von <ich sag mal> in FOLK

#	Variante	Häufigkeit
1	<i>sag ich mal</i>	119 (42,8%)
2	<i>ich sag mal</i>	74 (26,6%)
3	<i>sag ich jetzt mal</i>	24 (8,6%)
4	<i>ich sag mal so</i>	17 (6,1%)
5	<i>ich sag jetzt mal</i>	11 (4%)
6	<i>sag ich mal so</i>	4 (1,4%)
7	<i>sag ich einfach mal</i>	3 (1,1%)
8	<i>sag ich jetzt einfach mal</i>	3 (1,1%)
9	<i>ich sag es mal</i>	2 (0,7%)
10	<i>ich sag es mal so</i>	2 (0,7%)
11	<i>ich sag jetzt mal so</i>	2 (0,7%)
12	<i>ich sag das mal im positiven Sinne</i>	1 (0,4%)
13	<i>ich sag einmal so</i>	1 (0,4%)
14	<i>ich sag es erstmal so</i>	1 (0,4%)
15	<i>ich sag es jetzt einfach mal so</i>	1 (0,4%)
16	<i>ich sag es jetzt mal ein bißchen lax</i>	1 (0,4%)
17	<i>ich sag es mal am Beispiel</i>	1 (0,4%)
18	<i>ich sag es mal in Anführungsstrichen</i>	1 (0,4%)
19	<i>ich sag es mal so ganz allgemein</i>	1 (0,4%)

#	Variante	Häufigkeit
20	<i>ich sag jetzt mal ganz plump</i>	1 (0,4%)
21	<i>ich sag noch mal</i>	1 (0,4%)
22	<i>sag ich ja mal</i>	1 (0,4%)
23	<i>sag ich jetzt mal grob</i>	1 (0,4%)
24	<i>sag ich jetzt mal in dem Sinne</i>	1 (0,4%)
25	<i>sag ich jetzt mal so</i>	1 (0,4%)
26	<i>sag ich mal so überspitzt</i>	1 (0,4%)
27	<i>sag ich mal verkürzend</i>	1 (0,4%)
28	<i>sage ich es mal lieber so</i>	1 (0,4%)

Angesichts der Gesamthäufigkeit des Lemmas *sagen* im Korpus (10.899 Instanzen) wird deutlich, dass es sich um eine vergleichsweise häufige Wendung handelt: *sagen* ist mit Abstand das häufigste lexikalische Verb in FOLK, und mehr als jeder vierzigste Treffer des Lemmas entfällt auf diese eine Konstruktion. Ferner zeigt sich, dass sie mit beinahe dreißig attestierten Varianten zwar recht flexibel realisierbar ist, wirklich häufig (für die Verhältnisse in FOLK) sind davon allerdings nur die am stärksten verknappten Varianten *sag ich mal* und *ich sag mal*, die zusammen knapp 70% der Treffer ausmachen. Tabelle 2 fasst die Ergebnisse für <sagen wir (mal)> zusammen:

Tab. 2: Varianten von <sagen wir> in FOLK

#	Variante	Häufigkeit
1	<i>sagen wir mal</i>	94 (61,4%)
2	<i>sagen wir</i>	26 (17%)
3	<i>sagen wir mal so</i>	9 (5,9%)
4	<i>sagen wir so</i>	7 (4,6%)
5	<i>sagen wir es mal so</i>	4 (2,6%)
6	<i>sagen wir es so</i>	4 (2,6%)
7	<i>sagen wir einfach mal</i>	3 (2%)
8	<i>sagen wir es mal vorsichtig</i>	2 (1,3%)
9	<i>sagen wir doch einfach mal</i>	1 (0,7%)
10	<i>sagen wir halt</i>	1 (0,7%)
11	<i>sagen wir jetzt mal</i>	1 (0,7%)
12	<i>sagen wir vielleicht mal besser</i>	1 (0,7%)

Anders als bei <ich sag mal> ergibt eine Suche nach der umgekehrt gereihten Variante *wir sagen* hier keine relevanten Treffer (d.h. Verwendungen in Markerfunktion). Entsprechend gibt es weniger Varianten als in Tabelle 1, und mit insgesamt 153 Treffern ist <sagen wir (mal)> im Korpus auch nur etwas mehr als halb so häufig wie <ich sag mal>. Ebenfalls anders als im Fall von <ich sag mal> ist die Modalpartikel *mal* hier zudem optional, d.h. auch ein bloßes *sagen wir* kann in den in Abschnitt 3.3 beschriebenen Markerfunktionen verwendet werden. Zusammen entfallen auf die beiden knappsten Varianten *sagen wir* und *sagen wir mal* hier sogar beinahe vier Fünftel der Gesamtbelegmenge, klar typischste Realisierung ist *sagen wir mal*.

Phonetisch nicht klar als <ich sag mal> oder als <sagen wir (mal)> identifizierbare Vorkommen (n=47) sind in 85% der Fälle (40 Belege) als einfaches [ˈzəmə] realisiert, in den restlichen 15% der Daten tritt das Adverb *so* hinzu (sieben Belege).

3.2 Phonetische Realisierung

Trotz der großen Variabilität beider Konstruktionen auf lexikalisch-syntaktischer Ebene können einige Assimilations- und Reduktionsprozesse bei allen Varianten beobachtet werden.⁷ Im Folgenden werden mit *ich sag(e) mal* und *sagen wir (mal)* zwei Varianten eingehender betrachtet, die nicht nur hochfrequent sind, sondern aufgrund der Absenz von intervenierendem Material auch ein Maximum an phonetischer Vergleichbarkeit aufweisen.⁸ Für beide Varianten kann bereits auf phonotaktischer Ebene eine Vielzahl verschiedener Produktions- und damit auch Reduktionsvarianten festgestellt werden.⁹ Hierbei sind jedoch, Ernestus (2014) folgend, zwei Ebenen voneinander zu unterscheiden: zum einen koartikulatorische Prozesse und zum anderen reduktive. Beide dienen der artikulatorischen Ökonomie.

⁷ Eine phonetisch detaillierte Analyse von Spontansprache ist naturgemäß schwierig. Problematisch ist bereits die Auswahl der verwendeten Audiodaten. Zudem sind in der Spontansprache bestimmte produktive und perzeptive Phänomene wesentlich ausgeprägter: Nicht zuletzt wird die Perzeption maßgeblich durch die Erwartungshaltung beeinflusst (vgl. Ernestus/Warner 2011).
⁸ In Abschnitt 4 werden zudem Verwendungen von *sagen wir* als Matrixsatz mit phonetischen Realisierungen des Markers <sagen wir (mal)> verglichen. Für <ich sage mal> gab es in den Daten insgesamt nur zwei Belege in Matrixsatzverwendung, sodass hier kein sinnvoller Vergleich möglich war.

⁹ Analoge Beobachtungen für hochfrequente Wörter des Englischen und Niederländischen berichten Tucker/Ernestus (2016, S. 17) wie auch die Feststellung, dass die Übergänge zwischen den einzelnen Realisierungsformen kontinuierlich sind. Dies gilt sogar für eine scheinbar zwingend kategoriale Größe wie die Silbenzahl.

Eine messbare Beeinträchtigung der Perzeption ist mit Brand/Ernestus (2018) hierbei nicht zu erwarten, obwohl mit dem Grad der Reduktion die potenzielle Ambiguität zu Realisierungsformen anderer Lexeme (bzw. Lexemgruppen) steigt.

Zunächst ist festzustellen, dass vollständig unreduzierte Belege in unseren Daten nicht zu beobachten sind. Bei *ich sag(e) mal* ist der mediale resp. finale Schwa-Laut generell absent, was den Verlust gleich einer ganzen Silbe bedeutet. Dies hat darüber hinaus zur Folge, dass der vorangehende velare Plosiv resibilifiziert wird und folglich auch seine Stimmhaftigkeit verliert: [ɪç'zaɣmal]. Die elaboriertesten Realisierungen von *sagen wir (mal)* zeigen ebenfalls einen Ausfall des Schwa in *sagen*, der hier aber zu zwei verschiedenen Assimilationsphänomenen führt: Der alveolare Folgenasal wird entweder velarisiert (Assimilation nach links) oder labialisiert (Assimilation nach rechts). In ersterem Falle wird er zusätzlich silbentragend, in zweiterem verschmilzt er hingegen mit dem silbenanlautenden Frikativ des *wir* zu einem einzelnen Nasallaut, sodass eine dreisilbige Realisierung entsteht: ['zaɣɦməmal] vs. ['zaɣməmal].

Bei *ich sag(e) mal* wird nach Ausfall des Schwa der – nun durch Resibilifizierung wortfinale – Plosiv häufig frikativisiert, nicht selten stimmhaft: [ɪç'zɛymal]. Bei *sagen wir (mal)* wird der einheitsmediale Frikativ /v/ häufig nur noch als Approximant realisiert (['za(ŋ)ʊəmal]), der segmentalphonetisch kaum und auditiv nur kontextuell wahrnehmbar ist (gleiches gilt bei beiden Formen für den finalen Lateral).¹⁰

Insgesamt bilden Varianten, die nur eine Silbe vollständig eingebüßt haben, die erhebliche Mehrzahl (*ich sag mal*: 83%, *sagen wir mal*: 80%, *sagen wir*: 69%). Zweisilbige Realisierungen sind bei Formen mit *mal* zwar weniger frequent, zeigen jedoch ebenfalls eine deutliche koartikulatorisch bedingte Ausdifferenzierung hinsichtlich der Reduktions- respektive Koartikulationspfade. Die Form ['zɛŋɐ] beispielsweise kann der Ausgangsform <sagen wir (mal)> zugeordnet werden, da bei den weniger reduzierten Realisierungen der Velarnasal nur hier auftritt; eine Form wie ['zɛxmɐ] ist aus analogen Gründen <ich sage mal> zuzuordnen. Zu den zweisilbig realisierten Belegen gehören schließlich auch solche, deren Vollform nicht mehr zweifelsfrei rekonstruierbar ist: Während für ['zɛmə] die Plausibilität eines zugrundeliegenden *sagen wir* überwiegt (der leicht geschlosseneren Zentralvokal wäre dann ein koartikulatorischer Reflex des zugrundeliegenden /i/), ist ['zɛmɐ] schlüssig aus beiden hier betrachteten Formen ableitbar und daher als ambig zu bezeichnen.¹¹

¹⁰ Dieses Phänomen ist charakteristisch für spontansprachliche Äußerungen (vgl. Ernestus/Warner 2011, S. 255).

¹¹ Die mehrfach auftretende dreisilbige Variante ['zɛmɐmɐ(l)] für <sagen wir mal> ließe sich jedoch als Hinweis darauf deuten, dass diese Konstruktion als Ursprung von ['zɛmɐ] als wahrscheinlicher anzusehen ist.

Auch hinsichtlich der Reduktionsstärke unterscheiden sich beide Einheiten in den Häufigkeiten: Bei *ich sag(e) mal* stellen nur schwach reduzierte Formen wie [ɪçˈzɑɡmə] und [ɪçˈzɛymə] einen Gutteil der Belege (57%), während bei *sagen wir mal* stärker bis stark reduzierte Formen wie [ˈzɛŋəmə] oder [ˈzɛməmə] die häufigsten Formen stellen (59%). Zudem ist hier die Variation in der Reduktion breiter: Selbst bei phonetisch grober Transkription lassen sich für <sagen wir (mal)> 51 Reduktionsvarianten feststellen, während es bei <ich sag mal> lediglich 38 Varianten sind.

3.3 Funktionen

In ihren Analysen zu <ich sag mal> bzw. *mal ... sagen* identifizieren Auer/Günthner (2005, S. 345) und Schmidt (2014, S. 299) die Funktion ihrer Zielstrukturen als die einer „Abschwächung“: Sprecher/innen setzen die Formel ein, um sich von einer bestimmten Formulierung vorsorglich zu distanzieren, z.B. weil sie interpersonell heikel ist (durch eine gesichtsbedrohende Implikation) oder auch unpräzise. Wir sprechen in solchen Fällen von einer *modalisierenden* Funktion: Der Zielausdruck fungiert als Stancemarker, mit dem sich Sprecher/innen zu einer bestimmten Formulierung innerhalb ihrer Äußerung positionieren und sie als potenziell unangemessen markieren.

Insbesondere für <sagen wir (mal)> lässt sich daneben noch eine zweite Funktion identifizieren, bei der es stattdessen um die Arbeit an der geteilten Wissensgrundlage der Interaktion geht (d.h. der Aktualisierung des *common ground*; vgl. Deppermann 2015). Bei Verwendungen, die der Etablierung und Absicherung von *common ground* dienen, sprechen wir im Folgenden von *intersubjektivierenden Gebräuchen*.

Wir beginnen unsere Betrachtung mit den modalisierenden Verwendungen. Der Marker bezieht sich hier auf eine bestimmte Formulierung und lässt sich paraphrasieren durch ‚vielleicht kann man es so ausdrücken‘. Auer/Günthner (2005, S. 345) sehen seine Funktion in einer Rahmung „kritischer“ Äußerungsbestandteile, für die als Beispiel „politisch inkorrekte“ Bezeichnungen genannt werden. Schmidt (2014, S. 229) differenziert feiner und spricht von der Distanzierung von einem Ausdruck, der als potenziell problematisch eingestuft wird, „z.B. weil er mit negativen Konnotationen oder Tabus verbunden ist, eine über den konkreten Fall hinausgehende Evaluation impliziert oder schlicht unpräzise ist“. Wir unterscheiden im Folgenden nur zwischen zwei Fällen:

- Verwendungen, in denen sich die antizipierte Unangemessenheit des Bezugsausdrucks auf seine Eignung zur Bezeichnung des intendierten Gegenstands oder Sachverhalts bezieht;

- Verwendungen, in denen der Bezugsausdruck in unangemessener Weise das Verhältnis und/oder wechselseitige Zuschreibungen zwischen den Interaktionspartnern berühren könnte.

In Fällen des ersten Typs ist der Marker auch häufig paraphrasierbar durch ‚ungefähr‘. Diese Lesart ergibt sich insbesondere dann, wenn der Skopusausdruck wie in Beispiel (5) aus einem Zahlwort bzw. einer quantifizierenden Angabe besteht. Ebenfalls nicht untypisch ist, dass die Genauigkeit des Werts im Skopus zusätzlich durch *so* relativiert wird:¹²

(5) FOLK_E_00130_SE_01_T_01, c504

Sprachbiografisches Interview

01 NL: ähm (.) °h AUrich? (.)
 02 wo liegt DAS? °hhh
 02 NDH4: ähm: (.) nord (.) nüd NIEdersachs'n mh
 03 h° mh **sagn_me mal**
 so- (0.3) fünfzig kilomEter von HAMBurg?

In Fällen des zweiten Typs distanzieren sich Sprecher/innen vorsorglich von einer Formulierung, die interpersonell heikle Implikationen transportieren könnte. Die Einheit fungiert hier als Stancemarker zur Bearbeitung einer möglichen Gesichtsbedrohung. Diese Bedrohung kann sich zum einen auf den Partner beziehen wie in Beispiel (6):

(6) FOLK_E_00292_SE_01_T_02, c183

Institutionelle Kommunikation: Bewerbungsmappen-Check

01 SH: jA:- wobei dA: (.) der arbeitgeber
 Eher dann auf die ähm (0.52) ((schmatzt))
 ARbeitsbezogenen erfahrungen dann auch schaut. (0.26)
 02 also was was ham sie vielleicht an
 PRAKtischen erfahrungen gemacht-
 03 äh die sie im TEAM °h (0.2)
 04 äh gesAMmelt haben,
 05 oder auch im STUdium im
 rahmen v[on p]rojektarbeitn, °h (.)
 06 VS: [ja.]
 07 SH: ähm (.)

¹² Bei der Analyse mussten Fälle mit relativierendem *so* unterschieden werden von den Fällen, bei denen *so* nicht zum Skopusausdruck, sondern als modaldeiktische Partikel zum Marker gehört.

08 also **ich sag mal** Eltern und geschwIster is einfach
 UNüblich,
 09 [des no]ch mit AUFz[un]ehm.
 09 VS: [okay.] [ja.]

Der Ausschnitt stammt aus einem Beratungsgespräch, bei dem Beraterin SH der Studentin VS im Rahmen eines „Bewerbungsmappen-Checks“ deutlich macht, dass Angaben zu Eltern und Geschwistern nicht in den Lebenslauf gehören. Vor Beginn des Ausschnitts geschieht das zunächst mit dem Hinweis *s WIRKT etwas Altbackn; a also sie hAm des norMAlerweise nich drIn*. Nachdem VS darauf mit dem Argument reagiert, die Angabe von Geschwistern könnte als Hinweis auf Teamfähigkeit nützlich sein, beharrt SH in Z. 08 dann auf ihrer ohnehin nur indirekt formulierten Kritik (*is einfach UNüblich*), die zusätzlich durch das modalisierende *ich sag mal* abgeschwächt wird.

Alternativ kann sich die Gesichtsbedrohung auch auf den/die Sprecher/in selbst beziehen. In solchen Fällen dient der Marker dazu, nicht intendierten und potenziell unvorteilhaften Inferenzen bezüglich des Sprechers/der Sprecherin vorzubeugen. In Beispiel (7) z.B. rahmt der Marker ein in dieser Hinsicht heikles Selbstlob:

(7) FOLK_E_00179_SE_01_T_01, c653
 Sprachbiografisches Interview

01 ZIT4: na wenn man so- n::
 02 ich] will ni sagen HOCHtrabend,
 03 weil ich schreib einglich ne HOCHtrabend,
 04 aber- °h
 05 **ich sag ma** ich schrEIb vielleicht in een bessren STIL
 als irgendwie- (0.49)
 06 manche ANdren leute,

In den untersuchten Daten ist die sowohl von Auer/Günthner (2005) als auch von Schmidt (2014) an erster Stelle genannte Funktion einer Abschwächung „kritischer“ (im Sinne von: interpersonell heikler) Formulierungen nur sehr selten anzutreffen. Deutlich häufiger bezieht sich die mögliche Unangemessenheit des Bezugsausdrucks auf die Bezeichnungsebene: Markiert wird eine ggf. nicht ganz treffende, provisorische Formulierungsentscheidung, auf die sich der/die Sprecher/in im Nachhinein nicht festlegen lassen möchte.

Auch innerhalb der zweiten Funktionsklasse der intersubjektivierenden Verwendungen (die der Bearbeitung der epistemischen Grundlage der Interaktion dienen), lassen sich zwei Subtypen unterscheiden:

- Verwendungen, die geteilte Aufmerksamkeit für eine bestimmte Annahme schaffen („nehmen wir mal an“);
- Verwendungen, die den *common ground* durch die Einführung einer Veranschaulichung bzw. eines Beispiels absichern („beispielsweise“).

Nicht zuletzt, da in vielen Fällen auch beide Paraphrasen möglich sind, wurden diese beiden Ausprägungen hier zu einer einzigen Kategorie zusammengefasst.

Eine Illustration des ersten Typs ist Beispiel (8), ein Ausschnitt aus einer Maptask-Interaktion, bei der Sprecherin HUS1 ihrer Partnerin HUS2 den Weg von einem Start- zu einem Zielpunkt auf einer Karte beschreibt. Beide haben für die Aufgabe eine Karte mit vermeintlich denselben Objekten vorliegen, an denen der Weg vorbeiführt. Allerdings unterscheiden sich (wider Erwarten der Beteiligten) die Vorlagen an einer Stelle, und zwar ist auf einer der beiden Karten anstelle eines Nagelhaufens ein Schornsteinfeger abgebildet. Das Problem lösen die beiden Sprecherinnen u.a. mit manifestem Grounding (also der markierten Konstitution einer geteilten Annahme in Z. 03), die sie als solche durch kurzes Lachen quittieren:

(8) FOLK_E_00099_SE_01_T_01, c134, Maptask

```
01 HUS2: da hab ich n ähm (.) SCHORNsteinfeger. (1.4)
02 HUS1: oh (0.76) DANN- ((lacht)) °h (.)
03      ähm sAgn_we einfach mal das is_n SCHORNsteinfEger,
      ((Lachansatz))
```

Den zweiten Subtyp illustriert der folgende Ausschnitt aus einem Prüfungsgespräch (9). Hier veranschaulicht der Prüfer (KR) das Konzept *ein roMANtischer autor* mit dem Beispiel *noVAlis*, das durch vorgängiges *sagen wir mal* und kookkurrierendes *wie etwa* als ein solches ausgewiesen wird:

(9) FOLK_E_00060_SE_01_T_01, c1056

Institutionelle Kommunikation: Prüfungsgespräch

```
01 KR: wÜrde ein (0.46) roMANtischer autor h°
02      (0.33) wie etwa (.) sagen wir mal noVAlis
03      °h an dEr stelle geSPENster sagn?
```

Weder in (8) noch in (9) modalisiert der Marker eine Formulierung im Sinne der Markierung eines eingeschränkten Angemessenheitsanspruchs (wie etwa in Beispiel (5), (6) und (7)). Stattdessen erfüllt er eine intersubjektivierende Funktion und ist paraphrasierbar entweder durch „nehmen wir mal an“ (Beispiel (8)) oder „beispielsweise“ (9). Instanzen, die sowohl eine modalisierende als auch eine intersubjektivierende Interpretation erlauben, wurden als „ambig“ ausgezeichnet.

Abbildung 1 zeigt die Anteile der unterschiedenen Funktionen (schwarz: modalisierend, weiß: intersubjektivierend, grau: ambig) an der Gesamtbelegmenge für alle Formvarianten, wobei Instanzen mit und ohne Modalangabe jeweils gesondert betrachtet werden:

Abb. 1: Funktionen

Das Diagramm verdeutlicht, dass die modalisierende Funktion für alle Formvarianten die häufigste Verwendung darstellt. Insbesondere Kombinationen mit modaldeiktischem *so* haben beinahe niemals intersubjektivierende Funktion. Gleichzeitig gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen den Anteilen intersubjektivierender Verwendungen von einerseits <ich sag mal> (marginal) und andererseits <sagen wir (mal)> und ['zeme] (jeweils mehr als ein Drittel).

4 Diskussion

Beginnen wir zunächst mit der in Abschnitt 2 aufgeworfenen Frage, auf welche Vollform die Reduktionsform ['zeme] in Kontexten wie Beispiel (2) zurückzuführen ist. Die phonetische Auswertung hat gezeigt, dass prinzipiell sowohl <ich sag mal> als auch <sagen wir (mal)> in Frage kommen, die über bestimmte Vermittlungsschritte entlang je unterschiedlicher Reduktionspfade mit der Zielform in Verbindung gebracht werden können. Die Auswertung ergab jedoch auch, dass die Quellstruktur *sagen wir (mal)* zu stärkeren Reduktionen neigt als *ich sag mal* und insofern die maximale Reduktionsstufe ['zeme] hier erwartbarer ist.

Auch funktional betrachtet zeigt ['zeme] größere Ähnlichkeit zu <sagen wir (mal)> als zu <ich sag mal>. Im Rahmen der groben Unterteilung in einen modalisierenden und einen intersubjektivierenden Gebrauch stehen prinzipiell beide Funktionen beiden Markern offen. Wie bei <sagen wir (mal)> (32%) ist der Anteil intersubjektivierender Verwendungen bei ['zeme] mit 38% jedoch deutlich höher als bei <ich sag mal> (2%).¹³ Der höhere Anteil intersubjektivierender Verwendungen der <sagen wir (mal)>-Konstruktion überrascht nicht: Mit ihrer inklusiven Sprecherdeixis unterstützt ihre adhortativ-pluralische Form die Interpretation, dass hier zu einer gemeinsam vollzogenen Aktualisierung des *common ground* aufgerufen wird. Im Rahmen der exklusiven Sprecherdeixis von (singularischem) <ich sag mal> sind solche Verwendungen zudem nicht nur marginal, sondern auch auf Fälle beschränkt, in denen sich der Marker mit ‚beispielsweise‘ paraphrasieren lässt. Eine Ersetzung mit ‚nehmen wir mal an‘ ist in keinem der untersuchten Fälle möglich, unter den ['zeme]-Instanzen finden sich solche Vorkommen hingegen schon. Ein Beispiel hierfür ist (10), wo Schüler EUP1 dem Interviewer MF den Unterschied zwischen dem belgischen und dem deutschen Notensystem erläutert und vermittelt ['zeme] eine seiner Erklärung zugrundegelegte Annahme einführt:

(10) FOLK_E_00187_SE_01_T_02, c258

Sprachbiografisches Interview

01 EUP1: HIER is das in prozEntn. ja. (0.29)
 02 °hh sa_me mal- ich hab ne:-
 03 im schnitt-
 04 also es wird auf zweihUndert geRECHnet-
 05 °h sa_ma ich hab im im schnItt dann äh
 06 ähm hundertfÜnfzig auf zweiHUNdert-
 07 das sind ja fümunsiebzig proZE[NT dann-]
 08 MF: [hm_hm]
 09 EUP1: °hh dann wär das in dEUtschland ne eins komma (.) VIER
 gewesen so was;

Auch das deutet auf eine größere Ähnlichkeit zwischen ['zeme] und <sagen wir (mal)> als zwischen ['zeme] und <ich sag mal> hin. Dass bei Kombination mit einer Modalangabe auch <sagen wir (mal)> und ['zeme] fast ausschließlich in modalisierender Funktion auftreten, ist ebenfalls nicht überraschend: Das so verweist auf den gerahmten Äußerungsbestandteil als das *Mittel*, mit dem etwas gesagt wird, sodass sich hier auch für diese Formen der für die modalisierende Funktion konstitutive Formulierungsbezug ergibt.

¹³ Die Anteile beziehen sich auf die jeweiligen Gesamtvorkommen der Einheiten, d.h. anders als in Abbildung 1 mit den Werten für Vorkommen mit und ohne so addiert.

Unerwartet ist allerdings, dass der Anteil intersubjektivierender Verwendungen bei ['zeme] vergleichsweise am höchsten ist. Einerseits wäre aus gebrauchsbasierter Perspektive zu vermuten, dass insbesondere die jeweils häufigste Verwendung beider Marker zu starker Reduktion neigt, d.h. die modalisierenden Gebräuche. Tatsächlich wird auch die knappe Mehrzahl der ['zeme]-Vorkommen in dieser Weise gebraucht. Umgekehrt wäre andererseits aber auch erwartbar, dass eine intendierte intersubjektivierende Interpretation aus Gründen der Ambiguitätsvermeidung eher erkennbar als <sagen wir (mal)> denn ambig als ['zeme] realisiert wird, was nicht der Fall ist. Dieses Ergebnis deutet darauf hin, dass die Entscheidung, was in das ambige Signal hineinzulesen ist, nicht nur von funktionalen Erwägungen allein beeinflusst ist. Weitere potenziell relevante Faktoren, die bislang noch nicht mitberücksichtigt wurden, sind etwa mögliche Distributionsunterschiede beider Marker bezüglich der syntaktischen Positionen, an denen sie eingeschoben werden, ihre Stellung relativ zum Bezugsausdruck sowie auch ihre Position im Turn und in der Sequenz. Zudem gibt es Faktoren, die eine starke phonetische Reduktion auch ungeachtet solcher weiteren sprachlichen Kontextmerkmale ganz allgemein begünstigen oder hemmen können. Hierzu zählen etwa mögliche Regionalitätseffekte (viele der stark reduzierten Belege stammen z.B. aus dem Ruhrgebiet und dem ripuarischen Sprachraum) und auch die Formalität der Sprechsituation.¹⁴ Zusammenfassend lässt sich zum Vergleich der beiden Marker untereinander festhalten, dass sie unterschiedlich stark zu phonetischer Reduktion neigen und bei aller Ähnlichkeit auch keine identischen Funktionsprofile aufweisen. Auf Basis dieser Befunde ist ['zeme] plausibler als Reduktion von <sagen wir (mal)> als von <ich sag mal> zu betrachten.

Schlägt man die phonetisch ambigen ['zeme]-Fälle auf dieser Basis also dem Marker <sagen wir (mal)> zu, lässt sich abschließend auch die Frage nach möglichen Realisierungsunterschieden dieses Markers und seiner Spenderstruktur angehen. Dabei zeigt sich, dass Verwendungen von *sagen wir* als Matrixsatz (vgl. *dann sAgn_we er ging für ZEHN weg*)¹⁵ einen geringeren Anteil silbenreduzierter Rea-

¹⁴ Obwohl all diese weiteren Faktoren aufgrund von Platz- und Datenmangel (für eine systematische Kreuzung aller angesetzten Variablen) hier nicht mitbetrachtet werden konnten, gibt es in den Daten doch zumindest impressionistische Evidenz dafür, dass die Form ['zeme] auf dem Weg zur Etablierung ist. So findet sich die stark reduzierte Form zum Beispiel auch in sehr formellen Kontexten, in denen man eher eine Tendenz zur Vermeidung von Varianten erwarten würde, die als unangemessen informell betrachtet werden könnten. Ein Beispiel ist etwa ein Beleg aus einer politischen Podiumsdiskussion in FOLK, in der der Sprecher trotz sonst sehr sorgfältiger Artikulation die maximal verknappte Form ['zeme] gebraucht (vgl. FOLK_E_00210_SE_01_T_01, c689).

¹⁵ Neben Kombinationen mit Verberst- (*deswegen sagen wir nehmen Sie es Subvention ja*), Verbzweit- und Verbletztsatz (*dann sagen wir dass er sich bestimmt auch freuen würde*) wurden auch

lisierungen aufweisen als die (mehr als dreimal so häufigen) Gebräuche als pragmatischer Marker: Während 81% der auswertbaren Matrixsatz-Belege (n=21) dreisilbig sind, sind es bei den Markerverwendungen (n=69) nur 6%.¹⁶ Hervorzuheben ist auch, dass insbesondere die maximal reduzierte Form ['zəmə] ausschließlich als Marker auftritt. Auch bei den durchschnittlichen Dauerwerten zeigt sich ein deutlicher Kontrast: Mit 293 ms sind Markerverwendungen im Mittel um mehr als ein Drittel kürzer als Verwendungen von *sagen wir* als Matrixsatz (451 ms). Abbildung 2 zeigt die Verteilung der gemessenen Realisierungsdauern:

Abb. 2: Realisierungsdauer von *sagen wir*

Aufgrund dieses Vergleichs einer lediglich kleinen Teilmenge der gesamten *sagen*-Daten lassen sich natürlich nur bedingt generalisierende Aussagen über etwaige Tendenzen zur Kopplung von formaler Reduktion und funktionaler Spezialisierung treffen. Dennoch deuten diese Ergebnisse zumindest darauf hin, dass die jeweilige Funktion entsprechender Wortverbindungen (Verwendung als kompo-

syntaktisch elliptische, semantisch jedoch propositional interpretierte Strukturen wie (*ach* [ich biete] *fünf zwei sagen wir mal*) als Matrixsatzvorkommen von *sagen wir* gewertet.

16 Zum Vergleich mit den Matrixsatzinstanzen wurden nur die formidentischen Marker <sagen wir> herangezogen, da nur mit diesen der Vergleich der Silbenreduktion und Dauer sinnvoll ist. Zudem hat die Partikel *mal* als finales Element Dehnungspotenzial, das Sprecher/innen gerade beim Gebrauch in modalisierender Markerfunktion nutzen können, wenn die Modalisierung in Zusammenhang steht mit Ausdrucksunsicherheit und Wortsuche bzw. allgemein mit Hässitation (vgl. diesbezüglich die Charakterisierung von *ich sag mal* (so) als „Diskursmarker zur Verzögerung“ in Auer/Günthner 2005, S. 345).

sitionelles Syntagma oder als pragmatischer Marker) einen Einfluss auf ihre lautliche Realisierung haben kann, was sich in den betreffenden Fällen als Indiz für einen unabhängigen Zeichenstatus der abgeleiteten Markerverwendung interpretieren ließe.

Literatur

- Auer, Peter/Günthner, Susanne (2005): Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung? In: Leuschner, Torsten/Mortelmans, Tanja (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York, S. 335–362.
- Bergmann, Pia (2014): ‚Hauptsei bin dick und fett‘ – Konstruktionen mit ‚Hauptsache‘ im gesprochenen Deutsch. In: Bergmann, Pia et al. (Hg.): Sprache im Gebrauch – räumlich, zeitlich, interaktional. (= OraLingua 9). Heidelberg, S. 211–230.
- Blühdorn, Hardarik et al. (Hg.) (2017): Diskursmarker im Deutschen. Reflexionen und Analysen. Göttingen.
- Brackhane, Fabian/Zeschel, Arne/Knöbl, Ralf (2018): <was weiß ich>. Form-Funktionskopplung bei einem variablen Vagheitsmarker? In: Belz, Malte et al. (Hg.): Proceedings of the Conference on Phonetics & Phonology in German-speaking Countries (P&P 13). Berlin, S. 13–16. Internet: www.edoc.hu-berlin.de/handle/18452/19531 (Stand: 1.5.2018).
- Brand, Sophie/Ernestus, Mirjam (2018): Listeners' processing of a given reduced word pronunciation variant directly reflects their exposure to this variant: evidence from native listeners and learners of French. In: The Quarterly Journal of Experimental Psychology 71, 5, S. 1240–1259.
- Brinton, Laurel J. (2017): The evolution of pragmatic markers in English: Pathways of change. Cambridge.
- Bybee, Joan/Scheibmann, Joanne (1999): The effect of usage on degrees of constituency: The reduction of *don't* in English. In: Linguistics 37, 4, S. 575–596.
- Deppermann, Arnulf (2015): Wissen im Gespräch: Voraussetzung und Produkt, Gegenstand und Ressource. In: InLiSt – Interaction and Linguistic Structures 57, S. 1–31.
- Ernestus, Mirjam (2014): Acoustic reduction and the roles of abstractions and exemplars in speech processing. In: Lingua 142, S. 27–41.
- Ernestus, Mirjam/Smith, Rachel (i.Dr.): Qualitative and quantitative aspects of phonetic variation in Dutch ‚eigenlijk‘. In: Cangemi, Francesco et al. (Hg.): Rethinking reduction. Interdisciplinary perspectives on conditions, mechanisms, and domains for phonetic variation. (= Phonology and Phonetics 25). Berlin/Boston.
- Ernestus, Mirjam/Warner, Natasha (2011): An introduction to reduced pronunciation variants. In: Journal of Phonetics 39, 3, S. 253–260.
- Ernestus, Mirjam/Hanique, Iris/Verboom, Erik (2015): The effect of speech situation on the occurrence of reduced word pronunciation variants. In: Journal of Phonetics 48, S. 60–75.
- Imo, Wolfgang (2012): Wortart Diskursmarker? In: Rothstein, Björn (Hg.): Nicht-flektierende Wortarten. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 47). Berlin, S. 48–88.
- Scheibman, Joanne (2000): *I dunno*: A usage-based account of the phonological reduction of *don't* in American English conversation. In: Journal of Pragmatics 32, S. 105–124.
- Schmidt, Thomas (2014): Gesprächskorpora und Gesprächsdatenbanken am Beispiel von FOLK und DGD. In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 15,

- S. 196–233. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2014/px-schmidt.pdf (Stand: 5.9.2018).
- Thompson, Sandra A./Mulac, Anthony (1991): A quantitative perspective on the grammaticization of epistemic parentheticals in English. In: Traugott, Elizabeth C./Heine, Bernd (Hg.): *Approaches to grammaticalization*. Bd. 1. Amsterdam/Philadelphia, S. 313–329.
- Tucker, Benjamin/Ernestus, Mirjam (2016): Why we need to investigate casual speech to truly understand language production, processing and the mental lexicon. In: Jarema, Gonia/Libben, Gary/Kuperman, Victor (Hg.): *New questions for the next decade. The Mental Lexicon (Thematic Issue) 11, 3*, S. 375–400.
- Van de Ven, M./Ernestus, Mirjam (i.Dr.): The role of segmental and durational cues in the processing of reduced words. In: *Language and Speech*.
- Zeschel, Arne (2017): *Denken und wissen im gesprochenen Deutsch*. In: Deppermann, Arnulf/Proske, Nadine/Zeschel, Arne (Hg.): *Verben im interaktiven Kontext. Bewegungsverben und mentale Verben im gesprochenen Deutsch. (= Studien zur Deutschen Sprache 74)*. Tübingen, S. 249–335.

Ingrid Schröder (Hamburg)

Sprachbiografie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt?

Abstract: Im Projekt „Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg“ soll geklärt werden, inwieweit regionale Sprachformen in einer Metropole als Kennzeichen stadttypischer Räume und Einrichtungen im Bewusstsein der Bewohner verankert sind. Im Mittelpunkt des Beitrags steht der theoretisch-methodische Rahmen der Studie mit einem Modell, das die Bedeutung von Spracheinstellungen und Sprachbiografie im Verhältnis zu Identitätskonstruktionen fokussiert und damit den Analyserahmen darstellt. Anhand von Beispielen wird der Zusammenhang von Spracheinstellungen, Ortseinstellungen, Biografie und darauf bezogenen Identitätskonstruktionen am stereotyp ausgeprägten Themenkomplex „Niederdeutsch als Hafensprache“/„Niederdeutsch spricht man im Hafen“ erläutert.

1 Einleitung

GP 58: *Ja, ich sag einfach mal, Plattdeutsch hat für Hambuich schon eine Bedeutung ((.)) ähm Plattdeutsch ist auch ein Stück Hambuich. Und meines Erachtens gehört die plattdeutsche Sprache ähm die gehört einfach zu Hambuich, [I: Hmhñ.] die gehört einfach auch zum Hafen, die gehört einfach zum Milieu I: Ja. GP 58: Hambuich [I: Hmhñ.] gehört diese Sprache einfach dazu. (GP 58, 896–898)¹*

¹ Die Stellenangaben beziehen sich auf die Zählung der Events in den mit EXMARaLDA erstellten Transkripten. – GP = Gewährsperson; I = Interviewer/Interviewerin. Simultan einsetzende Äußerungen oder Hörerrückmeldungen werden mit Sprecherangabe (GP, I) unmittelbar hinter dem Lexem, mit welchem die Simultaneität endet, in eckigen Klammern angegeben. Unterstreichungen kennzeichnen betonte Wörter oder Wortteile. Non- oder paraverbale Handlungen werden mit doppelten Klammern kenntlich gemacht. Treten sie parallel zu Äußerungen eines Sprechers auf, ist dies an eckigen Klammern zu erkennen. Die Angabe folgt dann auf das letzte simultan gesprochene Lexem. Durch doppelte Klammern umschlossene Punkte stehen für kürzere Sprechpausen, wobei ((.)) Pausen von bis zu einer Sekunde, ((...)) Sprechpausen von circa zwei Sekunden und (((...))) Sprechpausen von circa drei Sekunden kennzeichnen. In einfache runde Klammern gesetzte Teile sind nicht klar verständlich.

Dieses Zitat aus dem Interviewkorpus des Projekts „Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH)“ belegt eindrücklich die Hypothese, dass Niederdeutsch in Hamburg als ein besonderes Ortsmerkmal wahrgenommen wird. Niederdeutsch wird als zugehörig zum Hafen und zu dessen Milieu, insgesamt als zugehörig zu Hamburg angesehen. Im Projekt soll der Hypothese nachgegangen werden, dass regionale Sprachformen in Metropolen als Kennzeichen stadttypischer Räume und Einrichtungen im Bewusstsein der Bewohner verankert sind und als Teil einer städtischen Identität verstanden werden, auch wenn die Sprachwirklichkeit längst eine andere geworden ist. Im Zentrum steht der sozialsymbolische Gehalt, welcher der Sprachform zugeschrieben wird, und dessen Bedeutung für die Sprecher.

Im Folgenden sollen nicht die einzelnen Ergebnisse des Projekts im Mittelpunkt stehen, sondern nach einem kurzen Projektaufriß wird der theoretisch-methodische Rahmen der Studie beschrieben, wobei ein Modell zu entwickeln ist, das die Bedeutung von Spracheinstellungen und Sprachbiografie im Verhältnis zu Identitätskonstruktionen fokussiert und den Analyserahmen darstellt.² Anhand von Beispielen kann schlaglichtartig verdeutlicht werden, auf welche Weise die genannten Komponenten aufeinander bezogen sind und mit welchen Mitteln sie sprachlich realisiert werden.

2 Das Projekt: Ausgangssituation, Ziele, Design

Dem Projekt³ liegt die Beobachtung zugrunde, dass das Niederdeutsche in Hamburg – trotz rückläufiger Sprecherzahlen (vgl. Adler et al. 2016, S. 15) – in der Öffentlichkeit, in der Kultur und in den Medien eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.⁴ Die Sprachwahl Niederdeutsch, die Rezeption entsprechender kultureller Angebote, die positive Bewertung der Sprache sowie das Engagement für

² Vgl. auch die theoretischen Vorüberlegungen in Schröder/Jürgens (2017, S. 13–26), die hier in einem Modell zusammengeführt werden, mit weiterführender Literatur.

³ Projektleitung: Ingrid Schröder; wissenschaftliche Mitarbeiterinnen: Carolin Jürgens (bis August 2015), Lara Neumann (ab November 2015), in Kooperation mit Christine Fuhrmeister (August 2016 bis Dezember 2017); studentische Hilfskräfte: Franziska Fleischhauer, André Pabst, Bernadette Schlaffner, Verena Turkowski. Projektlaufzeit: 1.6.2014–31.3.2018. Eine ausführliche Projektbeschreibung bieten Schröder/Jürgens (2017).

⁴ Zum Enregisterment mit Niederdeutsch in Hamburg vgl. Jürgens 2016. Auch die Verpflichtungen Hamburgs zur Förderung der Sprache im Rahmen der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen können als Beleg für die Zuschreibung eines hohen sozialsymbolischen Signalwerts gelten (vgl. Eichinger 1999, S. 50).

die Verwendung des Niederdeutschen können als Ausdruck einer besonderen Verbindung zur Stadt und damit als Bestandteil einer spezifischen hamburgischen Identität verstanden werden. Im Projekt soll untersucht werden, welche Funktionen dem Niederdeutschen im Alltagsleben der Großstadt zukommen, welche Sprachkonzepte sich dabei abzeichnen und welches Identifikationspotenzial damit verbunden ist, d.h., inwieweit Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung wahrgenommen wird.

Dafür sind die Spracheinstellungen, also die Inhalte und Bewertungen, die in Hamburg mit dem Niederdeutschen verbunden sind, zu analysieren. Zu fragen ist, welche sprachbezogenen Wissensbestände vorliegen und ob gängige stereotype Zuschreibungen wie „Niederdeutsch spricht man auf dem Lande“ (vgl. Schröder/Jürgens 2016) durch spezifische städtische Stereotype wie „Niederdeutsch spricht man im Hafen“ flankiert oder auch überlagert werden. In die Analyse sind auch die Bewertungen des Niederdeutschen einzubeziehen und deren möglicher Einfluss auf den Sprachgebrauch, auf die Rezeption des Kulturangebots und auf das Engagement für die Sprachförderung. Schließlich ist dem Zusammenhang von Spracheinstellungen und Ortseinstellungen nachzugehen, um eine mögliche identitätsstiftende Funktion aufzudecken. Individuelle biografische Erfahrungen der Sprachnutzer mit dem Niederdeutschgebrauch lassen zudem erkennen, welche Sprachdomänen für sie relevant sind bzw. waren und welche Veränderungen im Lauf des Lebens eingetreten sind.⁵

Das Projekt umfasst zwei Teilstudien. Bei der ersten Teilstudie handelt es sich um eine qualitativ angelegte Interviewstudie. Die Datengrundlage bilden 42 narrative sprachbiografische Interviews mit insgesamt 44 Personen aus fünf verschiedenen Untersuchungsfeldern der Hamburger Öffentlichkeit, nämlich Kultur, Medien, Institutionen, Freizeit und Politik. Die Probanden sind zwischen 1932 und 1982 geboren und stammen überwiegend aus Hamburg oder Norddeutschland. Sie weisen sich selbst eine gute passive Niederdeutschkompetenz zu und sind mehrheitlich aktive Sprecher. Alle Befragten setzen sich auf unterschiedliche Weise mit dem Niederdeutschen im öffentlichen Bereich auseinander.

Um weitere Kreise der Hamburger Bevölkerung unabhängig von ihren Berührungspunkten mit dem Niederdeutschen in die Untersuchung einzubeziehen, wurde eine zweite, quantitative Teilstudie konzipiert, die sich an alle Personen richtet, die in Hamburg ihren Lebensmittelpunkt haben. Auf diese Teilstudie kann im vorliegenden Artikel nicht weiter eingegangen werden.

⁵ Zusätzlich zu den Einstellungen gegenüber dem Niederdeutschen werden auch die Einstellungen gegenüber dem lokalen Substandard in Hamburg in die Untersuchung vergleichend einbezogen.

3 Modellierung: Einstellungen, Biografie, Narration, Identität

3.1 Einstellungen und Biografie

Abb. 1: Einstellungen und Biografie

Als theoretische Basis liegt der Studie ein Modell zugrunde, das Einstellungen, v.a. zu Sprache und Ort, und (Sprach-)Biografie als wesentliche Komponenten der sprachbezogenen Identitätsstiftung miteinander verknüpft. Im Folgenden soll dieser Zusammenhang erläutert werden.

3.1.1 Einstellungen

Einstellungen können als psychische Dispositionen beschrieben werden, als deren wesentliche Faktoren der Einstellungsträger, das Bezugselement, auf das sich die Einstellung richtet, und die Verhaltensoption gegenüber dem Bezugselement gelten (vgl. grundsätzlich Allport 1935, S. 810; Eagly/Chaiken 1998, S. 269). Die Verhaltensoption steht im engen Zusammenhang mit der Erfahrung und dem damit verbundenen (erworbenen) Wissen sowie mit der Bewertung des Bezugselements. Dies kann in einem Drei-Komponenten-Modell abgebildet werden, das kognitive (Erfahrungen und Wissen), affektive (Bewertungen) und konative Anteile (Verhaltensoptionen) umschließt (vgl. Lasagabaster 2004, S. 200; Fischer/Wiswede 2009, S. 285). Da der jeweilige Anteil der Komponenten veränderlich ist und sich auch die Komponenten selbst im Lauf der Zeit verändern, ist dieses Modell als dynamisch aufzufassen. In der Analyse offenbaren Wissensbestände und Bewertungen die Haltungen der Einstellungsträger und erlauben es, Selbst- und Fremdbilder zu ermitteln.

Angewandt auf Sprache lassen sich die kognitive Komponente auf das Wissen über sprachliche Strukturen, auf die Verwendung der Sprache und ihre Funk-

tionen beziehen, die affektive Komponente auf die damit verbundenen Emotionen, die konative Komponente schließlich auf den Gebrauch oder die Vermeidung von Sprachformen (vgl. Neuland 1993, S. 728). Spracheinstellungen werden häufig überlagert durch Einstellungen gegenüber (Nicht-)Sprechern, d.h. gegenüber Gruppen, oder auch durch Bewertungen der Sprachsituationen (vgl. Riehl 2000, S. 141; Jürgens 2015, S. 53), die daher in der Analyse zu berücksichtigen sind. Im Projektzusammenhang spielen gleichermaßen die Ortseinstellungen eine wesentliche Rolle, nämlich das Wissen über Hamburg, die Bewertung der Stadt und die Nutzung der Stadt als Lebensraum.

Besonders deutlich kommen Einstellungen in Form von Stereotypen zum Ausdruck, die als empirisch mehr oder weniger fundierte, in der Regel übergeneralisierte Zuschreibungen aufgefasst werden können und Wissensbestände mit Bewertungen verbinden.⁶ Sie repräsentieren virulente gesellschaftlich geteilte Konzepte. Als verbale Ausdrücke einer bestimmten Überzeugung (Quasthoff 1987, S. 787) lassen sie sich im Einstellungsmodell der kognitiven Komponente zuordnen. Durch sie werden subjektive Bestände des Alltagswissens ausgedrückt, die jedoch nicht in jedem Fall zutreffend sein müssen (vgl. Garrett 2010, S. 31; Cuonz 2014, S. 54).

3.1.2 Biografie

Die Berücksichtigung der verschiedenen Lebensphasen ist grundlegend für die Analyse sprachbiografischer Daten. Jede Lebensphase ist durch ein spezifisches soziales Netzwerk geprägt, das zugleich für den Ausbau des sprachlichen Repertoires und für die Wahl der sprachlichen Mittel relevant ist, die als Teile einer personalen Identität angesehen werden können (vgl. Wirrer 2017). Biografische Daten sind insbesondere im Zusammenhang mit dem Spracherwerb, mit dem sich wandelnden Sprachgebrauch und insgesamt mit den persönlichen Erfahrungen mit Sprache von Interesse. Mit den Spracherfahrungen gehen immer auch Einstellungen unter Einschluss von Bewertungen einher, die jeweils an die einzelnen biografischen Stationen angebunden sind.

Der Unterscheidung zwischen (realem) Lebenslauf und (rekonstruierter) Biografie folgend, sind Sprachbiografien als subjektive kognitive Konstrukte beschrieben worden, die eine identitätsstiftende Funktion besitzen, nämlich als Wahrnehmung und Verarbeitung der eigenen Lebensgeschichte (vgl. Bieberstedt 2017).

⁶ Im Projektzusammenhang vgl. dazu Schröder/Jürgens (2016); Schröder (2013, 2010); Jürgens (2015).

Die erinnerte Geschichte ist kein objektives Abbild der Realität, sondern spiegelt die spezifische Sicht der Person, ihre Werte sowie ihre Bewertungen wider (vgl. Tophinke 2002). Im Projekt sind beide Aspekte zu berücksichtigen, zum einen die Rekonstruktion des Sprachgebrauchs in verschiedenen Lebensphasen und zum anderen die Beurteilung dieser Entwicklung auf der Folie des individuellen Relevanzsystems.

3.1.3 Wissensformen

Abb. 2: Einstellungen, Biografie und Alltagswissen

Wie die erinnerte Biografie stellen auch die Einstellungen kognitive Konstrukte dar, die aus dem subjektiven Alltagswissen gespeist werden (vgl. Berger/Luckmann 2010, S. 140; Jürgens 2015, S. 18–60), das sich wiederum aus situativem Erfahrungswissen und deklarativem Weltwissen zusammensetzt. Situatives Erfahrungswissen besteht aus Erinnerungen an konkrete biografische Erlebnisse, deklaratives Weltwissen hingegen ist gesellschaftlich vermitteltes Wissen (Kaiser 2010, S. 1). In dieses Wissen fließen auch Bewertungen ein.

3.2 Narration

Abb. 3: Einstellungen, Biografie und Narration

Einstellungen und Biografie können als psychische Dispositionen, als Wissens- und Bewertungsbestände bzw. als kognitive Konstrukte nicht ohne Weiteres wahrgenommen werden (vgl. Neuland 1993, S. 728; Jürgens 2015, S. 53). Zugänglich sind sie v.a. in Form von sprachlichen Äußerungen, die sich als Narrationen in biografischen Interviews erheben lassen.

Grundsätzlich lässt sich eine Narration im weiteren Sinne von einer Narration im engeren Sinne unterscheiden (vgl. Ehlich 1983). Zur Narration i.w.S. gehören mehrere Handlungsmuster, die im alltäglichen Sprachgebrauch dem Erzählen zugeschrieben werden, wie z.B. Berichten oder Beschreiben. Für die Narration i.e.S. ist ein spezifisches sprachliches Handlungsmuster charakteristisch. Zentral sind die Thematisierung eines ungewöhnlichen Ereignisses und die Wohlgeformtheit, die sich in der narrativen Ordnung und Verknüpfung der Ereignisse sowie dem Erreichen eines sinnstiftenden Endpunkts niederschlägt (vgl. Kraus 2002, S. 167–171, im Anschluss an Gergen/Gergen 1988). Beim sinnstiftenden Endpunkt handelt es sich aus linguistischer Perspektive um die These, die durch eine Erzählung begründet, belegt oder veranschaulicht werden soll, wie z.B. dass man Niederdeutsch im Hafen spreche.⁷

⁷ Vgl. zum Zusammenhang auch Neumann/Schröder (2017, S. 228–231), mit Beispielanalysen.

Eine wesentliche Funktion des Erzählens liegt darin, „den Inhalt der Selbstdarstellung für Sprecher und Hörer gemeinsam zu machen, also in die gemeinsame Sprecher- und Hörerwelt zu integrieren“ (Ehlich 1983, S. 139). Dabei werden besondere sprachliche Verfahren eingesetzt, um Zustimmung zu erheischen, Selbstpositionierungen abzusichern und Thesen oder Bewertungen zu plausibilisieren (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002, S. 169). Somit ist eine Analyse der Narration nicht nur auf die internen Merkmale der Erzählung zu richten, sondern zugleich auf den Gesprächszusammenhang und folglich auf die Interaktion der Gesprächspartner (vgl. Tophinke/Ziegler 2006; König 2014, 2017), d.h. im Projekt auf den aktuellen Gesprächskontext des Interviews.

3.3 Identität

3.3.1 Personale Identität

Personale Identität lässt sich als das „je spezifische Selbst- und Weltverhältnis sozialer Subjekte“, als „ihr Selbstbild und Selbstverständnis“ bestimmen (Rosa 2007, S. 47). Konstituierende Merkmale sind dabei Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz (vgl. Straub 2011, S. 284–287).⁸ Kontinuität bezieht sich auf die diachrone Identität (Straub 2000, S. 172), die Einheit der Person im Wandel der Zeit und die damit verbundene Vielfalt an Erfahrungen, Konsistenz auf die „logische Verträglichkeit“ (ebd., S. 175), d.h. die Verträglichkeit verschiedener Aussagen zur Identität, und Kohärenz auf die innere Stimmigkeit der Person und damit auf den Zusammenhang der verschiedenen Rollen, in denen ein Mensch agiert (ebd.).

Da Menschen in ihren jeweiligen Rollen verschiedenen Gruppen angehören, werden auch die Werte der jeweiligen Gruppen in das eigene Identitätskonzept einbezogen. Aus Einstellungen gegenüber Gruppen wird soziale Identität gespeist (vgl. Tajfel 1981, S. 255). Als deren spezifische Form kann die raumbezogene regionale Identität angesehen werden (vgl. Mühler/Opp 2008, S. 1 f.).⁹ Region ist dabei als historisches, politisches, soziales und kulturelles Konzept zu verstehen, das für personale wie auch für soziale Identifikationsprozesse eine Rolle spielt

⁸ Vgl. auch Lucius-Hoene/Deppermann (2002, S. 48). Krappmann (2004, S. 406) unterscheidet als Komponenten Selbstigkeit, Kontinuität, Einheit.

⁹ Unter „regionaler Identifikation“ verstehen Mühler/Opp (2008, S. 1 f.) „das Ausmaß, in dem eine Person eine Region oder, genauer, die Bewohner einer Region positiv bewertet oder, anders gesagt, sich mit einer Region verbunden fühlt“.

(vgl. Blotevogel 2001, S. 3; Flender/Pfau/Schmidt 2001, S. 24). Auch Städte können auf diese Weise identitätsstiftend sein.

Identitätskonzepte werden nicht zuletzt durch die kulturellen Spezifika bestimmt, zu denen vor allem die Sprache gehört. Sprachidentität lässt sich als Teil der personalen Identität beschreiben (vgl. Thim-Mabrey 2003, S. 2), wobei die Haltung zu einer Sprache, mithin die Spracheinstellungen, ausschlaggebend ist.¹⁰ Sie kann auch als Teil der sozialen Identität gefasst werden, wenn Sprache als Gruppenabzeichen wahrgenommen wird. Diese Symptomfunktion der Sprache kann aktiv dazu genutzt werden, Identität bzw. Teile davon hervorzuheben.¹¹

Abb. 4: Einstellungen, Biografie und personale Identität

¹⁰ Die Studien von Anne Betten zu ihrem Israelkorpus zeigen nachdrücklich die Rolle der Sprache als Ausdruck kultureller Identität (vgl. z.B. Betten 2017).

¹¹ Zur sozialsymbolischen Funktion von Sprache vgl. Hess-Lüttich (2004, S. 492); zum Konzept der Indexikalität auch Silverstein (2003, S. 217–222). – In diesem Zusammenhang spricht Eckert (2012, S. 87) von sozialer Bedeutung, die durch die Verwendung spezifischer sprachlicher Varianten oder durch die Nutzung eines bestimmten Stils erzeugt wird.

Da Personen in verschiedenen biografischen Rollen agieren, stehen nicht in jeder Situation alle Facetten der Identität gleichermaßen im Vordergrund. Diese Rollen zeigen sich in Form von spezifischen Teilidentitäten (rT = rollenbezogene Teilidentitäten), die mit Bezug auf die jeweilige Sprachverwendung von Kresić (2006, S. 15 ff.) als Sprach-Teil-Identitäten angesehen werden.

3.3.2 Narrativ gestiftete Identität und Positionierung

Abb. 5: Narrativ gestiftete Identität

Ebenso wenig wie Einstellungen und Biografie ist Identität der Analyse an sich zugänglich, sondern tritt ausschließlich in Form von Verhaltensweisen zutage, und zwar durch semiotische Verfahren sowohl sprachlicher wie nicht-sprachlicher Art. Insbesondere durch biografische Erzählungen können Selbstbilder gestaltet werden, indem Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz erzählerisch hergestellt werden (vgl. Straub 2011, S. 286). Somit werden Erzählungen zu Konstruktionen der personalen Identität (vgl. Hügli 2010, S. 141). Dieser Zusammenhang wird häufig als narrative Identität gefasst, doch erscheint es angemessener, von narrativ konstruierter Identität zu sprechen. Für eine solche narrative Identitätskonstruktion sind spezifische sprachliche Mittel erforderlich, wesentlich die Bezugnahmen auf identitätsstiftende Elemente wie Sprache, Ort oder Gruppe und

die damit verbundenen Zuschreibungen, die explizit als Propositionen oder implizit in verschiedenen sprachlichen Handlungsmustern formuliert werden können (vgl. dazu unten, Abschn. 4).

Als wesentliche Elemente solcher Identitätskonstruktionen beschreiben Lucius-Hoene/Deppermann Positionierungsverfahren als „die diskursiven Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darstellen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 168). Dazu gehören die Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive, die sie im Gespräch für die Identitätskonstruktion in Anspruch nehmen. Mithilfe von Positionierungshandlungen stellen die Sprecher ihre eigene Rolle dar, sowohl im Verhältnis zu anderen Personen innerhalb der Erzählung als auch im Verhältnis zu den Kommunikationspartnern in der aktuellen Gesprächssituation. Die Identitätsarbeit ist also immer auf zwei Bereiche hin ausgerichtet, auf den Erzählinhalt und auf die Erzählsituation, d.h. den aktuellen Gesprächskontext.

3.4 Zusammenschau: Einstellungen, Biografie, Narration und Identität

Die Formen der Narration im weiteren Sinne und die darin eingebetteten Positionierungen gehören zu den zentralen Analysegegenständen des Projekts. Durch die Narration werden Einstellungen und Biografie versprachlicht und dadurch erst zugänglich gemacht. Zugleich wird die Identität narrativ zum Ausdruck gebracht. Das Modell stellt somit in erster Linie eine Momentaufnahme der aktuellen Gesprächssituation dar, in der bestimmte Teilidentitäten bzw. Rollen hervorgehoben werden können, die in anderen Erzählkontexten zurücktreten. Es handelt sich um einen während des Interviews durch die Narration aktuell und situationsbezogen verfertigten Identitätsentwurf.

Das Projekt stützt sich generell auf das dreigliedrige Einstellungskonzept, indem für die qualitative Studie die konative Komponente als analytischer Ausgangspunkt gewählt wurde und die sprachliche Verhaltensoption als Kriterium für die Auswahl der Gewährspersonen diente. Die Daten zu Sprachwissen (kognitive Komponente) und Sprachbewertung (affektive Komponente) wurden im Rahmen sprachbiografischer Interviews erhoben. Die darauf bezogenen Analysen geben darüber Aufschluss, welche Zuschreibungen mit dem Niederdeutschen und ferner auch mit der hamburgischen Umgangssprache verbunden werden und inwiefern diese Sprachformen zur Konstruktion der eigenen Identität beitragen.

Abb. 6: Einstellungen, Biografie, Narration und Identität

Rückschlüsse auf die raumbezogene Identität erlauben die Ortseinstellungen, indem die kognitive und die affektive Komponente durch Erfragung des Ortswissens und der Ortsbewertungen fokussiert werden, während die konative Komponente wiederum als Auswahlkriterium erfasst ist (Hamburg als Wohnort bzw. Lebensmittelpunkt der Befragten). Es soll überprüft werden, ob und auf welche Art und Weise das Niederdeutsche im Sinne der Konstruktion regionaler Identität in das Stadtkonzept eingebunden wird.

Zudem sind (sprach)biografische Faktoren heranzuziehen, um die von den Probanden gewählten Verhaltensoptionen (also den Sprachgebrauch und das Engagement) erklären zu können. Auswirkungen auf die Spracheinstellungen können etwa der Erwerbsmodus als Erst- oder Zweitsprache haben, der Sprachgebrauch in der Kindheit, Erfahrungen in biografischen Umbruchsituationen oder auch einzelne individuelle Erlebnisse, die mit dem Niederdeutsch-Gebrauch verknüpft sind.

4 Datenanalyse

Das Modell legt nahe, dass mehrere analytische Zugriffe methodisch miteinander zu verschränken sind. Zum einen spielen inhaltsanalytische Verfahren eine Rolle, die insbesondere bei der Annotation des Materials und der darauf folgenden inhaltlichen Strukturierung zum Tragen gekommen sind. Hier sind thematische Bereiche¹² und Lebensphasen¹³ zu differenzieren.

Um die biografischen Erfahrungen, die Einstellungen und die damit verbundenen Stereotype (vgl. Schröder/Jürgens 2016) sowie die Positionierungen (vgl. Neumann/Schröder 2017) zu untersuchen, wurde in Anlehnung an die Stereotypenforschung ein Schema entwickelt, das alle Sprachebenen berücksichtigt (vgl. dazu Schröder/Jürgens 2016, S. 356, mit weiterführender Literatur). Kategorisierungen, d.h. die Bezeichnungen für Sprachvarietäten, Sprechergruppen und Sprachsituationen, werden ebenso erfasst wie die damit verbundenen Zuschreibungen sowohl expliziter als auch impliziter Art. Als Ausgangspunkte der Gesprächsanalyse werden die sichtbar werdenden Wissensstrukturen (Weltwissen, Erfahrungswissen) genutzt. Vertexungsmuster auf äußerungsübergreifender Ebene spielen ebenso eine Rolle wie semantisch-pragmatische Operationen (Generalisierung, Subjektivierung u.a.), epistemische und evaluative Einstellungen der Sprecher, Formulierungsmuster (Vergleiche, Beispiele u.a.), syntaktische Konstruktionen und lexikalische Mittel. Außerdem wird die Interaktion der Gesprächspartner in den Blick genommen wie auch die Sprachwahl, indem Code-Switching-Phänomene vor allem auf ihre emblematische Funktion hin untersucht werden.

Im Folgenden soll der Zusammenhang von Spracheinstellungen, Ortseinstellungen, Biografie und darauf bezogenen Identitätskonstruktionen am stereotyp ausgeprägten Themenkomplex „Niederdeutsch als Hafensprache“/„Niederdeutsch spricht man im Hafen“ erläutert werden. In einem ersten Schritt werden verschiedene Ausprägungen dieses Wissensbestandes präsentiert, um dann in einem zweiten Schritt erfahrungsbasierte individuelle Konzeptualisierungen exemplarisch zu beschreiben. Drittens ist der identitätsstiftende Zusammenhang von Spracheinstellungen, Ortseinstellungen und biografischen Erfahrungen zu erörtern.

¹² Sprachgebrauch, Sprachbewertungen, Spracherwerb, Sprachwandel, Sprachpflege, Ortswissen, Ortsbewertungen.

¹³ Kindheit, Schulzeit, Ausbildung, Berufsleben, Ruhestand.

4.1 Stereotypes Konzept: „Also im Hafen wird schon noch viel Plattdeutsch gesprochen“

In der großen Mehrheit der Fälle wird die Zuschreibung „Niederdeutsch spricht man im Hafen“ als Weltwissen formuliert, selten aber als pauschale und uneingeschränkte Aussage, wie von GP 51 (w, *1941), die als spontane Assoziation mit dem Plattdeutschen u.a. den Hafen nennt:

GP 51: *Auch noch am Hafen. I: Hmhm. GP 51: Und wenn du da nich Plattdeutsch sprichst, dann kannst das alles gleich vergessen. (97–100)*

In der Regel wird die generelle Gültigkeit der Aussage von den Interviewpartnern partiell eingeschränkt, indem ein temporaler Bezug auf die Vergangenheit hergestellt wird. Auf die Frage, wo man heute noch in Hamburg Plattdeutsch hört, nennen GP 11 (m, *1930) und GP 12 (m, *1935) den Hafen generell und insbesondere die Werften:

GP 12: *Also im Hafen wird schon noch viel Plattdeutsch gesprochen. GP 11: Im Hafen noch viel. GP 12: Auf den Werften und so, GP 11: Ja. GP 12: das is schon noch... (335–339).*

Auch wenn die Aussage durch die Partikel „schon“ bekräftigt wird, ist durch das Adverb „noch“ angedeutet, dass der Gebrauch des Niederdeutschen rückläufig ist. Ganz ähnlich erfolgt eine temporale Einordnung bei anderen Gewährspersonen durch negative Vergleiche mit der Vergangenheit („nicht mehr“ [GP 68], „nich mehr so viel“ [GP 10], „wirklich sehr viel weniger“ [GP 10], „bis vor einiger Zeit noch“ [GP 66]).

Einen unsicheren epistemischen Status der Aussage „Niederdeutsch spricht man im Hafen“ belegen häufige Subjektivierungen durch „ich meine“ (GP 04), in anderen Interviews „ich kann mir vorstellen“ (GP 39), „denke ich“ (GP 71) oder durch Adverbien „wahrscheinlich“ (GP 04), „vielleicht“ (GP 71, GP 73) und „sicherlich“ (GP 35).

GP 04: *Nich, aber ich meine, [GP 03: Ja.] die/ die/ die äh äh klassische [GP 03: Hafenarbeiter.] Hafenarbeitersprache is es wahrscheinlich nicht mehr, weil es den klassischen Hafenarbeiter gar nich [I: Ja.] mehr gibt. [...] Das sind doch alles Spezialisten, die [GP 03: Ja.] da auf ihm... [...] Also das sind ja eher Computerspezialisten als/ als äh Säckeschlepper. [GP 03: (Die fahren da äh ohne Anhang.)] (342–362)*

Begründet wird die Einschränkung des Gebrauchs durch die neuere Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt, z.B. durch die zunehmende Digitalisierung. „Klassischen“ Hafenarbeitern, die traditionelle Berufe im Hafen ausüben, wie den Schauerleuten, hier als „Säckeschlepper“ bezeichnet, werden von GP 04 (m, *1938) „Computerspezialisten“ gegenübergestellt. Dabei wird das Niederdeutsche der traditionellen Arbeitssphäre zugeordnet, das im Laufe des Wandels der Hafenberufe immer weniger verwendet wird. Andere Gewährspersonen (GP 71, w, *1956) machen die Internationalisierung des Arbeitsmarktes für den Sprachwandel verantwortlich oder schränken die Sprechergruppe auf die „Ureinwohner“ bzw. „Alt-Hamburger“ ein (GP 35, m, *1950).

Auffällig sind die Gegenüberstellungen von Sprechergruppen traditioneller und neuer Berufe, von alt und jung, alteingesessen und international. Bei der Formulierung von Erfahrungswissen in anderen Passagen kommt eine Einschränkung des kommunikativen Geltungsbereichs hinzu. Niederdeutsch wird aktuell nicht mehr als Sprache im Beruf oder in der Öffentlichkeit wahrgenommen.

4.2 Erfahrungsbericht: „Im Freihafen hat man sich nur plattdeutsch unterhalten“

Von den Gewährspersonen, die selbst im Hafen gearbeitet haben, wird die Zuschreibung des Niederdeutschen als Hafensprache als Erfahrungswissen geschildert, das generalisiert wird.

GP 58: *Ja, dann äh war das eben so in den fünfziger Jahren, äh ich hab dann eine Lehre gemacht, Im- und Export, im Freihafen. I: Hmhrń. GP 58: Im Freihafen musste man Plattdeutsch sprechen. Wenn man im Freihafen kein Plattdeutsch sprechen konnte, dann stand man immer hinten dran. I: Hmhrń. GP 58: Das heißt, man war immer der Letzte, der dran kam. Die Quiddjes, die kamen immer zum/ zum Schluss. Das heißt also, da kam eim die plattdeutsche Sprache... War ein Riesenvorteil, wenn man also Plattdeutsch konnte [...]. (36–40)*

GP 58 (m, *1941) berichtet von den Vorteilen, die er als kompetenter Niederdeutsch-Sprecher während seiner Lehrzeit in den 1950er-Jahren hatte. Er beginnt seine Erzählung mit der entsprechenden zeitlichen, räumlichen und situativen Verortung. Niederdeutsch-Kenntnisse bezeichnet er in der damaligen Zeit im Hamburger Hafen zusammenfassend als unabdingbar, was durch das Modalverb „müssen“ sowie durch das Konditionalgefüge hervorgehoben wird, in dem die

negativen Konsequenzen einer fehlenden Sprachkompetenz genannt werden. Generalisiert wird die Aussage durch das Indefinitpronomen „man“. Kontrastierend werden die beruflich benachteiligten Nicht-Niederdeutsch-Kompetenten als „Quiddjes“ bezeichnet.¹⁴ An einer anderen Stelle bezeichnet GP 58 Niederdeutsch explizit als Hafensprache:

GP 58: *Da wurde [I: Okay.] über alles nur in Plattdeutsch unterhalten. [I: Hmhñ.] Im Freihafen hat man sich nur Plattdeutsch unterhalten. [I: Hmhñ.] ((.)) Die Gespräche am Tisch, beim Frühstück, beim Mittach waren in Plattdeutsch. [...] Äh im Hafen ging das, I: Ja. GP 58: weil es is ((.)) Plattdeutsch is ne Hafensprache. ((lacht kurz)) [I: Hmhñ. Hm.] Also da war es überhaupt gar nicht schwierig, weil/ [I: Okay.] äh weil die Begriffe üh im Hamburger Hafen, das war ja kommt/ kommt/ das kommt ja aus der plattdeutschen Sprache. [I: Hmhñ.] Also insofern gabs da gar keine ((.)) Schwierigkeiten. [I: Hm.] ((holt Luft)) Nä [I: Okay. ((holt Luft))] n Hoken oder Gripen, oder wat das anners is, dat is Plattdüütsch. I: Ja. Das gabs alles dann. GP 58: Na das gabs alles so. (252–281)*

Die generelle Gültigkeit der Aussage wird sowohl durch das Adverb „nur“, aber auch durch beispielhaft angeführte Gesprächssituationen dargestellt. Nach der expliziten Zuschreibung („Plattdeutsch is ne Hafensprache“) lacht die GP kurz auf und signalisiert damit den epistemischen Status der Aussage. Die Tauglichkeit des Niederdeutschen als Arbeitssprache im Hafen begründet er dennoch für die Interviewerin im folgenden Kausalsatz, indem er auf die niederdeutsche Herkunft der Terminologie aufmerksam macht („das kommt ja aus der plattdeutschen Sprache“). Hier setzt er sein metasprachliches Wissen ein, belegt die Aussage mit niederdeutschen Ausdrücken aus dem Berufsjargon (*Hoken*, *Griepen* = Sackhaken) und bestätigt auch auf Niederdeutsch noch einmal die sprachliche Einordnung („dat is Plattdüütsch“). GP 58 zeigt sich hier durch den Inhalt der Aussage und durch das Code-Switching als sprachlich versiert – auch gegenüber der Interviewerin. Er kann ihr als Sprachwissenschaftlerin sein laienlinguistisches Wissen mitteilen und positioniert sich damit ihr gegenüber, nicht zuletzt auch durch sein Lachen, als Sprachexperte, der in diesem Moment überlegen ist.

¹⁴ Nach dem Hamburgischen Wörterbuch steht „Quiddje“ für „jem., der nicht (richtig) Platt spricht, Fremder, in Hbg. Zugereister, Nichthamburger“ (Hamburgisches Wörterbuch 1956–2006, Bd. 3, Sp. 929).

4.3 Einstellung, Biografie und Identitätskonstruktion: Hamburg – Hafen – Plattdeutsch

Die Stadt Hamburg, der Hafen und das Hafen(arbeiter)milieu werden von GP 58 explizit als Teil der eigenen Identität beschrieben. Er bringt seine enge emotionale Verbindung zur Stadt zum Ausdruck, wenn er, seine soziale Identität konstruierend, schildert, dass ihn die Erfahrungen in seiner Jugend „geprägt“ haben („ich mag Hamburg, also das ist schon irgendwo es gehört auch zu mir irgendwo. [...] Hat mich auch geprägt“ [947–951]). Auf die Frage, welche spontanen Assoziationen mit Hamburg verbunden werden, antwortet er:

GP 58: *((holt tief Luft)) Ja, türlich gibt das son paar Sachen, äh eh, Teile/ an und für sich, aber auch Teile, die es heute einfach nicht mehr gibt äh. ((.)) Für mich war ((.)) allein der Freihafen, das is für mich Hambuich gewesen. I: Hmhñ. GP 58: Die Speicherstadt [klopft auf den Tisch] is für mich Hambuich [klopft auf den Tisch] gewesen, wo das also im Grunde genommen, wo das Leben tobte, wo man äh das ausländische Gewürz roch, wo man I: Hmhñ. GP 58: also äh die, die große Welt spürte, ((.)) das is für mich I: Ja. GP 58: Hambuich gewesen. Und is heute noch für mich Hambuich, nur das hat sich ja nun auch schon verändert. (989–995)*

Hier fungiert der Hamburger Hafen als ein wesentliches Element für die eigene lokale Identitätsbildung. Die Bezugnahme auf die Vergangenheit steht im Vordergrund, wie es explizit in dreifacher Wiederholung der Verbalphrase mit entsprechender Tempuswahl deutlich wird („is ... gewesen“). Der Sprecher schildert seine individuelle Wahrnehmung der Stadt („für mich“) durch den Bezug auf Freihafen und Speicherstadt, die Hafengebiete, in denen GP 58 in seiner Lehrzeit selbst Niederdeutsch gesprochen hat. Hamburg, Hafen und Niederdeutsch sind für GP 58 eng miteinander und biografisch mit seiner eigenen Person verknüpft. Auch wenn der traditionelle Hafen nicht mehr existiert, bleibt der positive emotionale Bezug bestehen, da GP 58 sich selbst als „Wassermensch“ bezeichnet, für den der Hafen ein „Bezugspunkt“ ist („Und das is ((.)) für mich auch irgendwo ein Stück, wo ich ein/ auch Bezugspunkt, ich bin Wassermensch, also ich bin einer, der wahnsinnig gern Wasser irgendwo in der Nähe hat“ [1003]).

Auch in der bereits eingangs zitierten Passage wird die Verbindung von Sprache, Stadt, Hafen und Hafenmilieu explizit thematisiert. GP 58 bedauert in diesem Zusammenhang, dass die Sprache möglicherweise verschwinden könnte:

GP 58: *Ja, ich sag einfach mal, Plattdeutsch hat für Hambuich schon eine Bedeutung ((.)) ähm Plattdeutsch ist auch ein Stück Hambuich. Und meines Erachtens gehört die plattdeutsche Sprache ähm die gehört einfach zu Hambuich, [I: Hmhñ.] die gehört einfach auch zum Hafen, die gehört einfach zum Milieu I: Ja. GP 58: Hambuich [I: Hmhñ.] gehört diese Sprache einfach dazu. Und es wär also wirklich jammerschade, [klopft auf den Tisch] wenn dieses Milieu und dieses äh dieses Stück Hambuich, das al/ an und für sich das Herz ist, I: Hmhñ. GP 58: wenn das verloren gehen würde [klopft mit einem Gegenstand auf den Tisch]. I: Hm. GP 58: Das ist so meines Erachtens, wäre das wirklich jammer-schade. Es geht ((.)) ein Stück Kulturgut verloren. (896–904)*

Niederdeutsch wird als ein spezifisches Hamburger Kulturgut aufgefasst, als Ingredienz des Hafens und des Hafenmilieus. Die Bedeutung dieses Zusammenhangs wird dadurch betont, dass das „Milieu“, dessen Teil das Niederdeutsche darstellt, als „Herz“ der Stadt metaphorisiert wird. Die eigene emotionale Verbundenheit wird im nachdrücklichen Bedauern über ein mögliches Verschwinden der Sprache verbalisiert („wirklich jammerschade“). Die niederdeutsche Sprache wird – auch evoziert durch den Vergleich mit einer verbrannten Bibliothek – als bedrohtes Kulturgut konzeptualisiert („Da geht viel Kultur verloren. Das ist so, als wenn man äh ne ganze Bibliothek ((.)) verbrennt.“ [908]).

5 Niederdeutsch-Konzepte

Die Analysen zeigen die Virulenz von Zuschreibungen und die Konstanz von Einstellungsmustern. Niederdeutsch ist Teil eines traditionellen Hamburg-Konzepts, das bis heute als Stereotyp gültig geblieben ist. Die Sprache wird von vielen Interviewten generell als Sprache des Hamburger Hafens konzeptualisiert und dabei positiv bewertet. Bei solchen Zuschreibungen bleibt jedoch der epistemische Status unsicher, und dem stereotypen Weltwissen „Niederdeutsch spricht man im Hafen“ wird das eigene Erfahrungswissen gegenübergestellt, nämlich dass mit dem tiefgreifenden Wandel der Arbeitswelt im Hafen ein sprachlicher Wandel eingegangen ist und Niederdeutsch in der Gegenwart im Hafen und in hafennahen Stadtteilen nicht mehr in der Öffentlichkeit zu hören ist. Zudem wird in den Berichten auch der Funktionswandel des Niederdeutschen von einer Berufssprache zu einer Nahsprache deutlich. Dennoch bleiben die generalisierten Zuschreibungen erhalten, die biografisch verankert und emotional aufgeladen sind. Das vergangene Erleben, das zu einer erzählenswerten Anekdote geronnen ist, wirkt

sich nach wie vor auf die aktuellen Sprachkonzepte aus. Verschiedene semantisch-pragmatische Operationen (Generalisierungen, Subjektivierungen, Kontrastierungen) prägen die Erzählungen, die zur Begründung und Illustration einer Zuschreibung dargeboten werden, und verdeutlichen die einzelnen Facetten der Einstellungen sowie das Selbstbild, woran auch Positionierungen beteiligt sind. Durch Code-Switching ins Niederdeutsche wird die erzählte Situation verlebendigt, aber auch die eigene Kompetenz des Sprechers unter Beweis gestellt.

Literatur

- Adler, Astrid et al. (2016): Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung. Mannheim.
- Allport, Gordon (1935): Attitudes. In: Murchison, Carl (Hg.): *A Handbook of Social Psychology*. Worcester, MA, S. 798–844.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (2010): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 23. Aufl. Frankfurt a.M. [1. Aufl. Frankfurt a.M. 1966].
- Betten, Anne (2017): Plädoyer für Themen- und Textsortenvariation in sprachbiographischen Interviews. Am Beispiel von Aufnahmen mit deutschsprachigen Emigranten in Israel. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge*. Frankfurt a.M. u.a., S. 167–197.
- Bieberstedt, Andreas (2017): Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge*. Frankfurt a.M. u.a., S. 47–80.
- Blotevogel, Hans Heinrich (2001): Regionalbewusstsein und Landesidentität am Beispiel von Nordrhein-Westfalen. In: Institut für Geographie Universität Duisburg. Diskussionspapier 2. Duisburg, S. 1–17. Internet: <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-5198/blotevogel2.pdf> (Stand: 27.4.2018).
- Cuonz, Christina (2014): Was kann die diskursive Spracheinstellungsforschung (nicht)? Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): *Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung*. Tübingen, S. 31–64.
- Eagly, Alice/Chaiken, Shelly (1998): Attitude structure and function. In: Gilbert, Daniel/Fiske, Susan/Lindzey, Gardner (Hg.): *The Handbook of Social Psychology*. Bd. 1. 4. Aufl. New York, S. 269–322.
- Eckert, Penelope (2012): Three Waves of Variation Study. The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation. In: *Annual Review of Anthropology* 41, S. 87–100.
- Ehlich, Konrad (1983): Alltägliches Erzählen. In: Sanders, Willy/Wegenast, Klaus (Hg.): *Erzählen für Kinder – Erzählen von Gott. Begegnungen zwischen Sprachwissenschaft und Theologie*. Stuttgart u.a., S. 128–150.
- Eichinger, Ludwig M. (1999): Mehrsprachigkeit im Kontext. Kontexte individualisierter Sprachenwahl. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 30, S. 41–54.

- EXMARaLDA. Internet: www.exmaralda.org (Stand: 1.5.2018).
- Fischer, Lorenz/Wiswede, Günter (2009): *Grundlagen der Sozialpsychologie*. 3., neu bearb. Aufl. München.
- Flender, Armin/Pfau, Dieter/Schmidt, Sebastian (2001): *Regionale Identität zwischen Konstruktion und Wirklichkeit. Eine historisch-empirische Untersuchung am Beispiel des Siegerlandes*. Baden-Baden.
- Garrett, Peter (2010): *Attitudes to Language*. Cambridge.
- Gergen, Kenneth/Gergen, Mary (1988): *Narrative and the Self as Relationship*. In: Berkowitz, Leonard (Hg.): *Advances in Experimental Social Psychology*. New York, S. 17–56.
- Hamburgisches Wörterbuch (1956–2006). Auf Grund der Vorarb. von Christoph Walther und Agathe Lasch hrsg. von Beate Hennig und Jürgen Meier. 5 Bde. Neumünster.
- Hess-Lüttich, Ernest (2004): *Die sozialsymbolische Funktion der Sprache*. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 1. Teilbd. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York, S. 491–502.
- Hügli, Anton (2010): *Identität*. In: Bermes, Christian/Dierse, Ulrich (Hg.): *Schlüsselbegriffe der Philosophie des 20. Jahrhunderts*. (= Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 6). Hamburg, S. 131–148.
- Jürgens, Carolin (2015): *Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg*. Hildesheim.
- Jürgens, Carolin (2016): *Regionale Identität per Einkaufsstüte. Eine Fallstudie zum Enregisterment des Niederdeutschen in Hamburg*. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt a.M., S. 307–343.
- Kaiser, Hansruedi (2010): *Arten des Wissens*. Internet: www.hrkl.ch/typo/fileadmin/Texte/ILM/arten_des_wissens.pdf (Stand: 27.4.2018).
- König, Katharina (2014): *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. Berlin.
- König, Katharina (2017): *Das sprachbiographische Interview als Interaktion – Eine gesprächsanalytische Perspektive auf ein Forschungsinstrument*. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge*. Frankfurt a.M. u.a., S. 199–223.
- Krappmann, Lothar (2004): *Identität*. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 1. Teilbd. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York, S. 405–412.
- Kraus, Wolfgang (2002): *Falsche Freunde*. In: Straub, Jürgen/Renn, Joachim (Hg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*. Frankfurt a.M., S. 159–186.
- Kresić, Marijana (2006): *Sprache, Sprechen, Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst*. München.
- Lasagabaster, David (2004): *Attitude*. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 1. Teilbd. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/New York, S. 399–405.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004): *Narrative Identität und Positionierung*. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 5, S. 166–183. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf (Stand: 27.4.2018).

- Mühler, Kurt/Opp, Karl-Dieter (2008): Ursachen für die Identifikation von Bürgern mit ihrer Region und Wirkungen auf ihr individuelles Handeln. Abschlussbericht. Leipzig. Internet: www.kulturregionen.org/2008_symposium/muehler-opp_zusammenfassung_regionale_Identifikation.pdf (Stand: 27.4.2018).
- Neuland, Eva (1993): Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewusstsein. Zur Relevanz „subjektiver Faktoren“ für Sprachvariation und Sprachwandel. In: Mattheier, Klaus et al. (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt a.M. u.a., S. 723–747.
- Neumann, Lara/Schröder, Ingrid (2017): Identitätskonstruktionen in sprachbiographischen Interviews. Analysen zur Funktion des Niederdeutschen in Hamburg. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge. Frankfurt a.M. u.a., S. 225–242.
- Quasthoff, Uta (1987): Linguistic Prejudice/Stereotypes. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Halbbd. Berlin/New York, S. 785–799.
- Riehl, Claudia (2000): Spracheinstellungen und Stereotype im Lichte diskursiver Praxis. In: Deminger, Szilvia et al. (Hg.): Einstellungsforschung in der Linguistik und Nachbardisziplinen. Frankfurt a.M. u.a., S. 141–160.
- Rosa, Hartmut (2007): Identität. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart, S. 47–56.
- Schröder, Ingrid (2010): Plattdeutsch in Hamburg. Sprachwahl als Mittel zur Konstruktion lokaler Identität? In: Müns, Wolfgang (Hg.): Man mag sik kehrn un kanten, as man will, noch jümmer is der'n Eck, wo man ni wen is. 100. Jahrgang der Zeitschrift „Quickborn“. Festschrift. Hamburg, S. 585–601.
- Schröder, Ingrid (2013): Sprache, Stadt und Stereotyp. Zur sozialsymbolischen Funktion des Niederdeutschen im urbanen Raum. In: Żebrowska, Ewa/Glaser, Elvira (Hg.): Deutsche Dialekte und Regionalsprachen. Frankfurt a.M., S. 377–382.
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (2016): Sprachstereotype und ihre Realisierungen im Gespräch. In: Bieberstedt, Andreas/Ruge, Jürgen/Schröder, Ingrid (Hg.): Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum. Frankfurt a.M. u.a., S. 345–385.
- Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (2017): Einstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg (NiH). Eine Projektskizze. In: Dies. (Hg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge. Frankfurt a.M. u.a., S. 11–46.
- Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: Language & Communication 23, S. 193–229.
- Straub, Jürgen (2000): Identitätstheorie, Identitätsforschung und die postmoderne armchair psychology. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1, 1, S. 167–194.
- Straub, Jürgen (2011): Identität. In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart u.a., S. 277–303.
- Tajfel, Henri (1981): Human Groups and Social Categories. Studies in Social Psychology. Cambridge.

- Thim-Mabrey, Christiane (2003): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hg.): Sprachidentität. Identität durch Sprache. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 465). Tübingen, S. 1–18.
- Tophinke, Doris (2002): Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiographie aus linguistischer Sicht. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 76, S. 1–14.
- Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2006): „Aber bitte im Kontext!“ Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 71). Duisburg u.a., S. 205–224.
- Wirrer, Jan (2017): Sprecherbiographie, soziales Alter und kommunikative Netzwerke. In: Schröder, Ingrid/Jürgens, Carolin (Hg.): Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge. (= Sprache in der Gesellschaft 35). Frankfurt a.M. u.a., S. 81–104.

Monika Dannerer (Innsbruck)

Die Universität als Vorbild/Spiegelbild/ Zerrbild für Spracheinstellungen und Sprachgebrauch heute?

Abstract: Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie weit der mündliche Sprachgebrauch an der Universität und die damit verbundenen Spracheinstellungen Vorbild, Spiegelbild oder aber Zerrbild des alltäglichen Sprachgebrauchs und allgemeiner Spracheinstellungen sind. Aus heuristischen Gründen liegt der Fokus dabei auf Sprachformen jenseits des Standards, die üblicherweise nicht mit einem universitären Sprachgebrauch in Verbindung gebracht werden. Die Datenerhebung dokumentiert exemplarisch die Situation an der Universität Salzburg, die Auswertung kombiniert in einem Mixed-Methods-Ansatz quantitative und qualitative Methoden.

1 Einleitung

Universitäten sind Institutionen der Forschung und der tertiären Bildung. Durch ihre regionale Verankerung und die gleichzeitig hohen Anreize für (großräumige) Mobilität entstehen für Lehrende, Studierende und Verwaltungspersonal Kontaktsituationen zwischen verschiedenen Erstsprachen und regionalen Varietäten. Diese Parameter prägen Spracheinstellungen und Sprachgebrauch und legen es nahe, sich in diesem Kontext mit der Standardsprache sowie der Fach- bzw. Wissenschaftssprache zu beschäftigen. Der vorliegende Beitrag hingegen gilt dem (berichteten) Gebrauch von und den Einstellungen zum Nonstandard, wobei als Nonstandard alle Sprachformen jenseits des Standards bzw. seiner arealen und nationalen Variation verstanden werden.¹ Da ein solcher Fokus auf universitären Sprachgebrauch ungewohnt ist und keine etablierte öffentliche Diskussion abbildet, können eher spontane Äußerungen individueller Spracheinstellungen erwartet werden.

¹ Der Terminus „Substandard“, wie ihn z.B. Lenz (2003) in gleicher Bedeutung durchgehend verwendet oder wie ihn Löffler (2005, S. 11) zwischen Standard und Nonstandard ansetzt, wird vermieden, da er als abwertend missverstanden werden kann.

Der Beitrag möchte im Hinblick auf die universitäre Sprachverwendung folgende Fragen beantworten:

1. Welche Rolle spielen – differenziert nach Akteur/innen und Situationen – regionale Varietäten?
2. Welche Einstellungen haben die jeweiligen Gruppen dazu? Inwiefern spiegeln sich gesamtgesellschaftliche Befunde, wo wird eine Vorbildfunktion reklamiert, wo besteht die Gefahr, dass ein Zerrbild entsteht?
3. Welche Relevanz haben diese Befunde für das „heutige Deutsch“?

Nach einer terminologischen Klärung und Diskussion der Abgrenzungsproblematik der Varietäten v.a. im Hinblick auf die Wahrnehmung von Laien (Kap. 2) wird der Projektkontext erläutert, aus dem die Daten stammen (Kap. 3). Der Präsentation quantitativer und qualitativer Ergebnisse (Kap. 4 und 5) folgt abschließend die Diskussion, welches Bild sich daraus für das heutige Deutsch ergibt.

2 Varietätenkonzeption und Forschungsmethodik

Wenn Selbstaussagen von Proband/innen zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen analysiert werden, ist nicht nur die der Studie zugrunde liegende linguistische Terminologie darzulegen, sondern auch abzuklären, was die Proband/innen mit den Begriffen verbinden.

In der Linguistik wurde und wird *Standardsprache* als Sprache der Gebildeten definiert bzw. sogar spezifisch situational als Sprache in der Vorlesung (vgl. z.B. Steger 1968, S. 47). Auch für die gegenwärtige (gesprochene) Standardsprache wird – wenn man nicht überhaupt die Definition eines gesprochenen Standards ablehnt (vgl. die Diskussion in Hagemann/Klein/Staffeldt (Hg.) 2013) – als prototypisches Vorkommen der Kontext der Vorlesung genannt (Ammon et al. 2004, S. XXXVI, XL) bzw. allgemeiner die Schule (Barbour/Stevenson 1998, S. 145) oder „höhere kulturelle und Zivilisationsbedürfnisse“ (Daneš 2008, S. 2197).²

Untersuchungen zur (mündlichen) Sprachverwendung an der Universität stimmen mit dieser nicht nur schicht- sondern auch institutions-, situations- und diskurstypspezifischen Perspektive insofern überein, als sie viele Facetten

² Selten finden sich demgegenüber Einschränkungen wie z.B. die von Auer (1997, S. 136), dass Orthographie nur noch für Nachrichtensprecher/innen Prestige habe, nicht mehr jedoch „für [...] Universitätsprofessoren [...]“. Umgekehrt kommt Gebildeten weniger Relevanz als Vorbild für den Standard zu als geschulten Nachrichtensprecher/innen (vgl. Moosmüller 2015, S. 170).

gesprochener Wissenschaftssprache – auch sprachkontrastiv – berücksichtigen, insgesamt jedoch kaum regionale Variation in den Blick nehmen (vgl. z.B. Biber 2006;³ Fandrych/Meißner/Slavcheva (Hg.) 2014).

Schichtspezifik bzw. Bildungsgrad haben auch in der Laienwahrnehmung Relevanz. Für Österreich verweist z.B. Moosmüller (2015, S. 177) darauf, dass als Standardsprecher/innen Personen identifiziert werden, die aus größeren kulturellen/politischen Zentren – v.a. Salzburg und Wien – stammen, keine südbairischen Merkmale und keine auffallenden dialektalen Eingabewechsel aufweisen und darüber hinaus über Bildung verfügen. Trotz dieser vermeintlichen Einhelligkeit ist die Grenze zwischen Standard und Nonstandardvarietäten im konkreten Fall und speziell auch über den gesamten deutschen Sprachraum hinweg keineswegs klar (vgl. z.B. Eisenberg 2017, S. 58).

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Wahrnehmung der Sprecher/innen, was als *Dialekt* definiert werden kann. Sie schwankt zwischen „jede Form des Sprechens, die irgendwelche standardabweichenden regionalen Merkmale enthält“ und Dialekten in einem linguistischen Verständnis (Schmidt 2017, S. 105). Dafür spielt nicht zuletzt die Sprachvarietät der unmittelbaren Umgebung eine wichtige Rolle. So stellen z.B. Plewnia/Rothe (2012, S. 16 f.) fest, dass in Regionen Deutschlands, in denen nur noch Regionalsprachen vorhanden sind (große Städte mit über 500.000 Einwohnern), jedes saliente Abweichen von einer empfundenen Standardvarietät als „Dialekt“ bezeichnet wird.

Nicht zuletzt werfen auch die „Sprachebenen dazwischen“, die in der Variationslinguistik zuletzt viel Aufmerksamkeit erhalten haben (vgl. z.B. Katerbow/Werth (Hg.) 2010; Kehrein/Lameli/Rabanus (Hg.) 2015), ähnliche Probleme auf⁴ – und zwar unabhängig davon, ob man eine Unterteilung des diaglossischen Kontinuums überhaupt ablehnt (Auer 2005, S. 22), ob man drei Stufen annimmt (z.B. Wiesinger 1997, S. 31; König/Elspaß/Möller 2015, S. 134), vier (z.B. Spiekermann 2005) oder aber sechs (z.B. Lenz 2003; Kehrein 2012, S. 33). Für die Wahrnehmung durch Sprecher/innen erhebt sich die Frage, wie weit diese überhaupt Stufen differenzieren (können).

Die (Fähigkeit zur) Unterscheidung von Varietäten, ihre Granularität und ihre Benennung sind auch in der Spracheinstellungsforschung ein relevantes for-

³ Biber erkennt große lexikalische wie syntaktische Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher universitärer Sprachverwendung sowie zwischen den Fächern. Nonstandard thematisiert er hingegen nicht.

⁴ Eine Übersicht über die terminologische Vielfalt bietet u.a. Löffler (2005). Für Österreich sind u.a. detaillierte Ergebnisse aus dem SFB „Deutsch in Österreich“ (<https://dioe.at>; Stand: 12.5.2018) zu erwarten.

schungsmethodisches Problem (vgl. z.B. Liebscher/Dailey-O’Cain 2009; Berthele 2010; Garrett 2010; Gärtig/Plewnia/Rothe 2010; Cuonz/Studler (Hg.) 2014; König 2014; de Cillia 2018).

Auch wenn Ergebnisse von Einstellungsstudien auf der einen Seite häufig relativ kongruent sind (vgl. Sieber 2013, S. 120),⁵ erschwert nicht nur der *written language bias* (Linell 2005) die Interpretation der Ergebnisse, sondern v.a. auch Unsicherheit und Unklarheit bezüglich Standardkonzeptionen und ihrer Benennungen v.a. in einem plurizentrischen/pluriarealen Kontext.⁶

Einen interessanten Lösungsansatz schlagen Christen et al. (2010) aufgrund von Erfahrungen mit Inkonsistenzen und vordergründig widersprüchlichen Äußerungen in Interviews vor: Sie gehen von unterschiedlichen, jeweils prototypischen mentalen Modellen der Standardkonzeption aus, über die Sprecher/-innen verfügen bzw. auf die sie je nach Kontext flexibel referieren, und unterscheiden Hochdeutsch als

- A) plurizentrische Sprachform (entsprechend dem eigenen Standardgebrauch),
 - B) normierte und kodifizierte Größe,
 - C) Sprachform der Zeitungen,
 - D) Sprachform von Radio und Fernsehen.
- (vgl. ebd., S. 15 f.)

Diese mentalen Modelle werden von ihnen als nicht trennscharf gegeneinander abgrenzbar und überdies als offene Liste konzipiert.

3 Datenmaterial und Methodik

Die Datenbasis des Beitrags stammt aus dem Projekt VAMUS (= „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg“),⁷ das eine gesamtuniversitäre Beschreibung und Analyse von Sprachgebrauch, Sprachein-

⁵ Dialekt wird – ähnlich wie die gesprochene Sprache insgesamt – attribuiert als „persönlich, vertraut, locker, frei, einfach, ausdrucksstark, sympathisch und lustig“, wohingegen Standardsprache und geschriebene Sprache als „unpersönlich, unvertraut, steif, kompliziert, wenig emotional, gepflegt und gehoben“ gelten.

⁶ Es ist anzunehmen, dass Befragte aus verschiedenen Regionen des deutschsprachigen Raumes und mit unterschiedlicher L1 divergierende Konzepte aufrufen.

⁷ Projektförderung durch den Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank (Projekt Nr. 15.827); Laufzeit: 4/2014–3/2018; Leitung Monika Dannerer und Peter Mauser. Zu Fragestellungen und Hypothesen vgl. u.a. Dannerer/Mauser (2016).

stellungen und Sprachenpolitik unter Berücksichtigung des gesamten sprachlichen Repertoires (vgl. Busch 2012) zum Ziel hat. Dabei werden *innere* und *äußere Mehrsprachigkeit* (vgl. Wandruszka 1979) – d.h. Varietäten und Sprachen – gemeinsam erfasst.

Die Universität Salzburg hat als Erhebungsort den Vorteil, dass von den rund 18.000 Studierenden zwar die größten Gruppen aus der unmittelbaren Umgebung, den Bundesländern Salzburg (41%) und Oberösterreich (22%), kommen, dass aber auch 20% aus Deutschland stammen und 2% deutschsprachige Südtiroler/innen sind. Neben der damit anzunehmenden Streuung der Varietäten divergieren auch die Erstsprachen: 7% der Studierenden kommen aus dem nicht-deutschsprachigen Ausland (www.statistik.at).

Das Projekt verfolgt einen Mixed-Methods-Ansatz, der Online-Fragebögen, Interviews, schriftliche Dokumente sowie Aufnahmen aus Lehrveranstaltungen und Servicegesprächen verbindet und die Perspektiven verschiedener Gruppen an der Universität berücksichtigt. Die folgenden Analysen stützen sich auf zwei dieser Quellen und konzentrieren sich ausschließlich auf die innere Mehrsprachigkeit:

1. 1.227 Online-Fragebögen, die ca. 5% aller Studierenden (S) (n=829), 10% der Lehrenden (L) (n=197) und 20% der Verwaltungsmitarbeiter/innen (V) (n=201) erfassen;
2. 123 ca. halbstündige Interviews mit den drei Gruppen zur thematischen Vertiefung.

Entsprechend der Größe der *vier Fakultäten* der Universität Salzburg stammen besonders viele Fragebögen aus der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät (KGW), an zweiter Stelle aus den Naturwissenschaften (NW). Die Rechtswissenschaftliche (RW) und die Katholisch-Theologische Fakultät (KTH) spielen eine deutlich geringere Rolle (vgl. Tab. 1).⁸

Als *sprachlich prägenden „Herkunftsart“*⁹ innerhalb des deutschsprachigen Raumes geben 25% der teilnehmenden Studierenden, 24% der Lehrenden und 6% der Verwaltungsmitarbeiter/innen¹⁰ einen Ort in Deutschland an. Für Auswertungen und Signifikanztests wurde für Deutschland aufgrund der im Süden höheren Präsenz von Dialekt im Alltag sowie der dort höheren Probandenzahl

⁸ In der Verwaltung erfolgt keine Auswertung nach Fakultäten, da hier übergreifende Kategorien deutlich prominenter vertreten sind.

⁹ Die Frage lautete: „Geburtsort oder der Ort, der Sie in Ihrer Kindheit sprachlich am stärksten geprägt hat“.

¹⁰ Diese Gruppe ist daher nicht sinnvoll statistisch differenzierbar.

und damit möglichen Differenzierungen zwischen Bayern (BAY), Baden-Württemberg (BW) und den anderen Bundesländern (stark vergrößernd zusammengefasst als „Mittel- und Norddeutschland“ (MND)) unterschieden.

Im Hinblick auf die *Erstsprachen* (L1) und den Zweitspracherwerb wurden drei Gruppen gebildet: Proband/innen mit

- Deutsch als (einer ihrer) L1/Muttersprache(n) (DaM);
- einer anderen L1 als Deutsch und Schulabschluss im deutschsprachigen Raum (DaZ);
- einer anderen L1 und Schulabschluss außerhalb des deutschsprachigen Raumes (DaF).

Tab. 1: Differenzierungen nach Fakultät, Herkunft und L1¹¹

Gruppierung/Anzahl	Studierende	Lehrende	Verwaltung
Gesamt	829	197	201
KGW	368	88	32
NW	198	48	20
RW	57	26	16
KTH	12	9	8
Österreich (AUT)	381	103	125
Bayern (BAY)	89	10	2
Baden-Württemberg (BW)	14	6	1
Mittel-/Norddeutschland (MND)	31	17	6
DaM	591	156	149
DaZ	33	3	6
DaF	62	16	11

Interviews wurden mit Personen geführt, die sich im Fragebogen dazu bereit erklärt hatten, wobei bei den Studierenden ausgewählt und auf eine möglichst gute Streuung geachtet werden konnte.

¹¹ Differenzen zur Gesamtsumme ergeben sich aus unvollständig ausgefüllten Fragebögen. Die jeweiligen Angaben waren keine Pflichtfelder.

4 Ergebnisse quantitativ

4.1 Angaben zur Varietätenverwendung

Der Fragebogen enthielt die Frage „In welcher Situation *verwenden* Sie selbst die folgenden Varietäten (= Sprechweisen) des Deutschen (Standardsprache/ Umgangssprache/Dialekt)? Kreuzen Sie an – mehrere Antworten sind möglich. Hinweis: Die *Umgangssprache* liegt zwischen *Standardsprache* und *Dialekt*.“

Die vorgegebenen Situationen variierten bei den einzelnen Gruppen (S/L/V), umfassten jedoch immer sowohl Situationen in der Herkunftsfamilie/im Freundeskreis als auch formelle Situationen an der Universität. Für die Varietäten wurden drei Formen differenziert (Standardsprache, Umgangssprache, Dialekt), um die Proband/innen nicht zu überfordern. Durch die Möglichkeit von Mehrfachantworten konnte die tatsächliche Variationsbreite statt einer fiktiven Mischform angegeben werden, was auch häufig genutzt wurde (vgl. Vergeiner i.Vorb.).

Abb. 1–3: Sprachgebrauch von Studierenden, Lehrenden, Verwaltungsmitarbeiter/innen

Das Gesamtbild zeigt, dass nach Angaben der Proband/innen „Dialekt“ im Privaten (am Heimatort) eindeutig dominiert. An der Universität hingegen geben alle drei Gruppen an, dominant Standard zu verwenden, wenn auch die Ausprägungen z.T. unterschiedlich sind. Beispielsweise verwenden 59% der Studierenden und 63% der Lehrenden, die diese Frage beantwortet haben, mit dem administrativen Personal Standardsprache, demgegenüber sprechen 72% bzw. 73% der Verwaltungsmitarbeiter/innen im Kontakt mit Studierenden bzw. Lehrenden Standard.¹² Insgesamt spielt Nonstandard in verschiedenen Kontexten eine z.T. gewichtige Rolle. Bei aller gebotenen Vorsicht im Hinblick auf die Varietätenunterscheidung durch die Proband/innen (vgl. Kap. 5.1) wird damit eine sehr klare institutions-, aber v.a. situationsspezifische Differenzierung erkennbar.

Innerhalb der Probandengruppen gibt es v.a. nach Fakultät und regionaler Herkunft signifikante Unterschiede, wobei die entsprechenden Tests aufgrund der Zellbesetzung nur für Lehrende und Studierende möglich sind.¹³ In beiden Fällen weisen die Studierenden deutlich mehr signifikante Unterschiede als die Lehrenden auf. Signifikante *Fakultätsunterschiede* zeigen sich v.a. zwischen Studierenden bzw. Lehrenden der RW, die in vielen Situationen (einschließlich der

¹² Dieser Befund spiegelt sich in den qualitativen Aussagen zur Rolle von Hierarchie und institutioneller Funktion (vgl. Kap. 5.2).

¹³ Alle Tests wurden mittels Kreuztabelle berechnet; bei $df=1$ wurde mit der Korrektur nach Yates gearbeitet; ansonsten wurde Chi-Quadrat nach Pearson verwendet. Aufgrund der hohen Belegzahlen (meist weit über 20) und der insgesamt meist guten Zellbesetzungen können fast alle Ergebnisse als hinreichend robust gelten.

privaten) eher zum Standard tendieren, und denjenigen der NW und der KTH, die eher nonstandardaffin sind. Bei den Studierenden beziehen sich signifikante Unterschiede ausschließlich auf den privaten Bereich, auf Gespräche mit anderen Studierenden und Verwaltungsgespräche. Bei den Lehrenden sind vom Gespräch mit Kolleg/innen bis zum Fachvortrag unterschiedliche berufsbezogene Situationen betroffen.

Besonders viele signifikante Unterschiede sind nach „*Herkunftsregion*“ zwischen Proband/innen aus Österreich¹⁴ und den verschiedenen Regionen Deutschlands festzustellen¹⁵ (vgl. Tab. 2): Studierende (S) aus Österreich (AUT) verwenden in der Familie, mit Freunden und am Heimatort eher Dialekt (D), am Studienort, in der Lehrveranstaltung (LV) und bei Gesprächen mit der Verwaltung (Verw) eher Umgangssprache (Ugs). Studierende aus BAY hingegen sind in informellen Situationen signifikant offener für die Standardsprache (St) als die Studierenden aus AUT. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so ausgeprägt, verhält es sich zwischen Studierenden aus AUT und BW, sehr systematisch zwischen solchen aus AUT und MND: AUT-Studierende verwenden nicht nur in informellen Kontexten, sondern auch in LVs und mit der Verwaltung mehr Dialekt, in LVs und am Schalter auch mehr Umgangssprache. Demgegenüber verwenden die MND-Studierenden in allen Situationen mehr Standard und informell auch mehr Umgangssprache. Nicht zu übersehen sind auch die signifikanten innerdeutschen Unterschiede zwischen BAY und MND, die auch in LVs und mit der Verwaltung gelten: Die MND-Studierenden wählen immer signifikant mehr Standard, die aus BAY signifikant mehr Dialekt.

An der Universität spiegelt sich also die gesamtgesellschaftlich stärkere Dialektverwendung im süddeutschen Sprachraum. Ob die Tatsache, dass sie bei Studierenden nicht nur im Privaten, sondern auch an der Universität stärker ausgeprägt ist als bei Lehrenden, mit „institutionellem Novizentum“ in Verbindung gebracht werden kann oder ob sich eine Ausweitung der Domänenspezifik des Nonstandards abzeichnet, lässt sich aus dem Material heraus nicht beantworten. Die erheblichen situativen Unterschiede zeigen überdies, dass Varietätenkontakt am Studienort und die Institution an sich einen großen Einfluss haben, auch wenn „universitärer Sprachgebrauch“ offenbar nicht in allen Bereichen gleichgesetzt werden kann mit der Verwendung der Standardsprache.

¹⁴ Die Bezeichnungen werden hier verkürzt verwendet und sind zu lesen als „Personen, die sprachlich am stärksten in X geprägt wurden“.

¹⁵ Das bedeutet nicht, dass es innerhalb Österreichs keine signifikanten Unterschiede geben würde – etwa zwischen den stärker dialektaffinen Oberösterreicher/innen und den Salzburger/innen (vgl. Vergeiner i.Vorb.).

Tab. 2: Signifikante regionale Differenzen im Sprachgebrauch: Studierende (recte) und Lehrende (kursiv)¹⁶

	AUT	BAY	BW	MND
AUT im Vergleich zu	x	AUT informell *** mehr D Studienort ***, LV ***, Verw ***mehr Ugs L: ---	AUT informell **, mit and. S *** mehr D; Studienort *, LV ***, Verw *** mehr Ugs L: ---	AUT informell ***, LV * und Verw * mehr D AUT LV ***, Verw *** mehr Ugs L: <i>AUT informell *** und mit Koll. * mehr D, AUT mit Koll. **, Verw ***, Sprst **, LV **, Prüfg * mehr Ugs</i>
BAY im Vergleich zu	BAY informell *** mehr St und Ugs L: <i>BAY Prüfg *, Votr * mehr D</i>	x	BAY im Heimort * mehr St, am Studien- ort **, mit S ** mehr D L: ---	BAY mit Fam. **, Freunden *, Heimort *, Studienort ***, and. S ***, LV * und Verw ** mehr D L: <i>BAY mit Fam. * mehr D; in LV *, Spsrtd. * mehr Ugs</i>
BW im Vergleich zu	BW informell *, Verw ** Studort *** mehr St; mit Freunden ** mehr Ugs L: ---	s.o.	x	BW im Heimort * mehr D L: ---
MND im Vergleich zu	MND immer *** (nur in LV **) mehr St MND informell *** mehr Ugs L: <i>MND R infor- mell ***, mit Koll. **, Verw. ** mehr St</i>	MND mit Fam. ***, Freunden ** and. Stud **,sonst immer * mehr St L: <i>MND mit Fam. **, mit Koll. ** mehr St</i>	MND mit Fam. **, Freunden *, am Heimort ** mehr St L: <i>MND mit Fam. *, mit Koll. *</i> mehr St	x

16 Für die Signifikanzniveaus gilt: ***=höchst signifikant ($p < 0,001$), **=hoch signifikant ($0,001 < p < 0,01$), *=signifikant ($0,01 < p < 0,05$).

4.2 Angemessenheitsurteile

Im Fragebogen wurden auch Angemessenheitsurteile erhoben. Die Frage lautete bei den Studierenden: „Welche Sprechweisen des Deutschen finden Sie in welcher Situation angemessen? Kreuzen Sie an – mehrere Antworten sind möglich.“ Bei den Lehrenden wurden komplementär Angemessenheitsvorstellungen im Hinblick auf studentisches sprachliches Verhalten elizitiert¹⁷ („Welche Varietäten des Deutschen halten Sie in Beiträgen von Studierenden für angemessen?“).

Regionale Unterschiede weisen dabei in die gleiche Richtung, sind jedoch weniger häufig signifikant (die binnendeutschen Unterschiede fallen z.B. fast gänzlich weg), was bedeutet, dass eine gewisse Toleranz über den eigenen Sprachgebrauch hinaus die Konturen unschärfer werden lässt.

In dieser Frage sind *Studierende mit DaF* klar von *Studierenden mit DaM und DaZ*¹⁸ unterscheidbar: Umgangssprache und Dialekt sind für sie auch in informellen Situationen signifikant weniger angemessen, im Hinblick auf die Umgangssprache gilt dies auch für LVs und Schaltergespräche. Beide Gruppen sind sich jedoch einig über die hohe Angemessenheit der Standardsprache und die geringe Angemessenheit des Dialekts in diesen institutionellen Settings.

5 Ergebnisse qualitativ

Ergänzend zu den Fragebögen zeigen sich in den Interviews Konzeptionen von und Einstellungen zu Varietäten im Allgemeinen sowie Bewertungen und Begründungen von Standard- und Nonstandardverwendung im spezifisch universitären Kontext. Auch hier ist zu fragen, wie weit sich gesamtgesellschaftliche Auffassungen spiegeln oder ob institutionsspezifische Argumentationen auftreten.

5.1 Standardkonzeptionen

Die Daten erlauben nicht nur einen Einblick in verschiedene Konzeptionen von Standard und Nonstandard, sie sind ohne diese Einblicke auch nicht interpretierbar.

¹⁷ Differenziert wurden hier z.B. Wortmeldungen, Präsentationen und Prüfungen.

¹⁸ Studierende mit DaZ unterscheiden sich in keinem Punkt signifikant von denjenigen mit DaM.

Monozentrische Auffassungen einer Standardsprache werden besonders häufig von Sprecher/innen mit DaF sowie von Proband/innen aus MND vertreten. Sie kommen verhältnismäßig häufig zum Schluss, dass niemand in Österreich Standard spreche, man höre immer eine Differenz zur Standardsprache – auch die Professor/innen haben zum Teil einen „Akzent“ (SEF¹⁹). Diese monozentrischen Positionen führen so weit, dass selbst die eigene Varietät hinterfragt wird, wenn die Sprache in Österreich erworben wurde (LUE).²⁰ Auch Sprecher/innen aus Österreich vertreten z.T. eine monozentrische Perspektive, wenn sie etwa den Standard in Hannover, Berlin, Hamburg oder allgemeiner „im Norden“ Deutschlands verorten.²¹

Als Ursache für die Verwendung von Nonstandardvarietäten an der Universität wird (u.a. aus einer monozentrisch geprägten Annahme heraus) ein prinzipielles Unvermögen, das eigene, landschaftlich geprägte Idiom zu verlassen, angenommen. V.a. Befragte mit nicht-deutscher L1 bringen sie auch mit Faulheit, Unwillen oder gar Arroganz in Verbindung bzw. im spezifisch akademischen Kontext kommt es sogar zu einer Gleichsetzung mit fehlender fachlicher Präzision. Auch Schichtspezifik und mangelnde Konsequenz der österreichischen Schule beim Einfordern der Standardsprache werden angeführt.

Wenn verschiedene Standardvarietäten angenommen werden, so finden sich *plurizentrische* und – etwas weniger häufig – *pluriareale Konzeptionen*, die sowohl Regionen in Deutschland als auch Regionen in Österreich differenzieren. In mehreren Interviews wird die gegenseitige Wahrnehmung im universitären Kontext angesprochen: Sowohl eine Differenz zwischen der Eigen- und Fremdwahrnehmung in unterschiedlichen Umgebungen (LIG) als auch die berichteten bzw. vermuteten Einstellungen der anderen über die eigene Varietät sind dabei Thema. Die Verwaltungsmitarbeiterin VAB meint etwa, dass das „österreichische Idiom“

¹⁹ Der erste Buchstabe der Sigle bezeichnet die Gruppe (L/S/V), die beiden anderen sind pseudonymisierte Initialen.

²⁰ Vgl. Ransmayr (2006) zu Vorbehalten gegenüber österreichischen Lektor/innen im Sprachunterricht an Auslandsgermanistiken.

²¹ Die Granularität der Verortung bzw. die Bezeichnung von Varietäten ist sehr unterschiedlich (vgl. Lameli/Purschke/Kehrein 2008; Purschke 2010) und schwankt zwischen Großregionen (Bairisch/Bayrisch), Regionsbezügen (Niederbayrisch) und Ortsbezügen (Berlinerisch, Hamburgisch, Hannoveranisch). Erstaunlicherweise geht sie auch in Österreich nur selten unter die Verwaltungseinheit „Bundesland“. In Salzburg nennt z.B. LIC „Innergebirg“ (Salzburg südlich des Pass Lueg, also Pongau, Pinzgau und Lungau umfassend – eine alte, aber immer noch gängige Bezeichnung), daneben treten „Pinzgauerisch“ (LEI, LAF, VED, VOA, SUD, SUH), „Pongauerisch“ (LIH, SUH) und „Lungauerisch“ (SEA) auf, in Oberösterreich „Innviertlerisch“ (LAE, VAD, VOD) oder Mühlviertlerisch (LIH), für den 16. Wiener Gemeindebezirk „Ottakringerisch“ (SIB).

in professionellen Kontexten in Deutschland als „entzückend“ oder „süß“ wahrgenommen werde, dass man sich dabei aber nicht immer ernst genommen fühle (09:12–10:16).

Neben Proband/innen mit einem sehr konsistenten Konzept von Standardsprache (z.B. Proband/innen mit DaF) gibt es viele, die – wie von Christen et al. (2010) beschrieben – je nach Gesprächskontext auf unterschiedliche Konzepte rekurren. Dies deutet darauf hin, dass der Standardbegriff ausgehandelt werden muss, weil er je nach Kontext unterschiedliche Bezugspunkte haben kann und jeweils andere soziale Gruppen und Regionen relevant werden.

5.2 Bewertungen und Begründungen von Standard- und Nonstandardverwendung

In den Interviews wird der Nonstandard(-gebrauch) häufiger als der Standard(-gebrauch) thematisiert. Die Antworten lassen sich in vier Kategorien zusammenfassen: 1) Individuum, 2) Ästhetik, 3) Funktion und 4) Allgemeines.

Im Hinblick auf das *Individuum* (1) wird Nonstandard wie auch in anderen Kontexten mit Authentizität, Identität, Natürlichkeit und Diversität verbunden – in seltenen Fällen wird die Umkehrung dieser Nennungen auch als Gegenargument gegen die Standardsprache eingesetzt. Es fällt auf, dass diese Argumente ausschließlich von österreichischen und bayrischen Proband/innen stammen.

Ästhetik (2) wird für den Dialekt fast nur von österreichischen Proband/innen reklamiert (Klangerlebnis, „Farbe“), für die Standardsprache auch von Personen mit DaF („schön“). Während Kritik am Dialekt nie mit ästhetischen Urteilen verbunden ist, wird Standardsprache nicht nur als „schönstes Hochdeutsch“ apostrophiert, sondern auch als „brav“, „steril“ oder „hochgestochen“ abgelehnt.²²

Positive *funktionale Argumente* (3) beziehen sich für den Dialekt sehr unspezifisch v.a. auf die Möglichkeit der Differenzierung sozialer Beziehungen. Nur sehr vereinzelt werden Zweifel an seiner Funktionalität für den Ausdruck von wissenschaftlichen Inhalten geäußert (vgl. aber SOJ, SUH). Im Rahmen der dabei verwendeten Argumentation wird allerdings das Dilemma der unklaren Reichweite verwendeter Termini deutlich. LEA beispielsweise, eine aus Süddeutschland stammende Lehrende an der KGW, beklagt zunächst exemplarisch die „dialektale Art der Relativsatzbildung“ (*der was*), die in formellen Kontexten vermieden werden solle (04:10–4:52). Sie klagt, dass es Kolleg/innen gebe, die „starken Dialekt

²² Zu z.T. sehr ähnlichen semantischen Topoi der Varietätenbenennung vgl. z.B. Christen (2010) und Tophinke/Ziegler (2014).

sprechen“ – nicht „österreichischen Dialekt“, sondern „andere Dialektarten“, wie sie sofort präzisiert (Beispiel (1), Z. 002). Ihre Forderung, man solle sich auf internationalen Konferenzen um „Standardnähe“ bemühen, lässt das Konzept eines diaglossischen Kontinuums erkennen (Z. 004). Auf das signalisierte Verstehen der Interviewerin, dass ja ansonsten die Verständlichkeit leiden würde, widerspricht sie jedoch, dass es doch nicht um Dialekt gehe:²³

Beispiel (1) LEA_KGW_DaM – Aufnahme: 15.01.2015, Länge: 32:00 –

Ausschnitt: 05:21–05:49

001 LEA: [...] wissenschaftler die starken dialekt sprechen;=
 002 jetzt nicht österreichisch sondern (.) sondern andere
 dialektarten,
 003 und d (.) da findet man in der REgel auch,
 004 des (.) SO stark muss es einfach nich sein;
 005 da sollte man sich beMÜhen,
 006 jetzt auf konfeRENzen;
 007 (-) STANdardnahe zu [sprechen.]
 008 IV: [Jaja;]
 009 is da ein (.) ein kriterium wahrscheinlich die
 verSTEHbarkeit oder?
 010 LEA: (--) SO stark ises ja dann meistens nie;
 011 also man kann ja en_en WISSenschaftlichen vortrag,
 012 komPLETT im dialekt?
 013 des GEHT ja kaum;
 014 ja also DA-
 015 da IS ja die?
 016 IV ((lacht))
 017 LEA: °h nja IS_äh-
 018 dialekt hat ja einfach nicht diesen funktionalen
 GELtungsbereich;

Offen bleibt hier, was zunächst unter „starkem Dialekt“ gemeint war – die Negation „nicht österreichisch“ deutet eher auf einen Regiolekt oder sogar auf eine nationale Standardvarietät hin. Mit der Korrektur, dass ein Vortrag nicht „komplett im Dialekt“ sein könne (Z. 011–013), da Dialekt diese Funktionen nicht erfülle, kann sie letztlich keine Klarheit schaffen.

Auch Argumente *für* die Standardsprache werden nur sehr selten mit der Zuschreibung einer anderen Ausdrucksmöglichkeit verbunden – etwa wenn sie

²³ Der Aspekt der kommunikativen Reichweite wird für den Standard nur im Hinblick auf die Studierenden mit anderer L1 als Deutsch angeführt – interessanterweise ausschließlich von deutschen Proband/innen und solchen aus nichtdeutschsprachigen Ländern.

als „detaillierter“, „genauer“, „gezielter“, „deutlicher“ (SEA) und deshalb v.a. in der Wissenschaft als angemessener dargestellt wird. In diesen Fällen werden häufig Standardsprache und Fachsprache vermengt – diese Zuordnungen finden sich übrigens sowohl von Österreicher/innen als auch von Deutschen und DaF-Sprecher/innen. Häufig wird dabei darauf verwiesen, dass es professioneller „wirkt“ (SUA), d.h. nicht so sehr auf die tatsächliche Professionalität bzw. Funktionalität der Standardvarietät. Überdies wird die Nähe zur Schriftlichkeit als didaktischer Vorteil (z.B. für Studierende) gesehen (LED, VUB, SAI).

Nicht funktionale, sondern *allgemeine Urteile* (4) sehen Nonstandard als unangemessen (LOF, VEB) v.a. bei Präsentationen und Prüfungen, aber auch bei Sprechstundengesprächen (SOJ) oder Wortmeldungen vor Gruppen (VAB). V.a. deutsche Lehrende vermuten für Nonstandardsprecher/innen explizit „Wettbewerbsnachteile“, d.h. eine ggf. schlechtere Beurteilung. SEK, ein KGW-Studierender aus Italien, fasst dies als universelle Normanforderung zusammen, in der er universitären Sprachgebrauch mit Schriftlichkeit und dem Streben nach der „höchsten“ Varietät einer Sprache verbindet, deren Verwendung wiederum ihrerseits das Niveau einer Universität anzeige bzw. hebe.

In wenigen Fällen wird die Forderung nach dem Standard auch mit künftiger Berufstätigkeit (z.B. als Lehrer/in; SOF) und/oder künftiger Mobilität (SID) begründet.

Jenseits des Sprachgebrauchs in den Lehrveranstaltungen finden sich mehrfach Belege in den Interviews von Studierenden und Verwaltungspersonal, dass Standardverwendung nicht nur eine wichtige Form der Rücksichtnahme gegenüber Personen mit anderen Erstsprachen als Deutsch ist (z.B. VID, VUD, VOB, SIB, SIC),²⁴ sondern ganz allgemein als angemessen in der Kommunikation mit Höhergestellten (Älteren oder Hierarchiehöheren) gewertet wird. Es wird auf eine soziale Norm referiert, die als konsensuell dargestellt wird: Es „gehört sich eben“, Standard zu sprechen (SUI, SEA, SAI), anderes wird mit „Unhöflichkeit“ oder mangelndem Respekt in Verbindung gebracht (SEK).

Mit der „institutionellen Rolle“ argumentieren auch Verwaltungsmitarbeiter/innen. Mehrfach wird angeführt, man solle „als offizielle Person“ gegenüber Studierenden und Lehrenden (SEH) Standardsprache verwenden (VIC). Begründet wird dies z.T. mit mehr Klarheit (VIC, VIA).

²⁴ Wenn von Höherrangigen eingefordert wird, sie mögen Standard verwenden, wird schließlich die Verständlichkeit für Studierende mit anderer L1 als Deutsch als Argument genannt. Damit wird selbst im Interview Kritik, dass nicht institutions- oder rollenangemessenen gesprochen würde, vermieden.

Bei den Proband/innen aus der Gruppe DaF fällt generell auf, dass sie den Standardgebrauch überwiegend in Verbindung mit der Bewertung von Varietäten und Varietätengebrauch in vergleichbaren Situationen im Herkunftsland bzw. der L1 beurteilen. Daneben scheinen Dauer des Kontakts und Varietätenkompetenz im Deutschen eine Rolle zu spielen: Positive Urteile fallen eher Personen, die bereits länger in Österreich sind und/oder Varietäten gut verstehen.²⁵ Diese Parameter gelten offenbar ähnlich für Lehrende aus Deutschland: Sie scheinen mit zunehmender Aufenthaltsdauer in Österreich eher einen plurizentrischen oder pluriarealen Standard wahrzunehmen. So spricht LIF, der aus MND kommend seit ca. 10 Jahren in Österreich ist, seine Hemmungen an, österreichische Studierende sprachlich zu kritisieren. Zum einen möchte er nicht „von oben herab“ wirken, zum anderen betont er, dass es „ein österreichisches Hochdeutsch gibt“, das auch für professionelle Kontexte „hervorragend“ geeignet sei, sodass „kein anderes Hochdeutsch“ nötig sei, um „Kompetenz in Österreich zu zeigen“. Dies impliziert zum einen die Existenz nationaler Standardvarietäten und zum anderen, dass man sich außerhalb Österreichs – möglicherweise auch als Österreicher/in – besser einer anderen Standardvarietät bedienen solle.

6 Fazit

Die im Beitrag herausgearbeiteten Ergebnisse lassen im Hinblick auf Sprachgebrauch und Spracheinstellungen an der Universität folgende Perspektivierungen auf das heutige Deutsch zu:

Universitärer Sprachgebrauch als Vorbild:

1. Im Durchschnitt dominiert im universitären Kontext die Standardsprache deutlich, was v.a. im süddeutschen Sprachraum eine klare Differenz zur Alltagssprachverwendung bedeutet.
2. Standardsprache wird häufig als sozial angemessen/notwendig im institutionellen hierarchischen Gefüge (Höflichkeit) und in Relation zur Gesamtgesellschaft („wer, wenn nicht die Universität“) angesehen.
3. Eine explizite Argumentation im Hinblick auf wissenschaftliche Anforderungen an sprachliche Präzision tritt nur selten auf.

²⁵ Dazu passt, dass die Gruppe DaZ sehr ähnlich wie monolingual deutschsprachige Proband/innen (DaM) urteilt.

Universitärer Sprachgebrauch als Spiegelbild:

4. Für den Alltag geben auch die Universitätsangehörigen eine intensive Verwendung von Dialekt und Umgangssprache an und lehnen Standardsprache sehr häufig als „unangemessen“ ab.
5. Je formeller eine Situation ist, desto eher wird aber Standardsprache gesprochen und als angemessen empfunden.

Universitärer Sprachgebrauch als Zerrbild:

6. Durch die z.T. sehr großen Fakultätenunterschiede könnte die KGW nur ein verzerrtes Bild für die gesamte Universität liefern.
7. Durch den institutionsspezifisch hohen *written language bias* wie durch den mobilitätsbedingt intensiven Varietätenkontakt kommt es möglicherweise zu einer Verzerrung der Beurteilung des eigenen Sprachgebrauchs im Sinne eines stärker monozentrischen Bildes einer Standardsprache.

Die Universität ist ein spannendes Labor für Sprachen- und Varietätenkontakt. Dazu tragen nicht nur regionale Verankerung, Internationalität und inhaltlich komplexe Anforderungen bei, sondern auch Parameter, auf die in diesem Beitrag nicht eingegangen werden konnte, wie z.B. die Zunahme informeller Interaktion (z.B. mehr spontane E-Mail-Kommunikation, weniger schriftlich ausformulierte Vorlesungen), sowie ein – zumindest auf der Leitungsebene – relativ klar umrissenes Selbstverständnis als führende Bildungsinstitution, an der nur Standardsprache Platz haben sollte. Es wurde deutlich, dass Nonstandardvarietäten zumindest in bestimmten universitären Situationen Verwendung und auch Akzeptanz finden. Ob hier von einer Ausweitung der Verwendungsdomänen von Nonstandard oder gar von einer Destandardisierung zu sprechen ist, scheint jedoch nicht zuletzt in Anbetracht fehlender Vergleichsuntersuchungen noch nicht entscheidbar.

Literatur

- Ammon, Ulrich et al. (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin/New York.
- Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.) (2010): Perceptual dialectology. Neue Wege der Dialektologie. 2. Aufl. (= Linguistik – Impulse und Tendenzen 38). Berlin.
- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: Mattheier, Klaus J./Radtko, Edgar (Hg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. (= Variolingu 1). Frankfurt a.M., S. 129–161.

- Auer, Peter (2005): Europe's sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: Delbecq, Nicole/van der Auwera, Johan/Geeraerts, Dirk (Hg.): Perspectives on variation. Sociolinguistic, historical, comparative. (= Trends in Linguistics. Studies and Monographs 163). Berlin, S. 7–42.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin.
- Berthele, Raphael (2010): Der Laienblick auf sprachliche Varietäten: Metalinguistische Vorstellungswelten der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer. In: Anders/Hundt/Lasch (Hg.), S. 245–267.
- Biber, Douglas (2006): University language. A corpus-based study of spoken and written registers. (= Studies in Corpus Linguistics 23). Amsterdam.
- Busch, Brigitta (2012): The linguistic repertoire revisited. In: Applied Linguistics 33, 5, S. 503–523.
- Christen, Helen (2010): Was Dialektbezeichnungen und Dialektattributionen über alltagsweltliche Konzeptualisierungen sprachlicher Heterogenität verraten. In: Anders/Hundt/Lasch (Hg.), S. 269–291.
- Christen, Helen et al. (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. (= ZGL-Beiheft 140). Stuttgart.
- de Cillia, Rudolf (2018): Sprache(n) im Klassenzimmer. Varietätengebrauch und Spracheinstellungen in der Schule aus Sicht der Lehrer/innen und der Schüler/innen. In: Dannerer, Monika/Mauser, Peter (Hg.): Formen der Mehrsprachigkeit. Sprachen und Varietäten in sekundären und tertiären Bildungskontexten. (= Stauffenburg Linguistik 102). Tübingen, S. 67–85.
- Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.) (2014): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. (= Stauffenburg Linguistik 81). Tübingen.
- Daneš, František (2008): Herausbildung und Reform von Standardsprachen und Destandardisierung. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 3. Berlin, S. 2197–2209.
- Dannerer, Monika/Mauser, Peter (2016): Österreichische Universitäten als mehrsprachige Interaktionsräume? Universitäre Sprachenpolitik vor dem Hintergrund des Projektes „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg (VAMUS)“. In: Jabłkowska, Joanna/Kupczyńska, Kalina/Müller, Stephan (Hg.): Literatur, Sprache und Institution. (= Stimulus 2014). Wien, S. 170–183.
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.) (2006/2017): Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Heinrich Detering und Hanns Hatt. Tübingen.
- Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.) (2005): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin/New York.
- Eisenberg, Peter (2017): Standarddeutsch. Überdachung der Varietäten. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.), S. 53–104.
- Fandrych, Christian/Meißner, Cordula/Slavcheva, Adriana (Hg.) (2014): Gesprochene Wissenschaftssprache. Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen. (= Wissenschaftskommunikation 9). Heidelberg.
- Garrett, Peter (2010): Attitudes to language. Cambridge.

- Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. (= amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 40). Mannheim.
- Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.) (2013): Pragmatischer Standard. (= Stauffenburg Linguistik 73). Tübingen.
- Katerbow, Matthias/Werth, Alexander (Hg.) (2010): Moderne Regionalsprachen als multidimensionales Forschungsfeld. (= Germanistische Linguistik 210). Hildesheim.
- Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte 152). Stuttgart.
- Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.) (2015): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin.
- König, Katharina (2014): Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen. (= Empirische Linguistik 2). Berlin.
- König, Werner/Elspaß, Stephan/Möller, Robert (2015): dtv-Atlas deutsche Sprache. Orig.-Ausg., 18., durchges. u. korrig. Aufl. München.
- Lameli, Alfred/Purschke, Christoph/Kehrein, Roland (2008): Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. In: Linguistik Online 35, 3, S. 55–86.
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte 125). Stuttgart.
- Liebscher, Grit/Dailey-O’Cain, Jennifer (2009): Language attitudes in interaction. In: Journal of Sociolinguistics 13, 2, S. 195–222.
- Linell, Per (2005): The written language bias in linguistics. Its nature, origins and transformations. (= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory 5). London.
- Löffler, Heinrich (2005): Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eichinger/Kallmeyer (Hg.), S. 7–27.
- Moosmüller, Sylvia (2015): Methodisches zur Bestimmung der Standardaussprache in Österreich. In: Lenz, Alexandra N./Glauninger, Manfred Michael (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. (= Wiener Arbeiten zur Linguistik 1). Göttingen, S. 165–184.
- Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2012): Sprache – Einstellungen – Regionalität. In: Eichinger, Ludwig M. et al. (Hg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. (= Studien zur Deutschen Sprache 61). Tübingen, S. 9–118.
- Purschke, Christoph (2010): Regionalsprachliches Wissen und Perzeption. Zur Konzeptionalisierung des Hessischen. In: Katerbow, Matthias/Werth, Alexander (Hg.): Moderne Regionalsprachen als multidimensionales Forschungsfeld. (= Germanistische Linguistik 210). Hildesheim u.a., S. 93–127.
- Ransmayr, Jutta (2006): Der Status des österreichischen Deutsch an nichtdeutschsprachigen Universitäten. Eine empirische Untersuchung. (= Österreichisches Deutsch – Sprache der Gegenwart 8). Frankfurt a.M.
- Schmidt, Jürgen Erich (2017): Vom traditionellen Dialekt zu den modernen deutschen Regionalsprachen. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.), S. 105–143.

- Sieber, Peter (2013): Probleme und Chancen der Diglossie – Einstellungen zu Mundarten und Hochdeutsch in der Deutschschweiz. In: Eriksson, Brigit/Luginbühl, Martin/Tuor, Nadine (Hg.): Sprechen und Zuhören – gefragte Kompetenzen? Überzeugungen zur Mündlichkeit in Schule und Beruf. (= Mündlichkeit 2). Bern, S. 106–136.
- Spiekermann, Helmut (2005): Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Eichinger/Kallmeyer (Hg.), S. 100–125.
- Steger, Hugo (1968): Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache. In: Moser, Hugo (Hg.): Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967. (= Sprache der Gegenwart 2). Düsseldorf, S. 45–66.
- Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2014): Spontane Dialektthematisierung in der Weblogkommunikation. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. (= Stauffenburg Linguistik 81). Tübingen, S. 205–242.
- Vergeiner, Philip (i.Vorb.): Konformität oder Freiheit? Zur sprachlichen Variation in globalisierten Räumen am Beispiel der Universität Salzburg (Arbeitstitel). Innsbruck. [Diss.].
- Wandruszka, Mario (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München.
- Wiesinger, Peter (1997): Sprachliche Varietäten – gestern und heute. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1996). Berlin, S. 9–45.

Astrid Adler/Albrecht Plewnia (Mannheim)

Die Macht der großen Zahlen. Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland

Abstract: Thema des Beitrags ist die Frage, wie in einer quantitativen Herangehensweise die Spracheinstellungen von linguistischen Laien erfasst werden können. Das IDS hat 2017/18 im Rahmen des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) eine neue bundesweite Repräsentativerhebung zu Spracheinstellungen durchgeführt. Im Beitrag präsentieren wir erste Ergebnisse dieser Erhebung und verknüpfen sie mit früheren Erhebungen. In drei Abschnitten befassen wir uns mit der Bewertung von regionalen Varietäten des Deutschen und der Bewertung des Standards, mit Meinungen zu sprachlichem Gendern sowie, aus einer methodischen Perspektive, mit der Erhebung von sprachlichen Daten im deutschen Mikrozensus.

1 Einleitung

Sprache geht nicht nur Linguisten an. Und nicht nur Linguisten interessieren sich für Sprache. Da sprachliches Handeln immer auch soziales Handeln ist, ist Sprache – in ihren verschiedenen Ausprägungen – Gegenstand und Instrument sozialer Einordnungen und Zuschreibungen; jede Sprachteilhaberin, jeder Sprachteilhaber hat – in unterschiedlichem Reflektiertheitsgrad – Meinungen und Einstellungen zur eigenen Sprache und zu der der anderen. Bei der Erfassung der Spracheinstellungen linguistischer Laien bewegt man sich, etwas vereinfacht gesagt, zwischen zwei Polen: man kann entweder, in einem qualitativ orientierten Zugang, von wenigen Probanden viele und komplexe Einzeldaten produzieren lassen und versuchen, daraus ein möglichst umfassendes Bild zu gewinnen. Dieses Vorgehen ist methodisch sehr aufwendig; es hat den Vorteil, dass es differenzierte Kontextualisierungen erlaubt, aber den Nachteil, dass genau deswegen Generalisierungen der Befunde schwierig sind. Oder man kann, in einem quantitativ orientierten Zugang, von sehr vielen Probandinnen und Probanden Daten erheben, die dann aber von geringerer Komplexität sein müssen. Das ist ebenfalls, aber auf andere Weise aufwendig; einer der Vorteile dieses Verfahrens besteht darin, dass man über die Größe der Stichprobe einiges von dem Rauschen, das empirische Daten dieser Art immer produzieren, auffangen kann. Ein solch quantitativer An-

satz zum Erforschen von Spracheinstellungen hat zum Ziel, nicht nur qualitative Einzelmeinungen nebeneinanderzustellen, sondern diesen durch ihre Menge ein Gewicht zu verleihen, das es ermöglicht, übergreifende Muster zu entdecken, Erklärungsfaktoren auszumachen und Vergleiche zu ziehen. Im Folgenden wollen wir an drei auf den ersten Blick relativ heterogen anmutenden Themenstellungen exemplarisch zeigen, was die Arbeit mit großen Zahlen erbringen kann und auch welche Kautelen dabei zu bedenken sind: Im ersten Abschnitt geht es um die Bewertung von Dialekten und von Hochdeutsch, im zweiten Abschnitt liefern wir Daten zum sprachlichen Gendern, und im dritten Abschnitt beschäftigen wir uns mit der Erhebung von Informationen zu Sprachen im deutschen Zensus.

Substanzielle Grundlage sind drei Repräsentativerhebungen, die in jüngerer Zeit unter Beteiligung oder im Auftrag des Instituts für Deutsche Sprache durchgeführt worden sind: Erstens die „Deutschland-Erhebung 2008“; diese Erhebung wurde im Herbst 2008 für das IDS und die Universität Mannheim als bundesweite Telefonumfrage durch die Forschungsgruppe Wahlen durchgeführt (n=2.004); Gegenstand waren allgemeine Spracheinstellungen, die Bewertung des Deutschen und anderer Sprachen sowie regionaler Varietäten des Deutschen, Sprecherstereotype, außerdem Sprachwandel und Sprachpolitik (detaillierte Ergebnisse liefern Gärtig/Plewnia/Rothe 2010). Zweitens die „Norddeutschland-Erhebung 2016“; diese Erhebung wurde im Sommer 2016 in Kooperation mit dem Institut für niederdeutsche Sprache ebenfalls als Telefonumfrage durch die Forschungsgruppe Wahlen durchgeführt (n=1.632), diesmal nur im norddeutschen Sprachraum; Themen sind einerseits Kompetenz und Gebrauch des Niederdeutschen und andererseits Bewertungen und Zuschreibungen zu Niederdeutsch und Hochdeutsch (für erste Ergebnisse vgl. Adler et al. 2016). Drittens die „Deutschland-Erhebung 2017/18“, die das IDS im Herbst/Winter 2017/18 in Kooperation mit dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) im Rahmen der Innovationsstichprobe des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP-IS) des DIW durchgeführt hat. Die „Deutschland-Erhebung 2017/18“ besteht aus zwei Teilen, einem direkten Interview (CAPI, n=4.380) zu Sprach- und Dialektkompetenz sowie zu Sprach- und Dialektbewertungen und einem Onlinefragebogen (CAWI, n=1.439) zu einem breiten Spektrum weiterer sprachbezogener Fragen. Die Daten dieser Erhebung werden derzeit ausgewertet; in diesem Beitrag präsentieren wir erste, noch vorläufige Ergebnisse.

2 Bewertungen von Varietäten des Deutschen

Die Wahrnehmung regionaler Variation zählt zu den grundlegenden sprachlichen Alltagserfahrungen von Sprecherinnen und Sprechern des Deutschen; entspre-

chend ist die Bewertung regionaler Varietäten eines derjenigen sprachlichen Themen, die bei linguistischen Laien zuverlässig auf größtes Interesse stoßen. Zwar decken sich die mentalen Raumbilder der meisten Sprachteilhaber nur in Teilen mit den dialektologischen Befunden (vgl. z.B. Hundt/Palliwoda/Schröder (Hg.) 2017; zu *mental maps* vgl. z.B. Plewnia/Rothe 2012), allenfalls im jeweils eigenen Nähebereich sind einigermaßen stabile Raumkonzepte abrufbar. Der beobachtbaren Bereitschaft zur Bewertung regionaler Varietäten tut das jedoch keinen Abbruch; offensichtlich gibt es eine Reihe auch überregional prominenter Dialekte, für die sich mit einem entsprechenden Erhebungsdesign problemlos Bewertungen abfragen lassen, auch wenn die genaue Extension dessen, was den jeweiligen Bewertungen an dialektologischen Wissensbeständen zugrunde liegt, im Einzelfall unbestimmt bleiben muss.

Komplementär zur sozusagen horizontalen Variation im Raum steht die vertikale Variation auf einer Dialekt-Standard-Achse; ebenso wie die verschiedenen Dialekte erfährt auch der Standard (alltagssprachlich: Hochdeutsch) – der ebenfalls individuell im Detail unterschiedlich konzeptualisiert werden dürfte – bestimmte Zuschreibungen und Bewertungen, die in gleicher Weise abgefragt werden können.

Für die Erfassung differenzierter Spracheinstellungen nutzen wir in unseren Erhebungen die „Attitudes Towards Languages“-Skala (AToL) (zur Vorgeschichte und zu Einzelheiten des Designs vgl. Schoel et al. 2012; Adler/Plewnia 2018). Es handelt sich dabei um das erste quantitativ einsetzbare, validierte Instrument zur Erhebung von Einstellungen gegenüber Sprachen und Varietäten; die AToL-Skala erlaubt damit Vergleiche über verschiedene Erhebungen hinweg. Die AToL-Skala besteht als geschlossenes Abfrageinstrument mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten aus mehreren semantischen Differentialen (z.B. *schön* – *hässlich*), die meist mit einer Fünfer-Skala abgefragt werden (z.B. *sehr schön*, *schön*, *teils/teils*, *hässlich*, *sehr hässlich*). Dabei werden für die Bewertungsitems die drei Basisdimensionen *Wert*, *Klang* und *Struktur* angenommen, wobei die Dimension *Wert* den Dimensionen *Klang* und *Struktur* hierarchisch übergeordnet ist. Für jede Dimension stehen (entsprechend den Faktorladungen der semantischen Differentiale) je fünf Items zur Verfügung; in unseren Repräsentativerhebungen haben wir pro Dimension jeweils zwei Items abfragen können.¹

Im Folgenden sollen einige ausgewählte Ergebnisse unserer Erhebungen zur Bewertung regionaler Varietäten sowie des Standards vorgestellt werden.

¹ Die AToL-Skala erfasst ausdrücklich Einstellungen gegenüber Sprachen und Varietäten und nicht diejenigen gegenüber den zugehörigen Sprecherinnen und Sprechern. Solche Sprecherstereotype – die ohne Zweifel damit in Zusammenhang stehen – kann man in ähnlicher Weise, aber mit anderen Items erfassen; vgl. dazu z.B. Plewnia/Rothe (2011); Schoel/Stahlberg (2012).

Im Online-Modul der „Deutschland-Erhebung 2017/18“ haben wir einerseits nach Bewertungen der deutschen Sprache gefragt und andererseits drei prominente regionale Varietäten zur Bewertung vorgelegt: erstens Bayrisch,² das in Umfragen zur Beliebtheit deutscher Dialekte stets auf einem der vorderen Plätze landet (vgl. z.B. Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 158 ff.); zweitens Sächsisch, dem mehrheitlich kein hohes Prestige zugeschrieben wird (vgl. z.B. Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 163 ff.), und drittens Plattdeutsch,³ das als Regionalsprache in Norddeutschland Teil des deutschen Diasystems ist (vgl. Adler et al. 2016).⁴ Abbildung 1 zeigt die Ergebnisse der drei Basisdimensionen der AToL-Skala für diese vier Varietäten; abgetragen sind jeweils die Mittelwerte der erhobenen Items.⁵

Abb. 1: AToL 2017/18 für Deutsch, Bayrisch, Sächsisch, Plattdeutsch

² Da wir uns dezidiert in einem laienlinguistischen Diskurs bewegen, haben wir uns nicht an der dialektologischen Terminologie („Bairisch“) orientiert, sondern die (überregional) geläufigste Form („Bayrisch“) gewählt.

³ Entsprechend haben wir nicht nach „Niederdeutsch“, sondern nach dem alltagssprachlich geläufigeren „Plattdeutsch“ gefragt.

⁴ Um die Befragten nicht zu überfordern (und um ein Priming zu vermeiden), wurde die Stichprobe für die Fragen nach den Dialektbewertungen geteilt; jeweils ein Drittel der Befragten wurde nach Bayrisch, ein Drittel nach Sächsisch und ein Drittel nach Plattdeutsch gefragt. (Die Fragen zur deutschen Sprache gingen an alle Befragten.)

⁵ Dabei bezeichnet ein hoher Skalenwert auf der y-Achse die als Etikett für das jeweilige Item genutzte positive Ausprägung und ein niedriger Skalenwert die Ausprägung für das jeweilige Antonym (d.h. „5“ stünde für *sehr schön*, „4“ für *schön*, „3“ für *teils/teils*, „2“ für *hässlich* und „1“ für *sehr hässlich* usw.).

Auffällig ist zunächst die sehr positive Bewertung der Standardsprache auf der *Wert*-Dimension und der *Struktur*-Dimension; der Standard ist – anders als man angesichts eines überwiegend mit negativem Zungenschlag geführten öffentlichen Sprachdiskurses vielleicht erwarten könnte – von den vier hier abgefragten Varietäten diejenige mit den positivsten Zuschreibungen; das passt auch zu den Befunden früherer Erhebungen, die ebenfalls, auch mit anderen Fragestellungen, insgesamt recht positive Bewertungen für die deutsche Sprache ergeben haben (vgl. Gärtig/Plewnia/Rothe 2010). Dass die Werte auf der *Klang*-Dimension weniger hoch sind, dürfte nicht zuletzt mit kompensatorischem Bewertungsverhalten zu tun haben. Von den regionalen Varietäten liegen auf der übergeordneten *Wert*-Dimension Bayrisch und Plattdeutsch etwa auf einem Niveau, ein wenig unter dem Standard, während Sächsisch im Durchschnitt aller Befragten die deutlich schlechtesten Werte bekommt; das passt zu dem erwähnten Topos des Sächsischen als dem am wenigsten beliebten deutschen Dialekt. Die Unterschiede auf der *Klang*-Dimension sind weniger groß, doch auch hier hat Sächsisch beim eher positiv konnotierten Item *melodisch* die niedrigsten Werte.

Die ATOL-Skala kam bereits bei unserer „Deutschland-Erhebung 2008“ zum Einsatz. Abgefragt wurden dabei die Bewertungen des Standards sowie von Bayrisch und Sächsisch.⁶ Damit ist ein diachroner Vergleich der Spracheinstellungen mit dem Abstand eines guten Jahrzehnts möglich; die ersten drei Teildiagramme von Abbildung 2 zeigen diesen Vergleich. Bewertungen des Plattdeutschen mittels der ATOL-Skala wurden 2008 nicht erhoben, sodass hier kein diachroner Vergleich zur Verfügung steht; allerdings wurde Plattdeutsch (neben Hochdeutsch) in der – auf den norddeutschen Sprachraum beschränkten – „Norddeutschland-Erhebung 2016“ abgefragt, sodass auch hier ein Vergleich derselben Fragestellung über zwei verschiedene Stichproben mit nur teilidentischen Erhebungsräumen möglich ist; diesen Vergleich bietet das vierte Teildiagramm von Abbildung 2.⁷

Alle Diagramme zeigen, dass die Spracheinstellungen gegenüber den hier abgefragten Varietäten über die Erhebungen hinweg grosso modo konstant geblieben sind. Alle Werte liegen sehr eng beieinander, allenfalls lässt sich beim Standard auf der *Wert*-Dimension ein minimaler, auf der *Klang*-Dimension ein geringfügig stärkerer Abfall beobachten; für Bayrisch und für Sächsisch sind die Werte prak-

6 Für die Dialektbewertungen wurde die Stichprobe geteilt; die Fragen zu Bayrisch bzw. Sächsisch gingen nur jeweils an die Hälfte der Befragten.

7 Bei der Erhebung 2017/18 wurde gegenüber der Erhebung von 2008 bei der *Struktur*-Dimension ein anderes Item eingesetzt, weshalb hier nur ein ausschnittweiser Vergleich erfolgt; bei der Erhebung 2016 wurde bei der *Klang*-Dimension eines der Items modifiziert.

tisch gleich.⁸ Entsprechendes gilt für Plattdeutsch; auch Plattdeutsch wird in der nur im norddeutschen Raum durchgeführten Erhebung von 2016 sehr ähnlich bewertet wie in der bundesweiten Erhebung von 2017/18.⁹ Insgesamt sehen wir eine bemerkenswerte Konstanz der erhobenen Spracheinstellungen über den beobachtbaren Zeitraum bzw. die Erhebungsräume hinweg.

Abb. 2: AToL 2008 vs. AToL 2017/18 jeweils für Deutsch, Bayrisch, Sächsisch bzw. AToL 2016 vs. AToL 2017/18 für Plattdeutsch

Bei den hier dargestellten Daten handelt es sich jeweils um Mittelwerte über die gesamte Stichprobe. Natürlich gibt es innerhalb der Stichproben gewisse Unterschiede entlang bestimmter Parameter. Ein Faktor, von dem sich erwiesen hat, dass er für die Bewertung von regionalen Varietäten eine Rolle spielt, ist die Herkunft der Befragten.¹⁰ Daher ist es naheliegend, die Ergebnisse nach Herkunftsregionen aufzuschlüsseln. Abbildung 3 bietet eine solche Differenzierung, hier exemplarisch das Item *schön* aus der „Deutschland-Erhebung 2017/18“. Zugleich

⁸ Für einen Vergleich der Bewertungen des Standards in der „Deutschland-Erhebung 2008“ und in der „Norddeutschland-Erhebung 2016“ vgl. Adler/Plewnia (2018, S. 86); auch hier zeigt sich eine hohe Konstanz.

⁹ Zur methodischen Absicherung des Vergleichs zweier Stichproben aus unterschiedlichen Räumen vgl. Adler/Plewnia (2018, S. 87–89).

¹⁰ Für die „Deutschland-Erhebung 2008“ wird dies in Plewnia/Rothe (2012) dargestellt.

wird mit einer Übertragung auf eine schematisierte Karte der Versuch einer Visualisierung der Daten unternommen. Die Abbildung zeigt für die vier besprochenen Varietäten jeweils eine Deutschlandkarte mit den Mittelwerten für das Item *schön* nach Bundesländern; je dunkler die die Bundesländer repräsentierenden Flächen eingefärbt sind, desto dichter liegt der Mittelwert am Pol *sehr schön*, je heller die Flächen sind, desto dichter liegt der Mittelwert am Pol *sehr hässlich*.

Die Karten sind mit der Webapplikation Gabmap erstellt (vgl. Nerbonne et al. 2011; www.gabmap.nl); die um gesetzte Ortspunkte automatisch generierten Polygone bilden näherungsweise die Bundesländer ab, wobei die Größenverhältnisse (insbesondere bei den Stadtstaaten) hier aus technischen Gründen etwas verzerrt erscheinen. Es handelt sich bei den hier präsentierten Karten zunächst um tentative Darstellungen von einer gewissen Vorläufigkeit. Für die Betrachtung sprachlicher Variation im Raum sind Bundesländer als geografische Bezugsgrößen nicht unbedingt die idealen Einheiten, weil Dialektgrenzen und Sprachraumgrenzen nicht deckungsgleich sind; für eine erste Näherung sind sie gleichwohl aufschlussreich. Für den hier zugrundeliegenden Datensatz wurden die Bundesländer auch deswegen als Einheiten gewählt, weil diese über die SOEP-Infrastruktur als Teildatensätze ansteuerbar sind; eine elaborierte Auswertung, die die Sprachraumgrenzen stärker berücksichtigt, wird in Adler/Plewnia (i.Vorb.) vorgelegt.¹¹

Die erste Karte zeigt die Verhältnisse für den Standard, hier ergibt sich ein weitgehend einheitlich dunkel gefärbtes Kartenbild; die Bewertungen sind, wie bereits Abbildung 1 zu entnehmen war, insgesamt sehr positiv, und es zeigt sich, dass regionale Unterschiede für die Bewertung des Standards (hier beim Item *schön*) praktisch keine Rolle spielen. Anders verhält es sich beim Bayrischen. Bayrisch erfährt im Gesamtdurchschnitt eine positive Bewertung, die Karte zeigt jedoch, dass ein relevanter Teil dieser positiven Bewertungen aus Bayern selbst stammt; die nördlichen Bundesländer sind erkennbar heller eingefärbt. Dieser Nähe-Effekt zeigt sich noch ausgeprägter bei der Karte für Sächsisch, das ja den niedrigsten Gesamtmittelwert aufweist; Sachsen ist recht dunkel (außerdem, in einer Art ostmitteleuropäischer Solidarität, das Nachbarland Thüringen sowie, etwas weniger ausgeprägt, Sachsen-Anhalt); die übrigen Bundesländer sind hell bis sehr hell. Rechnet man die Selbst- und Nähebewertungen heraus, steht es also um das Prestige des Sächsischen im übrigen Bundesgebiet noch schlechter, als der Gesamtmittelwert aus Abbildung 1 erkennen lässt.

¹¹ Übrigens dient Gabmap nicht nur der kartografischen Visualisierung von Daten, sondern es ist auch möglich, damit statistische Berechnungen durchzuführen und diese dann auf Raumbilder zu applizieren. In Adler/Plewnia (2018) wurde so beispielsweise eine Cluster-Analyse für die Plattdeutsch-Bewertungen der „Norddeutschland-Erhebung 2016“ durchgeführt.

Abb. 3: AToL 2017/18 „schön“ Deutsch, Bayrisch, Sächsisch, Plattdeutsch

3 Meinungen zu sprachlichem Gendern

Eines der auf Sprache bezogenen Themen, dem in der Öffentlichkeit eine vergleichsweise hohe Aufmerksamkeit zuteil wird, betrifft die Frage, wie man die Gleichberechtigung von Männern und Frauen sprachlich sichtbar machen kann. Es ist eine Frage, die eine gewisse gesellschaftliche Relevanz besitzt, was man zum Beispiel auch daran ablesen kann, dass sie Anfang 2018 zum Gegenstand höchstrichterlicher Rechtsprechung geworden ist.¹² Wir haben das Online-Modul der „Deutschland-Erhebung 2017/18“ genutzt, um neben den oben dargestellten Bewertungen von Sprachen und Varietäten auch eine ganze Reihe anderer Themenfelder abzufragen; eine der Fragen zielte auf die Gender-Debatte und den sogenannten geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Wir haben dazu einen inhaltlich möglichst neutralen und in seinem Kontext klar standardsprachlichen Satz formuliert und nach der präferierten Personenbezeichnung gefragt. Die Frageformulierung lautete: „Seit einigen Jahren gibt es vermehrt Varianten für die Bezeichnung von Personen. Welche der folgenden Varianten würden Sie am ehesten verwenden?“ Es wurden (in randomisierter Reihenfolge) acht verschiedene Antwortoptionen angeboten: die Beidnennung, das generische Maskulinum, die Partizipialform sowie verschiedene Sparschreibungen (mit Klammern, Schrägstrich, Binnenmajuskel, Unterstrich und Asterisk), zusätzlich gab es die Möglichkeit einer offenen Antwort.

- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Studentinnen und Studenten** optimale Arbeitsbedingungen.
- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Studenten** optimale Arbeitsbedingungen.
- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Studierenden** optimale Arbeitsbedingungen.
- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Student(innen)** optimale Arbeitsbedingungen.
- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Student/-innen** optimale Arbeitsbedingungen.
- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den StudentInnen** optimale Arbeitsbedingungen.
- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Student_innen** optimale Arbeitsbedingungen.

¹² Dabei ging es um die Frage, ob eine Bank in unpersönlichen Vordrucken das generische Maskulinum verwenden dürfe; der Bundesgerichtshof hat dies bejaht (Az. VI ZR 143/17).

- Die neu gestalteten Gruppenräume in der Bibliothek bieten **den Student*innen** optimale Arbeitsbedingungen.
- Eine andere Variante, nämlich: _____
- keine Angabe

Es sei ausdrücklich betont, dass es uns hier nicht um eine grammatisch-typologische Analyse geht (vgl. dazu Nübling in diesem Band); es geht auch explizit nicht um die Beurteilung der systemgrammatischen Sinnhaftigkeit von Formulierungsalternativen. Sondern es geht darum, erstmals valide Daten zu den Meinungen der Sprachteilhaber zu einer sprachsoziologisch strittigen Frage zu bekommen. Natürlich muss man dabei bedenken, dass Selbstaussagen über sprachliches Verhalten nicht unbedingt das tatsächliche sprachliche Verhalten abbilden. Sie geben aber – und darauf kommt es in diesem Zusammenhang an – durchaus Auskunft über Prestige- und Wertzuschreibungen. Eine weitere Einschränkung ist vor der Interpretation zu machen: Wir haben hier nur ein einziges Lemma abgetestet; natürlich muss man damit rechnen, dass die vorgeschlagenen Varianten bei verschiedenen Lexemen unterschiedlich gut funktionieren.¹³ Wir haben auch nur einen (Mikro-) Kontext (der immerhin durch die lexikalischen Nachbarschaften, auch durch die Sparschreibungen als Antwortoptionen, eine deutlich schriftsprachliche Prägung hat), für andere Kontexte mögen sich gewisse Verschiebungen ergeben.

Natürlich liegen dem gewisse Vorerwartungen zugrunde. Abbildung 4 zeigt die Ergebnisse einer Wortformensuche in DeReKo, im Deutschen Referenzkorpus für die geschriebene Gegenwartssprache.

Für die auch in der Umfrage abgefragten Formen ergibt sich folgendes Bild: Klar am häufigsten ist *Studenten*; weit abgeschlagen folgen die *Studierenden*, und alle anderen Formen sind so selten, dass sie im Schaubild kaum erkennbar sind. Im jüngsten Zeitraum ist *Studenten* mehr als fünfmal so oft belegt wie *Studierenden*. (Der starke Zuwachs von den Neunziger- zu den Nuller-Jahren hat natürlich auch damit zu tun, dass es sich hier um absolute Zahlen handelt, sodass auch schlicht das Wachstum der Korpora gespiegelt wird.) Das ist erstaunlich deutlich.¹⁴

13 Beispielsweise muss für die Nutzung des Partizips Präsens als Alternativform ein geeignetes Verb verfügbar sein, das ist keineswegs immer der Fall. Für dieses Beispiel hingegen ist die Form „Studierende“ sehr gut eingeführt (und vermutlich ist es kein Zufall, dass es im Gender-Ratgeber des Dudenverlags als eines von drei Beispielllexemen für das Partizip als Ersatzform gewählt wurde; vgl. Diewald/Steinhauer 2017, S. 53–55). Auch einen Numerus-Effekt dürfte es geben; im Plural hat man jedenfalls kein Artikel-Problem.

14 Der Form nach kann *Studenten* übrigens natürlich auch ein Singular sein; tatsächlich betrifft das, wie eine ausschnittweise Zählung ergab, weniger als fünf Prozent der Fälle, ändert also nichts am grundsätzlichen Befund.

Abb. 4: Personenbezeichnungen in DeReKo seit 1990

Die Antworten der Befragten unserer „Deutschland-Erhebung 2017/18“ ergeben hingegen ein ganz anderes Bild, wie Abbildung 5 zeigt.

Abb. 5: Vorläufige Ergebnisse des SOEP-Sprachmoduls

Das Ergebnis ist recht klar, und es differiert erheblich von dem, was in DEREKO als tatsächlicher schriftsprachlicher Gebrauch belegt ist. Eindeutige Leitform mit 46 Prozent sind die *Studierenden*, es folgen mit jeweils 17 Prozent die Beidnennung und das generische Maskulinum. Ansonsten wird noch die Schreibvariante mit Schrägstrich mit 8 Prozent einigermaßen häufig genannt; die anderen Formen sind marginal.

Es gibt also einen markanten Unterschied zwischen dem, was wir in den Texten finden, und dem, von dem die Befragten sagen, dass sie es präferieren würden. Zwar ist es ein Unterschied, ob jemand gefragt wird, was er schreiben würde, oder ob ein Schreibprodukt vorliegt. Hier spielt wahrscheinlich auch soziale Erwünschtheit eine gewisse Rolle (obwohl die Erhebung natürlich anonym ist). Vor allem aber stammen die Texte in DEREKO überwiegend von professionellen Schreibern, und das sind die Menschen, die wir in unseren Repräsentativerhebungen befragt haben, mehrheitlich ja gerade nicht. Auf jeden Fall scheint uns die hier beobachtete Diskrepanz zu zeigen, dass es ein öffentliches Bewusstsein für dieses Thema gibt.

Um uns gewissermaßen abzusichern, haben wir die Stichprobe hier geteilt und die Frage in zwei verschiedenen Formulierungen gestellt (Split). Der einen Hälfte wurde die Frage in der obigen Formulierung gestellt; der anderen Hälfte wurde eine Fassung mit einem leicht suggestiven Einleitungssatz gestellt. Diese zweite Formulierung lautete: „Seit einiger Zeit gibt es verschiedene Versuche, die Gleichberechtigung von Männern und Frauen auch sprachlich sichtbar zu machen. Welche der folgenden Varianten würden Sie am ehesten verwenden?“ Anders als man vielleicht erwarten könnte, hat die Formulierung der Fragestellung statistisch gesehen praktisch keinen Effekt auf das Antwortverhalten, die Größenordnungen sind im Prinzip dieselben. Die Antworten sind offenbar ziemlich stabil, das heißt hier konkret, dass *die Studierenden* als geschlechterneutrale Leitform weithin akzeptiert zu sein scheint.

Nun kann man sich fragen, welche soziodemografischen Einflussfaktoren bei der Beantwortung dieser Frage eine Rolle spielen könnten. Ein naheliegender Faktor wäre das Geschlecht der Befragten. Tatsächlich zeigt sich aber auch hier praktisch kein Effekt. Die Unterschiede sind zwar etwas größer als beim Split, aber die Effektstärke ist ähnlich klein, offenbar hat das Geschlecht kaum einen Einfluss auf die Auswahl der Varianten. Eine Variable, bei der sich aber sehr wohl ein Effekt zeigt, ist das Alter der Befragten (Abb. 6).

Die Abbildung 6 zeigt die Antworten aufgeschlüsselt nach Altersgruppen; wir haben hier, um das Schaubild übersichtlich zu halten, nur drei Altersgruppen ausgewählt: Personen bis 30 Jahre, die mittleren Jahrgänge von 41 bis 50 Jahre, und Personen über 60 Jahre. Hier zeigen sich zwischen den ausgewählten drei Altersgruppen höchst signifikante Unterschiede bei der Auswahl der Varianten,

und die Effektstärke ist auch größer als bei den beiden anderen Vergleichen. Die standardisierten Residuen weisen an drei Stellen auf interessante Unterschiede hin: (1) Die Partizipialform *den Studierenden*, die wir im Gesamtdurchschnitt als die allgemeine Leitform identifiziert haben, hat die höchste Akzeptanz in der ältesten Altersgruppe und die geringste Akzeptanz in der jüngsten Altersgruppe; der Unterschied ist hoch signifikant. (2) Genau umgekehrt – und ebenfalls hoch signifikant – verhält es sich beim generischen Maskulinum, das in der jüngsten Altersgruppe den höchsten Zuspruch erhält (von immerhin fast einem Viertel der Befragten) und in der ältesten den niedrigsten (mit nur 10 Prozent; auch das hätte man möglicherweise anders erwarten können). (3) Besonders groß sind schließlich die Unterschiede bei der Schrägstrichform, die bei der jüngsten Altersgruppe mit 16 Prozent durchaus populär ist, in der ältesten Altersgruppe hingegen nur eine marginale Rolle spielt. Besonders bemerkenswert ist zweifellos der Alters-effekt beim generischen Maskulinum, wohlgemerkt geschlechtsunabhängig. Wir sehen, dass viele der jüngeren Befragten mit dem generischen Maskulinum kein Problem haben. Ob es eher kein Problem *mehr* ist oder *noch* kein Problem ist, also ob diese jetzt jüngeren Befragten, wenn sie älter werden, bei dieser Meinung bleiben oder ob hier eine Form von Sozialisierung stattfindet, lässt sich nicht beantworten, weil es keine Diachronie zu diesen Daten gibt.

Abb. 6: Präferierte Personenbezeichnungen nach Alter

Festzuhalten bleibt, dass es offenkundig unter den Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhabern durchaus ein gewisses Bewusstsein dafür gibt, dass sich hier eine gesellschaftliche Problemstellung auftut, die mit tradierten sprachlichen Verhaltensmustern kollidiert, für die es aber auch keine einfache Lösung zu geben scheint. Man kann natürlich versuchen, hier durch entsprechende regulatorische Vorgaben Einfluss zu nehmen, etwa über Quotenregelungen. Zumindest den nicht-privaten Sprachgebrauch kann man bestimmten Regularien unterwerfen, beispielsweise indem man, wie inzwischen weithin üblich, bei Stellenausschreibungen bestimmte geschlechtsneutrale Formulierungen vorschreibt.

Abb. 7: Stellenanzeige bei Lidl, Februar 2018 (Foto: A. Plewnia)

Das hat allerdings seine Grenzen, wenn, wie in Abbildung 7, die sprachliche Gleichberechtigung durch die Bildersprache konterkariert wird. Auch wenn der Text auf dem Plakat geschlechtsneutral formuliert sein mag – es ist relativ klar, wer hier der Filialleiter und wer die stellvertretende Filialleiterin ist.

4 Sprachstatistik in Deutschland

In diesem Abschnitt wollen wir zeigen, dass eine große Zahl an Probandinnen und Probanden allein nicht ausreicht, um valide Aussagen zu produzieren; es kommt sehr stark auf die Art der Fragestellung an. Zunächst ist ein Defizit zu konstatieren,

und zwar im Bereich der amtlichen Sprachstatistik. Sprache ist ein zentraler Identitätsanker, die eigenen sprachlichen Kompetenzen spielen eine entscheidende Rolle für Eigen- und Fremdzugehörigkeiten zu sozialen Gruppen, für Spracheinstellungen und sprachliches Verhalten. Bedauerlicherweise gibt es aber keine verlässlichen Statistiken zu den von der deutschen Wohnbevölkerung in Deutschland gesprochenen Sprachen, nicht über Erstsprachen, Zweitsprachen, Fremdsprachen, nicht über je gestufte Fertigkeiten, Domänenverteilungen usw. (zu den verfügbaren Quellen – und der Begrenztheit ihrer Aussagekraft – vgl. Stickel 2012). Für das Jahr 2017 wurde jedoch in den deutschen Mikrozensus eine Frage zur Sprache der Bevölkerung aufgenommen. Der Mikrozensus ist eine von den statistischen Landesämtern jährlich durchgeführte Repräsentativerhebung (mit über 200 Fragen), bei der circa 830.000 Menschen in 370.000 Haushalten befragt werden; das entspricht in etwa einem Prozent der gesamten Wohnbevölkerung Deutschlands. Damit dürfte es jetzt erstmals seit Langem (das letzte Mal wurde eine Sprachfrage im Zensus im Jahr 1939 gestellt) einen sehr großen Datensatz mit Daten zu den in Deutschland gesprochenen Sprachen geben. Das ist aus linguistischer Sicht zunächst einmal erfreulich; die Art der Frageformulierung ist allerdings problematisch.

Die Frage findet sich in der zweiten Hälfte des Fragebogens in einem thematischen Block mit Fragen zu „Staatsangehörigkeit und Aufenthaltsdauer“; die Frageformulierung lautet: „Welche Sprache wird in Ihrem Haushalt vorwiegend gesprochen?“ Den Befragten wird eine Liste mit Antwortoptionen vorgelegt, aus denen sie ihre Antwort wählen können (Abb. 8).

1. Person

159 Welche Sprache wird in Ihrem Haushalt vorwiegend gesprochen ?

Deutsch	01	☐
Nicht Deutsch, und zwar ...		
... Arabisch	02	☐
... Englisch	03	☐
... Französisch	04	☐
... Italienisch	05	☐
... Polnisch	06	☐
... Russisch	07	☐
... Spanisch	08	☐
... Türkisch	09	☐
... eine sonstige europäische Sprache	10	☐
... eine sonstige afrikanische Sprache	11	☐
... eine sonstige asiatische Sprache	12	☐
... eine sonstige Sprache	13	☐

Abb. 8: Fragebogausschnitt des Mikrozensus 2017

Mehrere Punkte sind hier kritisch.¹⁵ Es wird nach der „im Haushalt vorwiegend gesprochenen Sprache“ gefragt, und zwar im Singular. Die Antwort ist auf die Angabe lediglich einer Sprache eingeschränkt, Mehrfachantworten sind nicht möglich; dass jemand mehr als eine Sprache spricht, ist prinzipiell nicht vorgesehen.¹⁶ Tatsächlich ist die Sprachwirklichkeit komplexer; Mehrsprachigkeitskonstellationen, die ja gerade in Haushalten, in denen eine andere Sprache als Deutsch eine Rolle spielt, eher die Regel als die Ausnahme sein dürften, sind damit nicht darstellbar.

Die Liste der Antwortoptionen beginnt mit „Deutsch“; alle anderen Antwortoptionen folgen unter der Überschrift „Nicht Deutsch, und zwar“. Deutsch ist die Default-Antwort (und zweifellos auch die mit großem Abstand häufigste Nennung); man kann daraus auch eine implizite Wertung herauslesen. In Volkszählungen gestellte Fragen sind natürlich auch immer ein Spiegel der gesellschaftspolitischen Lage und im Fall dieser Sprachfrage auch ein Spiegel der vorherrschenden Sprachideologien, hier offenkundig einer Einsprachigkeitsideologie. Als nicht deutsche Einzelsprachen werden *Arabisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Polnisch, Russisch, Spanisch* und *Türkisch* gelistet. Die Reihenfolge ist alphabetisch, aber natürlich sind es zwei Gruppen: einerseits Migrantensprachen und andererseits europäische Prestigesprachen (wobei Italienisch vielleicht beiden Gruppen angehört). Die Migrantensprachen spiegeln einige der ausweislich der Ausländerstatistik größeren in Deutschland lebenden Gruppen von Sprechern einer anderen Sprache als Deutsch (vgl. Adler 2018, S. 7–8); dagegen dürften beispielsweise Haushalte, in denen vorwiegend Französisch gesprochen wird, in Deutschland nicht so zahlreich sein.

Es folgen drei Sammelkategorien, die nach geografischer Distanz gereiht sind. Die Liste schließt mit einer ultimativen Restekategorie. Was hier in den Sammelkategorien verschwindet, kann bei der Auswertung im Anschluss nicht mehr in Einzelnennungen aufgeschlüsselt und differenziert werden; das ist sehr unbefriedigend. Die geografisch etikettierten Kategorien sind auch nur scheinbar trennscharf. Wo wäre beispielsweise Kurdisch einzuordnen? Als „sonstige asiatische Sprache“? Wohin gehören die autochthonen Minderheitensprachen in Deutschland wie Sorbisch und Friesisch (über deren Sprecherzahlen man auch gerne Genaueres wüsste)? Eine „sonstige europäische Sprache“? Was ist zum Beispiel mit der Deutschen Gebärdensprache? Eine offene Antwortoption gibt es nicht;

¹⁵ Für eine detaillierte Analyse vgl. Adler (2018).

¹⁶ Der Mikrozensus vermeidet es weitgehend, Mehrfachantworten zuzulassen; aus methodischer Perspektive ist das nachvollziehbar, weil der Auswertungsaufwand von Mehrfachantworten deutlich größer ist als von Einfachantworten, aber natürlich wird dadurch auch der Ausschnitt der abbildbaren sozialen Realität deutlich eingeschränkt.

das liegt sicherlich vor allem daran, dass der Arbeitsaufwand bei der Auswertung als zu hoch eingeschätzt wurde.¹⁷ Aber man hätte zumindest eine deutlich ausführlichere Liste von Antwortoptionen anbieten können.¹⁸

Ein weiterer kritischer Punkt betrifft die Adressierung der Frage. Der Mikrozensus ist als Haushaltsabfrage organisiert; für die meisten Fragen ist vorgesehen, dass sie von bis zu fünf Personen individuell beantwortet werden.¹⁹ Für die Frage nach der Haushaltssprache gilt dies nicht; diese Frage kann und soll nur von einem Haushaltsmitglied („1. Person“) für alle Haushaltsmitglieder beantwortet werden.²⁰ Genau darin liegt ein schwerer Mangel dieser Sprachfrage: Sie kann keine Mehrsprachigkeitskonstellationen abbilden; weder erlaubt sie mehrsprachige Sprecher, noch erlaubt sie interpersonal unterschiedliches Sprachverhalten, etwa nach Generationen. Das ist nicht glücklich, und es ist auch erstaunlich, weil offenbar gerade diese Gruppe, das heißt mehrsprachige Personen, im Fokus der Sprachfrage des Mikrozensus stehen. Im zugrundeliegenden Gesetzestext zur Begründung der Einführung der Sprachfrage heißt es:

Die im Rahmen des Mikrozensus erhobenen Angaben sind wesentlicher Bestandteil der Integrationsberichterstattung. [...] Die Erfassung der im Haushalt vorwiegend gesprochenen Sprache ergänzt die Informationen zum Migrationshintergrund und ist für die Einschätzung verschiedener Dimensionen der Integration von Bedeutung. Es werden differenzierte Analysen zum Stand der Integration ermöglicht. Insbesondere die kulturelle Integration steht in enger Verbindung mit der im Haushalt gesprochenen Sprache. (Bundesgesetzblatt Jahrgang 2016 Teil I Nr. 59, ausgegeben zu Bonn am 13. Dezember 2016)

Es geht also nicht um eine umfassende Kartierung der sprachlichen Verhältnisse, sondern es geht um die Erfassung der „Integrationsbereitschaft“ von Migranten. Die Grundannahme dahinter lautet, etwas plakativ formuliert: Integriert ist, wer auch zu Hause Deutsch spricht. Das ist vermutlich etwas vorschnell.²¹

17 Nachvollziehbarerweise vermeidet der Mikrozensus offene Antwortoptionen weitestgehend – es gibt aber durchaus einige Fragen, für die offene Antworten vorgesehen sind.

18 Das gibt es im Mikrozensus durchaus, zum Beispiel bei der Frage nach der Staatsangehörigkeit.

19 Haushalte mit mehr als fünf Personen müssen zusätzliche Antwortbögen bei dem für sie zuständigen Landesamt anfordern.

20 Für die Befragungsrunde 2018 wurde im Fragebogen sogar ein Metakommentar ergänzt, der dies explizit macht. Dort heißt es: „Bei Frage 155 ist es ausreichend, wenn eine Person stellvertretend für alle Personen, die gemeinsam einen Haushalt in der Wohnung bilden, die Frage beantwortet. Für alle weiteren Personen im Haushalt geht es mit Frage 156 weiter.“ (Quelle: <https://www.it.nrw/mikrozensus-881>; Stand: 8.11.2018).

21 In unserer „Deutschland-Erhebung 2008“ haben wir von Personen mit einer anderen Muttersprache als Deutsch auch ihren Sprachgebrauch nach Domänen erfragt; dabei zeigt sich, dass

Seit August 2018 liegen die ersten Ergebnisse der Erhebungsrunde 2017 des Mikrozensus vor, und zwar in der Publikation „Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2017 –“ (zur detaillierten Auswertung der Ergebnisse vgl. Adler i.Vorb.).²² In Tabelle 18 dieser Publikation werden die Ergebnisse aufgelistet; dabei handelt es sich nicht um die erhobenen Zahlen, sondern bereits um Hochrechnungen auf die gesamte Bevölkerung. Demnach ist in (hochgerechnet) 35,918 Mio. Haushalten die vorwiegend gesprochene Sprache Deutsch; das entspricht einem Anteil von 87,0 Prozent. In (hochgerechnet) 3,763 Mio. Haushalten wird eine andere Sprache als Deutsch gesprochen; das entspricht einem Anteil von 9,1 Prozent. Die Fälle, in denen etwas anderes als „Deutsch“ geantwortet wurde, sind in Abbildung 9 aufgeschlüsselt.

Abb. 9: Haushaltssprache im Mikrozensus 2017

Von denjenigen, die nicht „Deutsch“ antworten (13,0 Prozent), antwortet knapp ein Drittel (3,9 Prozent) gar nicht. Damit entfällt der höchste Wert nicht auf eine der angebotenen Einzelsprachen, sondern auf diejenigen, die keine Antwort

durchgängig in den öffentlichen Domänen (im Beruf, mit Nachbarn und beim Einkaufen) weit überwiegend Deutsch verwendet wird (Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, S. 240–243). Das deutet darauf hin, dass die Haushaltssprache kein guter Indikator für Integration ist.

²² Im Internetportal des Statistischen Bundesamts wird die Publikation im Bereich Migration gelistet (Quelle: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/Migration/Integration/Migrationshintergrund2010220177004.pdf?__blob=publicationFile; Stand 8.11.2018).

gegeben haben. Das ist vor allem deswegen erstaunlich, weil für den Mikrozensus Auskunftspflicht besteht und eine Nichtbeantwortung nicht zulässig ist. Offenbar hat aber das gesamte Setting der Frage einer großen Gruppe so große Schwierigkeiten bereitet, dass die Frage unbeantwortet blieb. Die zweitgrößte Gruppe (1,9 Prozent) bildet die Sammelkategorie „sonstige europäische Sprache“; über die Zusammensetzung dieser großen Gruppe wüsste man gerne mehr. Überhaupt geben von denjenigen, die antworten (9,1 Prozent), zwei Fünftel (3,6 Prozent) eine Sammelkategorie an, die kaum weitere Rückschlüsse erlaubt. Von den Einzelsprachen werden am häufigsten die großen Migrantensprachen Russisch, Türkisch, Polnisch und Arabisch genannt. Schon dieser kurze Überblick zeigt, dass die Aussagekraft dieser Daten aufgrund ihrer geringen Differenziertheit leider begrenzt ist.

Wenn man etwas über die Sprachenvielfalt in Deutschland wissen möchte, ist das Konstrukt der Haushaltssprache möglicherweise nicht ideal. In unserer „Deutschland-Erhebung 2017/18“ haben wir unter anderem auch die Erstsprache (bzw. Alltagssprachlich: die Muttersprache) erhoben.²³ Für die Interviewer gab es eine Liste mit etlichen Antwortmöglichkeiten, allerdings ohne Sammelkategorien und zusätzlich mit der Möglichkeit zu einer frei formulierten Antwort. Für die in der Sprachwissenschaft üblichen Größenordnungen handelt es sich bei der „Deutschland-Erhebung 2017/18“ um einen sehr großen Datensatz; im Vergleich zum Mikrozensus sind die Fallzahlen eher klein. Dennoch lassen sich einige interessante Beobachtungen machen. Von den 4.480 Befragten geben 4.040 Deutsch als Muttersprache an (rund 90,5 Prozent). Die Antworten derjenigen, die eine andere Sprache als Deutsch nennen, sind in Abbildung 10 aufgeschlüsselt.²⁴

Die dunklen Balken bezeichnen diejenigen Sprachen, die auch im Mikrozensus als Einzelsprachen benannt werden konnten; hell sind die Balken zu allen Sprachen, die im Mikrozensus in einer Sammelkategorie verschwinden. Die zahlenmäßig auffälligsten Unterschiede zu den Ergebnissen des Mikrozensus betreffen einerseits Russisch, das hier die am häufigsten genannte Sprache ist; da hier nicht die Haushaltssprache, sondern die Muttersprache erfragt wurde, muss das keinen Widerspruch darstellen. Zum anderen betrifft das Arabisch, das hier erheblich seltener genannt wird; das dürfte in erster Linie damit zusammenhängen, dass die Stichprobe des SOEP-IS in dieser Hinsicht noch nicht gut balanciert ist, wie überhaupt die kleinen Zahlen nur als Tendenzen zu deuten sind; hier müsste die Stichprobe deutlich größer sein. Vor allem aber haben wir durch das

²³ Die Frage lautete: „Welche Sprache bzw. welche Sprachen würden Sie als Ihre Muttersprache bezeichnen?“

²⁴ Interessanterweise haben wir bei dieser Frage, anders als der Mikrozensus, keine Ausfälle.

Fragesetting die Möglichkeit zu einer weitreichenden Differenzierung; beispielsweise sieht man, dass die „sonstigen europäischen Sprachen“ Rumänisch, Niederländisch und Griechisch jeweils noch vor Französisch liegen, oder dass etwa die Balkansprachen (mit aggregiert 17 Nennungen) eine zahlenmäßig relevante Gruppe bilden.

Abb. 10: Muttersprache in der „Deutschland-Erhebung 2017/18“²⁵

²⁵ Die Gruppe der „weiteren Sprachen“ besteht aus je einer Nennung folgender Kategorien (zitiert in der jeweiligen Schreibweise der Probandinnen und Probanden): „aramäisch, Aserbai-

5 Schluss

Die Beschäftigung mit großen Zahlen ist in der Sprachwissenschaft noch nicht sehr verbreitet. Neues vom heutigen Deutsch, auch in methodischer Hinsicht, zu berichten, war das Ziel dieses Beitrags. Im ersten Abschnitt ging es um die Bewertungen verschiedener Varietäten des Deutschen; hier zeigt sich, wie sich regionalsprachliches Alltagswissen und bestimmte Stereotype überlagern; insbesondere ergeben sich für die betrachteten Varietäten charakteristische Raumbilder bei den Eigenschaftszuschreibungen. Im zweiten Abschnitt haben wir neue Daten bereitgestellt für die Diskussion einer aktuellen sowohl sprachsoziologisch als auch gesellschaftspolitisch relevanten Frage. Im dritten Abschnitt schließlich ging es inhaltlich darum, auf die unbefriedigende Situation der Sprachstatistik in Deutschland hinzuweisen, und methodisch, zu zeigen, dass große Zahlen nicht per se ergiebig sind, sondern auch die Art der Fragestellung wohlbedacht sein will.

Literatur

- Adler, Astrid (2018): Die Frage zur Sprache der Bevölkerung im deutschen Mikrozensus 2017. Mannheim.
- Adler, Astrid (i.Vorb.): Sprachstatistik in Deutschland: Mikrozensus vs. Deutschland-Erhebung 2017/2018. Ms.
- Adler, Astrid/Plewnia, Albrecht (2018): Möglichkeiten und Grenzen der quantitativen Spracheinstellungsforschung. In: Lenz, Alexandra N./Plewnia, Albrecht (Hg.): Variation – Normen – Identitäten. (= Germanistische Sprachwissenschaft um 2020 4). Berlin/Boston, S. 63–97.
- Adler, Astrid/Plewnia, Albrecht (i.Vorb.): Aktuelle Bewertungen regionaler Varietäten des Deutschen. Erste Ergebnisse des IDS-Sprachmoduls im SOEP-IS 2017. In: Hundt, Markus et al. (Hg.): Regiolekte – objektive Sprachdaten und subjektive Sprachwahrnehmung. Tübingen.
- Adler, Astrid et al. (2016): Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung. Mannheim.
- Diewald, Gabriele/Steinhauer, Anja (2017): Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben. Berlin.
- Eichinger, Ludwig M. et al. (Hg.) (2012): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel. (= Studien zur Deutschen Sprache 61). Tübingen.

schan, Ewe, Georgisch, Ghana, Indonesisch, Kurdisch, Latein, lettisch, libanesisch, litauisch, Luxemburg, marokanisch, Mischung aus Russisch und Deutsch, montenegro, Philippinisch, Plattdeutsch, Schweizerisch“.

- Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. (= amades. Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 40). Mannheim.
- Hundt, Markus/Palliwoda, Nicole/Schröder, Saskia (Hg.) (2017): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projekts. Berlin/Boston.
- Nerbonne, John et al. (2011): Gabmap – a web application for dialectology. In: *Dialectologia* Special Issue 2, S. 65–89. Internet: www.publicacions.ub.edu/revistes/dialectologiaSP2011/ (Stand: 8.11.2018).
- Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2011): Von gebildeten Deutschen, freundlichen Sachsen und temperamentvollen Bayern. Einstellungen zu Varietäten und ihren Sprechern. In: Christen, Helen/Patocka, Franz/Ziegler, Evelyn (Hg.): *Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt*. Beiträge zum 3. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Zürich, 7.–9. September 2009. Wien, S. 179–207.
- Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2012): Sprache – Einstellungen – Regionalität. In: Eichinger et al. (Hg.), S. 9–118.
- Schoel, Christiane/Stahlberg, Dagmar (2012): Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive II: Dialekte. In: Eichinger et al. (Hg.), S. 205–225.
- Schoel, Christiane et al. (2012): „Attitudes Towards Languages“ (AToL) Scale: A global instrument. In: *Journal of Language and Social Psychology* 32, 1, S. 21–45.
- Stickel, Gerhard (2012): Deutsch im Kontext anderer Sprachen in Deutschland heute: Daten und Einschätzungen. Unter Mitarbeit von Julia Weinheimer. In: Eichinger et al. (Hg.), S. 227–321.

Stefan J. Schierholz (Erlangen)

Brauchen wir noch Wörterbücher? Ja! Aber welche?

Abstract: Nach einigen Überlegungen zu Wörterbüchern und Informationssystemen soll der Frage im Titel des Vortrags auf drei Ebenen nachgegangen werden: (a) aktueller Stand der allgemeinen einsprachigen Online-Wörterbücher des Deutschen; (b) die Situation der praktischen Lexikographie und der für sie zuständigen Theorien; (c) die Lage der Wörterbuchforschung an deutschen Universitäten. Dabei soll die kulturelle und gesellschaftliche Verantwortung der praktischen Lexikographie, aber auch der Metalexikographie verdeutlicht werden. Zu wenig Beachtung findet die Lexikographie als kulturelle Praxis der Dokumentation sprachlicher, kultureller und gesellschaftlicher Verhältnisse. Zu wenig Beachtung findet die Metalexikographie als Gesellschaftswissenschaft, die sich mit den Zusammenhängen von Datenermittlung, -verwendung, -interpretation und -präsentation in der Internetlexikographie befasst. Die Ausführungen werden durch Detailanalysen des Datenangebots auf Informationsportalen zur deutschen Sprache und unter Berücksichtigung ausgewählter Benutzungssituationen gestützt. Abschließend werden Thesen zur Zukunft der Lexikographie formuliert.

1 Einleitung

Zur Eingrenzung des Themas sind zunächst einige Vorbemerkungen erforderlich.

1. Wörterbücher sind ein Kulturgut; denn Wörterbücher gibt es wahrscheinlich für nahezu alle Sprachen, die eine Schrift und einen historischen Hintergrund haben. In den meisten europäischen Sprachen findet man ein vielfältiges Angebot an Wörterbuchtypen.
2. In Bezug auf das Medium gibt es Print- und Online-Wörterbücher. Es ist wohl nicht richtig anzunehmen, dass in Kürze keine Printwörterbücher mehr hergestellt werden, wie es an manchen Stellen in den letzten Jahren mehrfach zu lesen war.¹

¹ So die mehrfachen geringschätzigen Äußerungen des Projektleiters des DWDS, Wolfgang Klein, zu herkömmlichen gedruckten Wörterbüchern und das weit verbreitete Presseecho darauf (vgl. Kirkness 2016, S. 34 ff.).

3. Es können aufgrund der heute üblichen digitalen Druckverfahren auch sehr kleine Auflagen von Wörterbüchern hergestellt werden, ohne dass die Herstellungskosten zu hoch sind (vgl. Saur 2018).
4. Das „Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ (Götz (Hg.) 2015) ist 2015 in einer Überarbeitung erschienen und auch von Duden wird das „Duden Universalwörterbuch“ in absehbarer Zeit in einer neuen Druckversion aufgelegt werden. Aus kommerzieller Sicht muss sich die Produktion eines Printwörterbuchs also auch 2018 noch lohnen.
5. Für den Fachgebietsverbund „Sprach- und Kommunikationswissenschaft“ besteht ein starkes Interesse an Printversionen, denn die meisten Bandherausgeber der WSK-Reihe wünschen diese und wollen sich nicht mit der bereits in Publikation befindlichen Online-Version² zufriedengeben.
6. Es sind auch der Wörterbuchproduzent, die Autoren, die Verantwortlichen eines Wörterbuchprojekts sowie die Wörterbuchorganisation als Ganzes zu berücksichtigen. Wörterbücher können kollaborativ oder kooperativ produziert werden, Wörterbücher werden in der Privatindustrie erstellt, aber auch in Akademien, in Forschungsinstitutionen, von einer Forschergruppe oder von einer Einzelperson.

Im Folgenden wird es vor allem um allgemeine einsprachige Online-Wörterbücher des Deutschen gehen, wird die Perspektive des Wörterbuchexperten eingenommen, wobei an manchen Stellen versucht werden wird, Benutzungssituationen für Laien oder Semi-Experten zu simulieren. Daraus ergeben sich diese Fragestellungen:

1. Ist das Fach „Wörterbuchforschung“ in Bezug auf die Herausforderung „Internetlexikographie“ gut aufgestellt?
2. Wie ist die aktuelle Situation der Lexikographie einzuschätzen?
3. Ist das Datenangebot in Onlinewörterbüchern so schlecht wie gelegentlich behauptet?
4. Wie steht es um das kulturelle Gedächtnis in Nachschlagewerken und wo stehen Wörterbuchforschung und Lexikographie in diesem Zusammenhang?

² <https://www.degruyter.com/view/db/wsk> (Stand: 25.7.2018).

2 Terminologisches: Wörterbuch, Lexikographie und Wörterbuchforschung

Wörterbuchforschung, auch als Metalexikographie³ bezeichnet, will das Gesamt der wissenschaftlichen Engagements in Lexikographie und Wörterbuchforschung erfassen, um angemessene Antworten auf wörterbuchbezogene Fragen von der theoretischen, methodischen, terminologischen, historischen, dokumentarischen, pädagogischen und kulturellen Seite zu geben (vgl. WLWF 2010, S. 7).

Lexikographie ist eine eigenständige kulturelle Praxis, in der Wörterbücher erstellt werden und die darauf ausgerichtet ist, den Gebrauch dieser Wörterbücher zu ermöglichen (WLWF 2010, S. 3). Lexikographische Aktivitäten liefern einen wichtigen Beitrag zu den kulturellen Prozessen in Gesellschaften.

Zu dieser eigenständigen kulturellen Praxis gehört ein theoretischer Rahmen, der als theoretische Lexikographie bezeichnet wird und sich mit allen Dingen befasst, die sich auf den lexikographischen Prozess beziehen. Eingebettet ist die theoretische Lexikographie in die Wörterbuchforschung.

Wörterbücher haben den genuinen Zweck, benutzt zu werden. Sie enthalten Daten, die sich auf die Sprache, auf Sachen oder auf beides beziehen und denen man Informationen entnehmen kann. Wörterbücher sind ein Gegenstand, der im Rahmen einer Handlung (Suchen, Nachschlagen, Finden, Lesen, Verstehen, Interpretieren, Ergebnis-für-Folgehandlung-Verwenden) seinen Platz zwischen dem Benutzer und dem Wörterbuchproduzenten hat. Daher ist in einer Handlungstheorie zu erfassen, wie der Wörterbuchbenutzer Benutzungshandlungen ausführt, wie das Wörterbuch beschaffen ist, aber auch, mit welchen Bedingungen und Voraussetzungen das Wörterbuch in welcher Qualität mit welchen Funktionen und welchen Adressaten von wem erstellt worden ist.⁴

2.1 Wörterbuchforschung

In der Wörterbuchforschung liegen seit etwa Mitte des letzten Jahrhunderts sehr unterschiedliche theoretische Ansätze vor. Hervorzuheben sind die **Theorie der**

³ Auf die terminologische Unschärfe in der Beziehung zwischen Wörterbuchforschung und Metalexikographie, insbesondere im Zusammenhang mit der Einschränkung auf die Sprachlexikographie, soll hier nicht eingegangen werden (vgl. u.a. Wiegand 1998; WLWF 2010; Schierholz 2016).

⁴ Zu den Stationen des lexikographischen Prozesses vgl. u.a. Wiegand (1998), Müller-Spitzer (2007).

lexikographischen Funktionen⁵ sowie die **Allgemeine Theorie der Lexikographie**, die von Herbert Ernst Wiegand (Wiegand 1998, S. 4 f.; WLWF 2010, S. 6) begründet und entworfen worden ist und in vier Forschungsgebiete gegliedert wird:

1. In der **Wörterbuchbenutzungsforschung** wird untersucht, wer wann wie zu welchem Zeitpunkt wie oft welches Wörterbuch mit welchem Erfolg benutzt. Es werden vor allem Methoden der empirischen Sozialforschung eingesetzt (vgl. u.a. Mann/Schierholz 2014; Müller-Spitzer (Hg.) 2014, 2016b; Schierholz 2015).

Die Benutzungsforschung hinkt der rasanten Entwicklung in der Internetlexikographie hinterher. Auch wenn am IDS seit einigen Jahren sehr erfolgreich umfangreiche, nationale und internationale Studien durchgeführt worden sind (vgl. u.a. Müller-Spitzer (Hg.) 2014; Klosa/Müller-Spitzer (Hg.) 2016), erfordert der rapide technologische Wandel in Hard- und Software ein ständiges Umdenken. Der finanzielle und apparative Aufwand für Grundlagenforschung ist hoch, und die Resultate können kaum für lexikographische Neukonzeptionen eingesetzt werden, weil in der Zwischenzeit bereits neue technische Bedingungen und Möglichkeiten zu einer Veränderung im Benutzungsverhalten geführt haben. Hinzu kommt, dass das neue Medium gegenüber dem Buch bislang unbekannte, ungenutzte und unübliche Möglichkeiten bietet. Die Diskussion um die Qualitätsmerkmale eines guten Internetwörterbuchs beginnt bei den Farben auf dem Bildschirm, betrifft die Topologie der sichtbaren Bildschirmkomponenten, die Navigationstechniken, die Suchmöglichkeiten, die zur Verfügung gestellten Daten, die tatsächlich vorliegenden Daten, die Verweisungen, den Datenexport, den angebotenen Inhalt, die Kostenfreiheit, die Akzeptanz von Werbeeinblendungen u.v.m. In Zukunft müssten im Rahmen einer Handlungstheorie die Wörterbuchproduzentenintentionen, die anvisierten Adressaten, die Wörterbuchfunktionen, der Wörterbuchinhalt, die Wörterbuchpräsentation im Zusammenhang betrachtet werden. Dies gilt nicht nur für Neukonzeptionen, sondern auch für bereits bestehende Wörterbücher. Für die Lexikographie zur deutschen Gegenwartssprache ist eine breit angelegte Großstudie erforderlich, die die großen Wörterbuchprojekte vergleicht und Empfehlungen für das weitere Vorgehen ausarbeitet (vgl. Müller-Spitzer 2016a, S. 276; Wiegand 1998, S. 1027 ff.).

2. Die **Kritische Wörterbuchforschung** befasst sich vor allem mit dem Aufbau und dem Informationswert von Wörterbüchern, der Richtigkeit, der Vollständigkeit und der Präsentation von lexikographischen Angaben. Hier fehlt noch immer eine Theorie zur Wörterbuchkritik und somit ein grundlegender Bau-

5 Vgl. u.a. Tarp (1995), Bergenholtz/Tarp (2002), Anderson/Fuertes Olivera (2009).

stein der Kritischen Wörterbuchforschung (Bielinska/Schierholz 2017, S. 2 ff.). Das wissenschaftliche Interesse an Wörterbuchkritik ist mau. In Kultur und Gesellschaft ist es seit mindestens 15 Jahren unschicklich, besonders kritisch zu sein und die Kritik dezidiert zu äußern, aber es ist schon beschämend, dass die unterentwickelte Streitkultur – in der Verweigerung dazu oftmals mit dem Ausdruck *political correctness* verhüllt – inzwischen auch die Wissenschaft erreicht hat. Festgestellt ist das aktuell für den Bereich der Kritik an Wörterbüchern, belegbar an der geringen Zahl der Rezensionen, sei es zu historischen Wörterbüchern (Bergmann/Klosa 2017; Müller 2017), sei es zu anderen (u.a. Nied Curcio 2017). Das geringe Interesse seitens der Wissenschaft wird schwerwiegende Folgen haben; denn langfristig wird dadurch die Qualität der Produkte sinken. Was bei Reisegepäckversicherungen, Eiern, Dieselfahrzeugen, Smartphones, Gartenstühlen, Teppichfußböden und Finanzdienstleistungen galt und gelten wird, betrifft auch Wörterbücher. Es muss Tests, Prüfungen, Vergleiche, Kontrollen und Bewertungen geben.

3. Die **Historische Wörterbuchforschung** hat das gesamte Spektrum der historischen Sprachforschung und historischen Lexikographie zum Gegenstand sowie auch die Analyse historischer Wörterbücher. Die Historische Wörterbuchforschung hat eine wichtige kulturhistorische Aufgabe, weil sie Rückschlüsse auf vergangene Sprachstadien, aber auch auf frühere gesellschaftspolitische Zustände ziehen kann.⁶ Das hervorgehobene Forschungsfeld bildet die Semantik, die Wort- und Textgeschichte sowie die Sprachgeschichte als Ganzes, weil die Bedeutung historischer Belege und das Erstellen historischer Wörterbücher besondere Kenntnisse zu der jeweiligen Sprachstufe bzw. Epoche verlangt (vgl. u.a. Reichmann 1990, 2012; Lobenstein-Reichmann 2017). Die Historische Wörterbuchforschung ist insgesamt in ihren Forschungsaktivitäten relativ gut aufgestellt.
4. Die **Systematische Wörterbuchforschung** versucht die Forschungsbemühungen selbst zu strukturieren, Wörterbücher nach Typen zu ordnen und einen theoretischen Rahmen für den lexikographischen Prozess und die lexikographische Praxis zu geben. Viele der hier erforderlichen Teiltheorien sind u.a. bei Wiegand (1998) ausgearbeitet. Es fehlt eine Theorie zum Wörterbuchinhalt, also zum semantischen Kommentar, zu den Bedeutungs- und Beispielangaben. Es fehlen auch systematische Arbeiten zur Dokumentationsfunktion in Sprach- und Sachwörterbüchern, und es fehlt eine systematische Grundlagenforschung zur Internetlexikographie.

⁶ Zur Fachliteratur vgl. zusammenfassend Kirkness (2016, S. 59).

2.2 Lexikographie

(a) Die **Theorie zur lexikographischen Praxis** hat den gesamten lexikographischen Prozess von der Konzeption über die theoretische Reflexion der Wörterbuchinhalte bis hin zur praktischen Umsetzung und Durchführung des konkreten Projekts zum Gegenstand.

1. Eine Theorie zum lexikographischen Prozess liegt sowohl für Printwörterbücher (Wiegand 1998, S. 133 ff.) als auch für elektronische Wörterbücher (u.a. Müller-Spitzer 2007; Klosa/Tiberius 2016) vor. Auch für kollaborative Wörterbücher ist die Konzeption gut beschreiben (vgl. u.a. Meyer/Gurevych 2014, S. 191 ff.). Folgt man den theoretischen Vorgaben, so lassen sich qualitativ hochwertige Wörterbücher erstellen. Für Neukonzeptionen ist zu beachten, dass vor Beginn eines Projekts die Benutzungsbedürfnisse der Adressatengruppe erfasst werden (u.a. Müller-Spitzer 2016b; Klosa 2014, S. 32).
2. In den letzten 15 Jahren hat die Menge an Fachliteratur zur Lexikographie verglichen mit der Menge in den 15 Jahren vor 2003 abgenommen. Themen gäbe es allein aufgrund des medialen Wandels von Print zu Online genug.
3. Die Arbeiten Wiegands beziehen sich fast immer auf die Sprachlexikographie. Inwieweit sich die Ergebnisse auf die Sachlexikographie und damit auch auf die gesamte Fachlexikographie übertragen lassen, ist bislang nicht erwiesen.
4. Der semantische Kommentar ist in der Sprachlexikographie zur Gegenwartssprache ein bislang selten behandeltes Thema.
5. Die Dokumentationslexikographie des Deutschen hat im 18. Jahrhundert mit dem „Teutsch-Lateinischen Wörter-Buch“ von Frisch (1741) eingesetzt (Kühn/Püschel 1990, S. 2054). Das Ziel der Dokumentationslexikographie ist die äußere Vollständigkeit, der Zweck ist die Stärkung einer kulturellen Identitätsbildung; gefördert werden darauf bezogene Projekte aufgrund nationaler, staatlicher, politischer, administrativer, wissenschaftlicher und kultureller Interessen (vgl. u.a. Hausmann 1989, S. 5; WLWF 2017, S. 83 f.). Für die Historische Lexikographie ist die Dokumentation ein Prinzip, für die Gegenwartslexikographie spielt sie eine nachgeordnete Rolle.

(b) Für die **praktische Lexikographie** zur Gegenwartssprache soll der Ausgangspunkt der Überlegungen die seit etwa der Jahrtausendwende wiederholt zu hörende Feststellung sein, die praktische Lexikographie, insbesondere die Verlagslexikographie, stecke in einer Krise (vgl. u.a. Klosa 2014, S. 30 f.; Müller-Spitzer 2016a, S. 277 f.).

Der Aufsatz von Alan Kirkness zu den „Riesenschildkröten“ zeigt für die deutschsprachige akademisch-wissenschaftliche Lexikographie ein wechselhaftes Bild: Nach Kirkness (2016, S. 20 ff., 60 ff.) steht es um die wissenschaftlich-histo-

rische Lexikographie des Deutschen zurzeit nicht schlecht. Sie weist eine beeindruckende Vielfalt auf, und es gibt ausreichend viele Langzeitprojekte, in denen die Sprachstadien des Deutschen, Mundarten, ausgewählte Systeme der Lexik, Fachgebiete, Autoren u.v.m. bearbeitet werden. Teilweise sind diese Projekte abgeschlossen (Schiller-Wörterbuch im Jahr 2018), teilweise machen die Projekte sehr gute Fortschritte (Frühneuhochdeutsches Wörterbuch, Deutsches Rechtswörterbuch), teilweise geht es zu langsam voran (Goethe-Wörterbuch). Dass es für die Bearbeitung insbesondere im Rahmen der Digitalisierung Veränderungen, Korrekturen, Straffungen, Erweiterungen, Schwierigkeiten, Verzögerungen gibt, sollte nachvollziehbar sein. Oftmals stehen hinter solchen Änderungsentscheidungen finanzielle Zwänge, manchmal aber auch mangelhafte Konzeptionen. Allerdings ist die finanzielle Gesamtsituation in Deutschland momentan so gut wie vielleicht nie zuvor, sodass Geldmangel nicht mehr der allein ausschlaggebende Grund sein darf. Zu diskutieren ist aber, ob wissenschaftspolitische Entscheidungen bestimmte Projekte gefährden und inwieweit der Öffentlichkeit bzw. der Wissenschaft die Entscheidungsargumente bekannt sind. So ist es wohl weitgehend unklar, warum ausgerechnet die Arbeiten am Grimm'schen Wörterbuch (= DWB) eingestellt worden sind. Kirkness (2016, S. 88) zitiert Riecke (2013) mit dem „Meuchelmord“ am DWB, wobei er sich auf die Arbeitsstellenauflösung in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) im Jahre 2012 bezieht und sich kräftig über das Vorgehen dort beklagt. Kirkness konnte im Jahre 2015, als er seinen Artikel geschrieben hat, nicht wissen, dass das nur der erste Akt des Meuchelmord-Dramas war, der zweite Akt wurde 2017 abgeschlossen. Man muss akzeptieren, wenn an der Konzeption eines Großprojekts Mangelhaftes entdeckt worden ist, man kann aber fragen, ob es wissenschaftspolitische Interessen gab, das Projekt einzustellen. Und man fragt sich, warum das DWB jetzt als ein Torso verbleibt, für den nur die Buchstabenstrecke A–F neu bearbeitet ist. Und man wundert sich, warum das DWB in seiner historischen Fassung von 1960 auf der DWDS-Plattform steht. Festhalten muss man, dass die wissenschaftlich-historische Lexikographie des Deutschen in Bezug auf das DWB nicht gut aufgestellt ist, und es ist völlig unverständlich, dass eine Neubearbeitung des DWB als Grimm 21 überflüssig sein soll (vgl. Kirkness 2016, S. 88 ff.).

Die Verlage steckten in einer Krise, die mit dem Aufkommen der Internetlexikographie begann (vgl. auch Klosa 2014, S. 30; Müller-Spitzer 2016a, S. 278). Verlage hatten traditionell Erfolg beim Auflegen von Printwörterbüchern und der Boom, den ihnen der langwierige Prozess der Rechtschreibreform mit immer neuen Rechtschreibwörterbüchern beschert hat, hat lange die veränderte Marktsituation verschleierte, sodass Verlage die Entwicklung verschlafen haben. Und sie haben auch nicht reagiert, als die ersten bedrohlichen Szenarien aufkamen. Das ist nun allerdings nichts Ungewöhnliches in der kapitalistischen Welt. Marktveränderun-

gen, Marktmachstreben, Gewinnmaximierung, Konkurrenzkampf, Produktverdrängungen finden ständig statt. Man denke nur an die Textverarbeitungsprogramme, die in den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts noch gleichwertig nebeneinander konkurrierten. Man kann diese Prozesse auch bei Prozessoren für Computer, bei deutschen Airlines, bei Baumärkten, bei Suchmaschinen beobachten. Wir werden das auch bei Automarken noch erleben, wenn Google und Amazon statt Mercedes und Audi in der Garage stehen. Bei den Wörterbuchverlagen hat die Marktberreinigung stattgefunden und von den kommerziellen Anbietern hat Duden überlebt, Langenscheidt und Pons auch. Allerdings kann man bei allen eine Ausdehnung des Angebots auf Nachbarprodukte wie Lernersoftware, Sprachenapps, Lehrbücher etc. beobachten. Man kann zurzeit davon ausgehen, dass es Duden online auch in zehn Jahren noch geben wird, und das ist aus Sicht der Metalexikographie auch gut so.

2.3 Wörterbücher

Gibt es also eine Krise der Wörterbücher? Wahrscheinlich gibt es heute mehr Wörterbücher als vor 30 Jahren. Die Zahl kommt durch die Vielzahl kleiner Wörterbücher zustande, die von Laien zu einem Spezialthema erstellt und dann kostenfrei ins Netz gestellt werden. Unsicher ist die Qualität dieser Nachschlagewerke. Um diese Wörterbücher soll es im Weiteren nicht gehen.

Groß ist auch die Zahl an bilingualen Ressourcen, die zum Zwecke der Übersetzung verwendet werden können. Es lassen sich einfache Wortäquivalentlisten wie bei LEO, zweisprachige Wörterbücher bei PONS oder Linguee (mit Parallelkorpusbelegen)⁷ erfolgreich benutzen. Es ist Aufgabe der Wörterbuchkritik und der Fremdsprachenforschung, diese Ressourcen zu beurteilen, und es ist die Aufgabe der Bildungsinstitutionen an Universität, Fachhochschule und Schule, die Benutzer intensiver als bisher mit dem gelegentlich unübersichtlichen Angebot an Nachschlagewerken vertraut zu machen und die Vor- und Nachteile bzgl. der Benutzung zu lehren.

Das Krisengerede kann sich aber auch auf die Inhalte der allgemeinen einsprachigen Wörterbücher bezogen haben oder beziehen. Für Duden online kann das nach eigener Einschätzung nicht zutreffen. Die Benutzung ist wegen der hohen und sehr lebendigen Werbeeinblendungen widrig, aber die lexikographischen Angaben sind zuverlässig und die Lemmaabdeckung stets aktuell. Wiktionary ist in der letzten Zeit stark angewachsen, sodass hier zeitnah eine Prüfung

7 Vgl. <https://www.leo.org/>, <https://de.pons.com/>, <https://www.linguee.de/> (alle Stand: 25.7.2018).

des Inhalts einzufordern ist. Auf das DWDS wird im Folgenden genauer eingegangen, Fachwörterbücher sind nur im jeweiligen Fach interessant und über abgebrochene Projekte soll hier nicht diskutiert werden. Betrachtet man aktuell das Datenangebot zu allgemeinen Nachschlagewerken in der Internetlexikographie, so ist die Lage generell besser als vor etwa fünf Jahren.

2.3.1 DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache⁸

Das DWDS in seiner Präsentation als DWDS-2 (seit 23.8.2016) ist ein Informationssystem (auch: Informationsportal) zur deutschen Sprache, das auf der Basis des „Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache“ (= WDG), weiterer Wörterbücher oder Wörterbuchteile und mit verschiedenen Textkorpora Benutzern die Möglichkeit bietet, sich über die Lexik des Deutschen zu informieren. Das DWDS hatte Mitte 2015 insgesamt 465.000 Einträge (Kirkness 2016, S. 102) und bis zum Februar 2018 haben sich hier keine Änderungen im Lemmabestand ergeben (DWDS-Startseite, 22.2.2018).

(a) Stellen wir uns einen naiven Benutzer-in-actu vor, der auf der DWDS-Seite gelandet ist, verwiesen von einer anderen Website oder zufällig, gleichwohl man sich dies schwerlich vorstellen kann, denn in den letzten sechs Monaten habe ich die Erfahrung gemacht, dass ich bei der Eingabe eines Ausdrucks in das Suchformular von Google nie beim DWDS lande, sondern – je nach Ausdruck – bei Duden, Wikipedia oder anderen Websites. Dieser Benutzertyp „naiver Benutzer“ trägt in das Suchformular auf der DWDS-Startseite etwas ein und erhält dann ein mehr oder weniger umfangreiches Datenangebot, sodass er diejenige Angabe auswählen kann und auch muss, die er als die richtige Antwort einstuft. Es kann angenommen werden, dass dieser naive Benutzer die erste oder zweite (in seinem Sinne) beste Angabe wählt, weil er wegen Reizüberflutung (z.B. bei „Masse“, „Rasse“, „Klasse“) nicht navigierfähig ist.

(b) Stellen wir uns einen studentischen Benutzer vor, der ein gewisses Interesse an Nachschlagewerken hat, der das DWDS zum ersten Mal benutzt, sodass er nicht nur eine Suchanfrage mit der Erwartung einer schnellen Antwort stellt, sondern sich vor der Suchanfrage mit den auf der DWDS-Startseite gezeigten Ressourcen „Wörterbücher“, „Textkorpora“ und „statistische Auswertungen“ befasst (Abb. 1). Klickt dieser Benutzer auf „Wörterbücher“, folgen fünf Überschriften: „DWDS-Wörterbuch“, „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“, „Duden: Großes

⁸ Führt man auf der Startseite (<https://www.dwds.de/>) oben links mit der Maus auf das Akronym „DWDS“, so erscheint die Akronymenauflösung „Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache“.

Wörterbuch der deutschen Sprache“ (= GWDS), „Etymologisches Wörterbuch“, „Das Deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (Erstbearbeitung)“, „openthesaurus“.

Unter „DWDS-Wörterbuch“ steht, dass dieses auf dem WDG und auf Teilen des GWDS basiert. Zum WDG erhält man wesentliche Informationen zu dessen Entstehung, zur Digitalisierung und zur Überführung der Daten in eine Datenbank sowie einen kurzen historischen Abriss zur Entstehung des eWDG von 2002 bis 2009. Zum 10-bändigen GWDS erfährt man, dass aus der Druckversion von 1999, die mehr als 200.000 Stichwörter enthält, die „Bedeutungsbeschreibungen für knapp 70.000 Stichwörter angezeigt werden“ können. Zu anderen Wörterbüchern werden Kurzinformationen zu deren Entstehung, zu Umfang und Inhalt gegeben. Welche Zusammenhänge zwischen den genannten Wörterbüchern und dem DWDS bestehen, wird nicht erläutert. Ein studentischer Benutzer wird mit dem Datenangebot des DWDS vermutlich umgehen können, solange er keine kritischen Fragen hat oder sich die Details des Datenangebots anschaut.

Abb. 1: DWDS-Startseite (Februar 2018)

(c) Stellen wir uns einen Wörterbuchforscher vor, der die Startseite des DWDS betrachtet, um die Ressourcen in ihrer Funktionalität und Brauchbarkeit zu prüfen und das Datenangebot kritisch auszuwerten. Alan Kirkness (2016, S. 108) hat

sich positiv zur Benutzerschnittstelle des DWDS geäußert, aber er hat seine Beobachtungen schon im Herbst 2015 gemacht, als das DWDS, bei Kirkness ²DWDS in Abgrenzung zu ¹DWDS, in einer Beta-Version neu zur Verfügung stand. Kirkness kann zugestimmt werden, dass die Startseite übersichtlich und nicht überladen ist, dass man gut navigieren kann. Das Angebot von Korpusabfragen und statistischen Auswertungen in Verbindung mit einem Wörterbuch entspricht modernen Anforderungen an die und Vorstellungen zur Internetlexikographie (vgl. u.a. Engelberg/Storrer 2016, S. 51 ff.).⁹ Das gesamte System scheint für lexikologische Analysen zur deutschen Sprache gut brauchbar zu sein, die Abfragemöglichkeiten sind auf den ersten Blick vielseitig einsetzbar. Man mag als kritischer Wörterbuchforscher, aber auch als Korpuslinguist, Lexikologe und Sprachstatistiker aufgefordert sein, einen Vergleich zum Datenangebot anderer Portale (z.B. am IDS) durchzuführen, um dies zu überprüfen.

Allerdings mag sich der Metalexikograph schon auf der Startseite auch die Frage stellen, worin der Unterschied zwischen dem „Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache“ und dem „Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart“ besteht und warum das nicht auf der Startseite in strukturierter Form erläutert wird. Die Frage des studentischen Benutzers zu den Zusammenhängen der einzelnen im DWDS verwendeten Wörterbücher und der übrigen Ressourcen wird auch der Metalexikograph haben.

Die zu den „Textkorpora“ und zu den „statistischen Auswertungen“ angegebenen Daten sind übersichtlich, sollten aber aus korpuslinguistischer Perspektive genauer unter die Lupe genommen werden. Dabei wäre auf jeden Fall zu berücksichtigen, dass im Untertitel werbewirksam von „Dreizehn Milliarden Belegen“ die Rede ist, obwohl nur 5,5 Milliarden Tokens zur Verfügung stehen, von denen für den Benutzer-in-actu normalerweise nur 2,1 Milliarden Tokens frei recherchierbar sind.¹⁰ Weiterhin ist zu beachten, dass das DWDS-Kernkorpus-20, auf das bei den Abfragen im DWDS-System am häufigsten zugegriffen wird (siehe unten), für den Zeitraum von 1900 bis 1999 je Dekade zwischen 10,5 und 13,4 Mill. Tokens zur Verfügung stehen. Das ist verglichen mit anderen Korpora des Deutschen (z.B. aus DeReKo am IDS) für den Zeitraum nach 1945 nicht viel. Schließlich sei noch ein terminologischer Hinweis gegeben: „Belege“ sind „exzerpierte Textausschnitte“ (WLWF 2010, S. 662), aber nicht Tokens, und Korpora bieten zunächst einmal nur Tokens, welche natürlich zu Belegen werden können.

⁹ Auch im Rechtschreibduden sind im Vorspann sprachstatistische Angaben zu finden.

¹⁰ Entgegen der Mitteilung auf der DWDS-Anmeldeseite ist auch nach der Anmeldung mit eigenem Benutzerprofil eine Recherche im Korpus „Neues Deutschland“ nicht möglich (Stand: Februar 2018).

Als Beispiel einer Suchanfrage sei das Lemma „Dynastie“ gewählt, zu dem man auf der Suchergebnisseite hinter dem Lemmazeichen eine Angabe zum Gebrauch des Artikels und unmittelbar darunter den Formkommentar erhält, der aus Grammatik-, Aussprache-, Worttrennungs-, Herkunfts- und Wortbildungsangaben besteht (vgl. Abb. 2).

The screenshot shows the DWDS website interface. At the top, the search bar contains the word 'Dynastie'. Below the search bar, the word 'Dynastie, die' is displayed. To the right, there is a 'Worthäufigkeit' (Frequency) graph showing the word's usage over time. Below the graph, there are links to 'Ältere Wörterbücher' (Older dictionaries) and 'Korpustreffer' (Corpus hits). The main section is titled 'Bedeutungen' (Meanings) and contains a list of meanings, with the first one being '1. Herrschergeschlecht; Herrscherhaus'. Below this, there is a 'BEISPIEL:' (Example) section with a text snippet and a citation. The right sidebar contains a 'Korpustreffer' section with links to various corpora and dictionaries.

Dynastie, die

Grammatik Substantiv (Femininum) · Genitiv Singular: **Dynastie** · Nominativ Plural: **Dynastien**

Aussprache **ˈdʏˌnas̩t̪i**

Werttrennung **Dy-nas-tie**

Herkunft Griechisch

Wortbildung mit ›Dynastie‹ als Letztglied: [*Besitzerdynastie](#) · [*Leitlinie](#) · Ableitung von ›Dynastie‹: [*dynastisch](#)

Bedeutungen Etymologie Thesaurus Typische Verbindungen Verwendungsbeispiele

Bedeutungen (Duden 8803, 1999 und Duden 8803, 2018)

1. Herrschergeschlecht; Herrscherhaus

BEISPIEL:

[...] Jahrhundertlang hat sich der Adel mit anderen adeligen Familien zu seinem eigenen Vorteil verbündet. Am berühmtesten sind die Habsburger, die so klug geheiratet haben, dass eine **Dynastie** die ganze Welt beherrscht hat. (Die Wölfe, 16.11.2016)

metonymisch [...] erst im Jahr 221 vor Christus gelang es dem Qin-Kaiser Shi Huangdi, ein Reich mit einheitlicher Sprache und Verwaltung zu schaffen. Dieser erste Kaiser gilt den Chinesen bis heute als grausamer Tyrann, auch währte seine **Dynastie** nur kurz. (Süddeutsche Zeitung, 08.07.2009)

Vor dem 1. Weltkrieg gab es in Europa 17 Monarchien und drei Republiken. Die **Dynastien** der Romanows, der Hohenzollern, der Habsburger und der Osmanen waren beherrschend. (Frankfurter Rundschau, 08.12.1999)

Unter den Monarchen der 19. Dynastie, die nach Venedig auslief, der ersten Dynastie...

Worthäufigkeit

Ältere Wörterbücher

- Grimmches Wörterbuch (1854) (0)
- Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (DWG) (1)

Korpustreffer

Referenzkorpus

- DWDS-Korpus (1900–1999) (673)
- DWDS-Korpus 21 (2000–2010) (11)
- Deutsches Textarchiv (1473–1927) (1071)

Abb. 2: Formkommentar zum Lemma „Dynastie“ im DWDS

Unterhalb des Formkommentars stehen nebeneinander fünf Kacheln („Bedeutung“, „Etymologie“, „Thesaurus“, „Typische Verbindungen“, „Verwendungsbeispiele“), zu denen die wichtigsten enthaltenen Angabetypen bzw. Charakterisierungen sind: Unter „Bedeutungen“ findet man Bedeutungsangaben inklusive Beispiel- und Kollokationsangaben sowie eine Quellenangabe mit Jahreszahl, die möglicherweise das Bearbeitungsjahr¹¹ bezeichnet. Scrollt man nach unten, folgt unter „Etymologie“ ein Wörterbuchartikel zum Lemma¹² aus dem Etymologischen Wörterbuch von Wolfgang Pfeiffer, unter „Thesaurus“ stehen Angaben aus www.

¹¹ Zu „Dynastie“ findet man allerdings die schwer zu entschlüsselnde Angabe „Duden GWDS, 1999 und DWDS, 2018“.

¹² Hier gibt es mindestens eine Ausnahme: Zum Lemma „Lexikographie“ wird der Artikel zu „Lexikon“ aus dem Etymologischen Wörterbuch angegeben.

openthesaurus.de inklusive einer Monats- und Jahresangabe, unter „Typische Verbindungen“ computergenerierte Angaben aus dem „DWDS-Wortprofil“ und unter „Verwendungsbeispiele“ Beispielangaben, die vom „DWDS-Beispielextraktor“ erstellt werden. Es soll an dieser Stelle nicht auf die Arbeitsweise in diesen fünf Komponenten eingegangen werden; denn dazu gibt es im DWDS an verschiedenen Stellen Umtexte, die die Komponenten erläutern. Ob das in ausreichender Genauigkeit geschieht, soll hier nicht Gegenstand systematischer Analysen sein. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass diese fünf Komponenten nicht bei jeder Suchanfrage zur Verfügung stehen.

Alan Kirkness hat das DWDS als „aktiver Nutzer“ und als „externer und teilnehmender, selten teilnehmender Beobachter“ (Kirkness 2016, S. 18 f.) benutzt, und somit befindet er sich – auch aufgrund seiner eigenen lexikographischen Erfahrungen – auf der Stufe des Metalexikographen. Im Folgenden sollen einige seiner Analysen als Ausgangspunkt genommen werden, um das DWDS aus der Perspektive 2018, gelegentlich im Vergleich zu 2015, zu benutzen und um einige wichtige Ergänzungen anzufügen.

2.3.1.1 Homonyme

Der Umgang mit Homonymen (bei Kirkness 2016, S. 110 „Homographen“) macht dem DWDS erhebliche Probleme.

(a) Zu den Lemmazeichen „Geist¹“ und „Geist²“ werden die zugehörigen jeweiligen Bedeutungsangaben aus dem WDG übernommen. Die übrigen Daten, die aus den Komponenten des Wortauskunftssystems kommen, werden nicht den jeweiligen Homonymenlesarten zugeordnet. Vergleicht man im Jahr 2018 (Stand: 7.2.2018) die Beschreibungen Kirkness' mit dem aktuellen Stand, so hat es offensichtlich seit 2015 weder bei „Geist¹“ noch bei „Geist²“ Änderungen gegeben, obgleich sich bei „www.openthesaurus.de“ die Datumsangabe „(10/2017)“ findet. Die Wortfrequenzverlaufskurve ist noch immer für das Wort „Geist“ ohne die Homonymendifferenzierung erstellt.

(b) Bei einer Suchanfrage des Ausdrucks „Graph“ erhält man zunächst „Graph¹“ und „Graph²“, für die keine Bedeutungsangabe vorliegt und für die gemäß Amtlicher Rechtschreibung § 32 alternativ auch „Graf¹“ bzw. „Graf²“ geschrieben werden darf. Allerdings gilt das nicht umgekehrt: Nicht jeder „Graf“ darf „Graph“ geschrieben werden. Somit ist es merkwürdig, dass im DWDS unter „Graph¹“ (der Graph/Graf), aber auch zu „Graph²“ (das Graph/Graf) der Artikel zu „Graf“ (in der Bedeutung als Adelstitel) aus dem Etymologischen Wörterbuch erscheint.

Sucht man im DWDS nach „Graf“, so werden drei Homonyme angeboten: „Graf¹“ ist der Adelstitel mit einem eigenen Wörterbuchartikel, „Graf²“ ist „der Graf/Graph“ und „Graf³“ ist „das Graf/Graph“, sodass fünf Lemmata zu betrach-

ten sind, die hier zur besseren Übersichtlichkeit mit „1-“ bis „5-“ durchnummeriert werden: 1-der Graph/Graf; 2-das Graph/Graf; 3-der Graf; 4-der Graf/Graph; 5-das Graf/Graph. Dabei sollte Nr. 1 (der Graph/Graf) Nr. 4 (der Graf/Graph) entsprechen und Nr. 2 (das Graph/Graf) Nr. 5 (das Graf/Graph). Ein Vergleich des Datenangebots zeigt jedoch:

1. Nur zu 3-der Graf (Adelstitel) liegt eine Bedeutungsangabe vor.
2. Die Angabe aus dem Etymologischen Wörterbuch ist fünfmal die gleiche und bezieht sich immer auf den Adelstitel (3-der Graf) (Abb. 3).

Etymologie

Graf · gräfllich · Grafschaft

Graf m. erblicher Adelstitel, ahd. grāvo (8. Jh.), mhd. grāve ‚Vorsteher des königlichen Gerichts, Verwalter‘, asächs. grāvio, mnl. grāve, nl. graaf, daneben mit Umlaut afries. grēva, mnd. mnl. grēve. Die Etymologie ist ungewiß. Man hat versucht, von in der Bedeutung übereinstimmendem aengl. gerēfa (erhalten als zweiter Bestandteil in engl. sheriff) auszugehen, einer Präfixbildung, deren ...Mehr

Abb. 3: Etymologie zu „Graph“ im DWDS (7.2.2018)

3. Die Thesaurusangaben zu 1-der Graph/Graf und 2-das Graph/Graf sind identisch (vgl. Abb. 4).
4. Die Thesaurusangaben zu 3-der Graf, 4-der Graf/Graph und 5-der Graf/Graph sind identisch (vgl. Abb. 5).

Thesaurus

Synonymgruppe

Objekt aus Knoten und Kanten ● Graph fachspr.

Synonymgruppe

↗Graf · Graph · ↗Kurve · ↗Kurvenverlauf · ↗Plot

Mathematik

Synonymgruppe

Funktionsgraf · Funktionsgraph · ↗Graf · Graph

Linguistik/Sprache

Synonymgruppe

↗Letter ↗Schriftzeichen ↗Symbol ● ↗Glyphe fachspr. Graph fachspr. ↗Graphem fachspr.

Abb. 4: Thesaurusangaben im DWDS zum Lemma „Graph“

5. Die Thesaurusangaben zu 1-der *Graph/Graf* und 4-der *Graf/Graph* sind nicht identisch.
6. Die Thesaurusangaben zu 2-der *Graph/Graf* und 5-der *Graf/Graph* sind nicht identisch.

Thesaurus

Synonymgruppe

Graf ↗ Graph ↗ Kurve · ↗ Kurvenverlauf · ↗ Plot

Mathematik

Synonymgruppe

Funktionsgraf Funktionsgraph · Graf · ↗ Graph

Abb. 5: Thesaurusangaben im DWDS zum Lemma „Graf“

Ebenso sind die Angaben unter „Typische Verbindungen“ und unter „Verwendungsbeispiele“, die maschinell erzeugt sind, fünfmal die gleichen. Sie beziehen sich ausschließlich auf den Adelstitel.

Ob jeder Benutzer die Zuordnungen der Angaben zu „Graph“ bzw. „Graf“ korrekt interpretieren kann, ist fraglich und müsste anhand der genannten Beispiele bzw. ähnlich gestalteter Wörterbuchartikel in einer Benutzungsstudie geprüft werden.

Es gibt für den Zustand Erklärungen. (a) Die einzelnen Komponenten, aber insbesondere das DWDS-Wörterbuch, haben einen ungleichen Bearbeitungsstand, weil *work in progress* vorliegt. (b) Die automatische Korpusanalyse kann nicht semantisch spezifizieren. Das ist nicht verwunderlich, denn das wäre in der lexikalischen Semantik auch eine Sensation. Berücksichtigt man den momentanen Zustand am DWDS als *work in progress*, so müsste das Problem auf lange Sicht verschwinden, weil eine intellektuelle lexikographische Bearbeitung stattfinden wird. Allerdings muss man den DWDS-Verantwortlichen empfehlen, umgehend zu kennzeichnen, dass in den betroffenen Artikeln Fehler vorliegen können, weil die Überarbeitung noch ansteht. Das wäre benutzungsfreundlich.

2.3.1.2 Silbentrennungsangaben

Die Silbentrennungsangabe steht im DWDS im Formkommentar und wird durch einen Algorithmus automatisch generiert. Das wird durch „Worttrennung“ und „(computergeneriert)“ gekennzeichnet, solange der Wörterbuchartikel noch nicht überarbeitet ist. Allerdings treten Probleme mit der Silbentrennung auch bei Lemmata auf, die seit 2015 bearbeitet worden sind. Kirkness (2016, S. 111) beklagt

den „fragwürdigen Computereinsatz“ bei der Worttrennung und nennt als Beispiele „Am-bi-gu-ität“ und „Am-bi-gui-tät“, „Fa-mi-li-eni-dyll“, „Fa-mi-li-en-abend“, „Ge-gen-wart-sau-tor“. Letzteres war dann am 17.9.2015 korrigiert in „Ge-gen-warts-au-tor“ (ebd., Fußnote 217). Anfang Februar 2018 findet man im DWDS bei „Ambiguität“ die gleichen Angaben wie 2015, auch „Fa-mi-li-eni-dyll“ und „Fa-mi-lie-ni-dyll“ sowie „Fa-mi-li-en-abend“ (das ist eine korrekte Trennung!), allerdings ebenso die Rückkehr zu „Ge-gen-wart-sau-tor“.¹³

Abb. 6: Silbentrennungsangabe zu „Gegenwartsautor“ am 18.3.2018

Bereits vier Tage nachdem dies auf der IDS-Tagung vorgetragen worden war, ist dieser Fehler korrigiert worden (vgl. Abb. 6).

Im DWDS finden sich jedoch weitere Beispiele mit Silbentrennungsfehlern, wie ein Vergleich mit den Trennungsangaben, die man in Duden online findet, belegt (Tab. 1).

Es soll hier nicht systematisch weitergesucht werden. Die Angaben enthalten Fehler. Es sind Fehler, die die Grenzen der automatischen Erzeugung von Wör-

¹³ Korrekt laut Duden online (9.2.2018) sind Am-bi-gu-i-tät“, „Fa-mi-li-en-idyll“, „Fa-mi-li-en-abend“, „Ge-gen-warts-au-tor“.

terbuchangaben deutlich machen und auf die Notwendigkeit einer Bearbeitung durch einen Lexikographen hinweisen. Es sind aber auch Fehler, die die Qualität des DWDS mindern.

Tab. 1: Silbentrennungsangaben in Duden (1999) und im DWDS

Duden	DWDS		
An-nu-i-tät	An-nu-ität	und	An-nui-tät
Ak-tu-a-li-tät	Ak-tu-ali-tät	und	Ak-tua-li-tät
Kon-ti-nu-i-tät	Kon-ti-nu-ität	und	Kon-ti-nui-tät
Pro-mis-ku-i-tät	Pro-mis-ku-ität	und	Pro-mis-kui-tät
Au-gen-di-a-lekt	Au-gen-di-alekt	und	Au-gen-dia-lekt
Anal-ero-ti-ker	An-ale-ro-ti-ker	und	Ana-le-ro-ti-ker

2.3.1.3 Das Komponentenzusammenspiel

Wenn ein Informationsportal den Benutzern mehrere Komponenten zur Verfügung stellt, damit diese systematische und komplexere Recherchen betreiben können, als das in herkömmlichen Wörterbüchern der Fall ist, dann müssen diese Komponenten aufeinander abgestimmt sein, damit Benutzer ein homogenes Abfrageergebnis erhalten. Im Weiteren soll es um das Zusammenspiel zwischen der Suchanfrage, den Wörterbuchartikeln und den Belegen gehen, die sich aus den verschiedenen im DWDS vorgehaltenen Korpora extrahieren lassen. Kirkness (2016, S. 111 ff.) kritisiert u.a. die Angaben zu „Tort“, „Bus“ und „Cloud“. Im Folgenden soll das Datenangebot zu „Tort“ mit einer vertieften Analyse (Februar 2018) geprüft werden.

Sucht man im DWDS nach „Tort“, so ist das Datenangebot im DWDS-System auf den ersten Blick in Ordnung; denn es werden von allen Komponenten Daten angeboten. Einzig der bei den typischen Verwendungen angezeigte „Nationalpark“ irritiert. Er war schon 2015 da und führt zu Belegen, in denen es um den katalanischen Park „Aigües Tortes“ geht (vgl. auch Kirkness 2016, S. 112). Im Kernkorpus werden jetzt 37 von 46 Belegen angezeigt, bei Kirkness waren es 33 von 66 Belegen. Fehlerhaft sind (mit Jahreszahlangebe zur Herkunft der Belegstelle in Klammern) „Patrick Tort“ (1992), „In: Tort, a.a.O.“ (1997), „flankierende Tort.e am Eingang“ (1994), „J'ai tort“ (1989) und „Angel Perez TORT“ (1962). Im Deutschen Textarchiv (DTA) werden 186 Belegstellen angeboten (bei Kirkness waren es 163), von denen immerhin die meisten „Tort“ enthalten, aber etliche auch „dorts“, „thoreth“, „Dotz“, „Taret“, „Thuret“, „Thört“. Das Korpus „Neues Deutschland“ bietet 113 Belege, die aber aus urheberrechtlichen Gründen nicht anzeigbar sind – auch nicht, wenn man sich registriert hat (siehe oben, Fußnote 13). Für den

naiven Benutzer, vielleicht auch für den studentischen Benutzer, mag jetzt schon Rechercheschluss sein, aber der Metalexikograph wird sich möglicherweise mit der Abfragesprache der Suchmaschine DDC befassen.¹⁴ Bei Eingabe von „@Tort“ wird exakt nach der Graphemfolge „Tort“ gesucht, sodass „J’ai tort“ wegen der Kleinschreibung und „Angel Perez TORT“ wegen der Versalien nicht mehr angezeigt werden, aber „Tort.e“ und die Eigennamen „Tort“ bleiben.

An dieser Stelle werden zwei Dinge deutlich: (a) Wenn die Abfrage nur unter der Verwendung von Sonderzeichen zu exakten Ergebnissen führt, dann muss das auf der Website dominant präsentiert werden, und zwar so, dass es auch der Benutzer, der nicht Metalexikograph ist, erkennt und einsetzen kann. Ansonsten verfehlt das DWDS das Ziel, für „nichtwissenschaftliche Zwecke nutzbar“ zu sein, wie es auf der DWDS-Seite unter „Hintergrund“ heißt. (b) Wenn die Verwendung der Abfragesprache, also hier mit Einsatz des Klammeraffen, nicht zu zuverlässigen Ergebnissen führt, dann ist das DWDS nicht „für viele wissenschaftliche [...] Zwecke nutzbar“ (DWDS-Website).

2.3.1.4 Anzeige der Worthäufigkeit

Nach Eingabe eines Ausdrucks in das Suchformular generiert das DWDS-System ein Datenangebot, das oben rechts eine Kurve zur Frequenz des Ausdrucks enthält. Klickt man auf das Feld, in dem die Kurve angezeigt ist, erhält man zum Zeitraum des Wortvorkommens, beginnend frühestens im Jahre 1600, eine Wortfrequenzverlaufskurve, genannt „DWDS-Verlaufskurve“. Die Wortfrequenzverlaufskurven waren bei Kirkness (2016, S. 112 ff.) Anlass zur Kritik, z.B. zum Lemma „Bus“, das 2015 neu bearbeitet worden ist.

Der polyseme Wörterbuchartikel zu „Bus“ (mit der Bedeutung „Omnibus“ und „System der Datenübertragung“) hat auch im Februar 2018 noch ein starkes Ungleichgewicht, weil die Etymologieangabe, die Thesaurusangaben und die Typischen Verbindungen nur an die erste Bedeutung („Omnibus“) adressiert sind. Das ist umso erstaunlicher, weil es seit Herbst 2015 eine Bearbeitung gegeben hat; denn Verwendungsbeispiele werden im Februar 2018 nicht mehr angezeigt. Klickt man auf „Worthäufigkeit“, so erhält man die Wortfrequenzverlaufskurve (Abb. 7). Diese Kurve wird aus den Textkorpora des DWDS erstellt. Zur Klärung, warum „Bus“ zwischen 1600 und 1620 so häufig ist, sucht man im DTA für den Zeitraum 1600 bis 1620 und findet 50 Treffer von insgesamt 1.143, die „busse thun“, „Busse thut“, „mit seiner buß“, „zur Buß“ usf. enthalten. Wählt man den Zeitraum von 1907 bis 1927,

¹⁴ Es mag in der Dokumentation („Query Language Documentation“) Hinweise geben, auf welche Weise man die Abfrage noch besser filtern kann. Dem ist hier nicht nachgegangen worden.

so gehören die meisten Belege zu „Buße“ aber auch zu dem Namen „Busse“. Geht man ins DWDS-20, so enthalten die jüngeren Belege „Bus“ in der Bedeutung „Omnibus“, die Belege aus dem Zeitraum 1900–1920 enthalten den Namen „Busse“. Zieht man zum Vergleich die Verlaufskurve zu „Busse“ heran (Abb. 8), so erhält man die gleiche Kurve wie zu „Bus“. Sucht man nach „Buße“, so ändert sich die Kurve (Abb. 9) nach 1930; denn hier werden dann „Bus“ oder „Busse“ nicht mehr mitgezählt.

Abb. 7: Verlaufskurve zu „Bus“ (Februar 2018)

Nach dem Vortrag dieses Sachverhalts am 14.3.2018 war die Kurve zu „Bus“ bereits am 18.3.2018 geändert (Abb. 10), während die Frequenzkurven zu „Busse“ und „Buße“ unverändert waren. In der „Historie“ zum DWDS (kleiner Button „Historie“ in der rechten Spalte auf der DWDS-Startseite) ist diese Bearbeitung nicht vermerkt, da hier offensichtlich unter „Neueste Artikel“ nur die lexikographisch bearbeiteten Lemmata gelistet werden.

Im DWDS ist der Frequenzverlauf eine wichtige Informationsquelle, weil hier Sprachdaten zur Wortgeschichte abgefragt werden können. Unser naiver Benutzer wird die Fehler kaum registrieren, unserem Studenten wünschen wir die Entdeckung, damit seine Forschungsneugier unterstützt wird, dem Metalexikographen sträuben sich die Haare, denn auch für die Artikel, die zeitnah bearbeitet sind, entstehen Zweifel an der richtigen Konzeption für das Informationsportal, an dem erfolgreichen Zusammenspiel zwischen Korpusdaten und Wörterbuchartikel.

Abb. 8: Verlaufskurve zu „Busse“ (Februar 2018)

Abb. 9: Verlaufskurve zu „Buße“ (Februar 2018)

Abb. 10: Verlaufskurve zu „Bus“ (18.3.2018)

2.3.1.5 Aktualität

Das DWDS basiert auf dem WDG in der Fassung von 1977, der Erweiterung aus der Bearbeitung der Komposita des WDG sowie aus 70.000 Einträgen¹⁵ aus dem GWDS von 1999 (vgl. <https://www.dwds.de/d>). Die Dokumentation im DWDS lässt die Frage offen, ob es auch Wörterbuchartikel gibt, die an Lemmata adressiert sind, welche erst nach 1999 Eingang in die deutsche Sprache gefunden haben. Man wird natürlich davon ausgehen; denn ansonsten wäre das DWDS ja in seinem Lemmabestand veraltet. In Bezug auf die Wörterbuchartikeltexte ist das DWDS jedoch zurzeit überall dort ein allgemeines historisches Sprachwörterbuch des Deutschen bis zur Jahrtausendwende, wo es noch keine Überarbeitung der Wörterbuchartikel aus dem WDG oder Einspielungen aus dem GWDS gegeben hat. Das bedeutet aber nicht, dass die letzten 20 Jahre der Entwicklung der deutschen Sprache fehlen. Es hat im DWDS auch für den jüngsten Wortschatz des Deutschen Bearbeitungen gegeben, und zwar durch neue Wörterbuchartikel. Das ist natürlich auch notwendig, wenn Duden online allein in der Neuauflage im Jahre 2017 5.000 neue Wörter präsentiert. Daher soll das DWDS in Bezug auf die Aktua-

¹⁵ Unter „Einträgen“ werden wahrscheinlich „Wörterbuchartikel“ verstanden, obwohl das terminologisch im Fach *Wörterbuchforschung* unpräzise ist.

lität im Vergleich zu Duden überprüft werden. Die folgenden Daten sind das Ergebnis einer Recherche im DWDS (Februar 2018), ausgehend von einem Zeitungsartikel der SZ vom 7. August 2017,¹⁶ in dem es um die neuen Wörter in Duden online geht. Dazu einige Ergebnisse:

1. Mit einem Minimalartikel findet man im DWDS das Lemma „Lügenpresse“, zu dem unter „Bedeutung“ ausschließlich die Markierungsangabe „(besonders) abwertend“ und fünf Verwendungsbeispiele zu finden sind. Eine Bedeutungsangabe fehlt. Bereits am 18.3.2018 ist die Bedeutungsangabe zu „Lügenpresse“ entfernt worden, sodass die Komponente „Bedeutung“ in dem Artikel leer ist.
2. Ein unvollständiger Wörterbuchartikel, der einen automatisch generierten Formkommentar sowie Thesaurusangaben oder Typische Verbindungen oder Verwendungsbeispiele oder zwei von diesen Komponenten oder alle drei Komponenten enthält, liegt vor bei: *Drohnenangriff*, *Fake*, *Flüchtlingskrise*, *liken*, *Selfie*, *verpeilen*, *Wutbürger*. Zu einigen Lemmata findet sich der Hinweis: „Dieser Artikel wird im Rahmen des DWDS-Projekts von der Redaktion weiter ausgearbeitet.“ Selten gibt es Belege in den Referenzkorpora.
3. Die folgenden Wörter haben keinen Wörterbuchartikel, und nach der Suchanfrage auf der Suchergebnisseite wird der redaktionelle Hinweis gegeben, dass der Ausdruck nicht in den „gegenwartssprachlichen lexikalischen Quellen vorhanden“ sei. Außerdem wird ein automatisch generierter Formkommentar angezeigt sowie Typische Verbindungen und/oder Verwendungsbeispiele: *Pillepalle*, *Ramschniveau*, *Schmähgedicht*, *Sprachpanscher*, *Tüdelkram*, *Wertmasse* (Abb. 11). Problematisch ist, dass genau die gleiche Suchergebnisseite auch bei Wörtern erscheint, die es nachgewiesenermaßen gar nicht gibt, wie z.B. „Afrogermanistik“ (Abb. 12).
4. Die folgenden Wörter fehlen im DWDS. Das wird durch den Hinweis „Kein Eintrag [...] in unseren lexikalischen Quellen vorhanden“ angegeben: *entfreunden*, *facebooken*, *pixelig*, *rumeiern*, *Wissenschaftsterror*. Die Suche in anderen Korpora ist manchmal mit Erfolg möglich. Die Suche im DWDS-Korpus (1900–1999) ergibt meist keine Treffer. Bei „pixelig“ werden zwei Treffer angezeigt, die aber „aus urheberrechtlichen Gründen nicht anzeigbar“ sind; bei „rumeiern“ werden zwei Treffer angezeigt. Bei der Suche nach Fantasiewörtern („Phonemmorphem“), nach belegten Wörtern („Laiinnen“¹⁷) bzw. nach Fachtermini („Linksadjunktion“, „Dilativkomplement“) erhält man auf der Suchergebnisseite das DWDS-Korpus-20, obwohl dort keine Belege enthalten sind.

¹⁶ www.sueddeutsche.de/kultur/neue-auflage-des-duden-duden-enthaelt-neue-woerter-1.3619118 (Stand: 27.7.2018).

¹⁷ „Laiinnen“ hat 17 Belege im DWDS-Webkorpus aus dem Zeitraum 2004–2016 (Stand: 9.2.2018).

The screenshot shows the DWDS (Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache) search results for the term "Ramschniveau". The page layout includes a search bar at the top with the term entered. Below the search bar, a message states that "Ramschniveau" is not found in the lexicographical sources, but information is provided automatically. The main section, titled "Ramschniveau, das", defines it as a Substantiv (Neutrum) - Genitiv Singular: Ramschniveaus - Nominativ Plural: Ramschniveaus (jargonistisch). It also lists the Wortbildung (Ramsch + -niveau) and Wortart (Substantiv). To the right, there is a "Worthäufigkeit" (Frequency) graph showing the term's usage from 1950 to 2010. Below the graph, a list of "Ältere Wörterbücher" (Older dictionaries) and "Korpustreffer" (Corpus hits) is provided. The "Korpustreffer" section lists various corpora where the term appears, such as the DWS-Korpus, DWS-Korpus 21, DWS-Korpus 22, and several newspapers like the Berliner Zeitung and Tagesspiegel. A "Verwendungsbeispiele" (Usage examples) section at the bottom provides a sentence: "Die aktuelle Bewertung legt die Karten über den sogenannten Ramschniveau." and mentions that the term is used by General Motors (GM) and Ford.

Abb. 11: Suchergebnisseite zu „Ramschniveau“ (Februar 2018)

The screenshot shows the DWDS search results for the term "Afrogermanistik". The page layout is similar to the previous one. The search bar at the top contains the term. A message indicates that "Afrogermanistik" is not found in the lexicographical sources, but information is provided automatically. The main section, titled "Afrogermanistik, die", defines it as a Substantiv (Femininum) - Genitiv Singular: Afrogermanistik (jargonistisch). It also lists the Wortbildung (Afro-germanistik) and Wortart (Substantiv). To the right, there is a "Worthäufigkeit" (Frequency) graph showing the term's usage from 1950 to 2010. Below the graph, a list of "Ältere Wörterbücher" (Older dictionaries) and "Korpustreffer" (Corpus hits) is provided. The "Korpustreffer" section lists various corpora where the term appears, such as the DWS-Korpus, DWS-Korpus 21, DWS-Korpus 22, and several newspapers like the Berliner Zeitung and Tagesspiegel. A "Verwendungsbeispiele" (Usage examples) section at the bottom provides a sentence: "„Afrogermanistik“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/de/Afrogermanistik>, abgerufen am 18.03.2018." and mentions that the term is used by General Motors (GM) and Ford.

Abb. 12: Suchergebnisseite zu „Afrogermanistik“ (Februar 2018)

5. Die folgenden Wörter fehlen: Zu *Brexit* und *Libera* liefert die Suchergebnisseite nur den Formkommentar mit Wortart, Kurzwort, Genus, Worttrennung. Bei *Sitzschuh* erhält man einen Formkommentar mit Wortart, Genus, Genitiv Singular-, Nominativ Pluralform, Worttrennung, Wortzerlegung sowie den redaktionellen Hinweis, dass der Ausdruck „nicht in unseren gegenwärtssprachlichen lexikalischen Quellen vorhanden“ sei. Bei „icke“ gibt es ausschließlich diesen redaktionellen Hinweis. Die automatische Generierung der Wörterbuchangaben sieht bei den Fantasiewörtern „Krokodilsbarren“, „Abseits-eigentor“ und „Halsbandhundezwinger“ so aus wie bei „Sitzschuh“.

2.3.1.6 Ein erstes Fazit

Es handelt sich hier um eine exemplarische Analyse des DWDS, für die einige Beobachtungen Kirkness' der Ausgangspunkt waren. Beim DWDS liegt *work in progress* vor, wie es für Online-Wörterbücher üblich ist und das bringt eine Menge Vorteile mit sich – allerdings auch Nachteile (vgl. Kirkness 2016, S. 110, 123).

1. Die Vielfalt des Datenangebots überzeugt eher nicht; denn allen nachgeschlagenen neuen Wörtern fehlt die Bedeutungsangabe, die aber gerade bei diesen Wörtern für den Nachschlagenden das Wichtigste sein dürfte und die wertvollste lexikographische Leistung darstellt. Das, was das DWDS unter „Bedeutung“ einfügt, ist nicht immer eine Bedeutungsangabe.
2. Für den Benutzer ist unklar, was er in welchem Zustand sieht: DWDS, GWDS, eWDG, Wörterbuchartikel in der Überarbeitung, nicht auf dem aktuellen Stand, mit und ohne Korpusbelege, Wörter, die nicht in den Quellen vorhanden sind, fehlerhaft adressierte Etymologieangaben u.v.m. Für einen Metalexikographen ist es bisweilen chaotisch und zugleich spannend, für einen durchschnittlichen Benutzer mehrfach eine Überforderung.
3. Das wissenschaftliche Arbeiten ist mit dem DWDS nicht zu empfehlen, weil nicht der letzte Bearbeitungsstand eines Artikels angezeigt wird. Die Änderungen zwischen dem 14.3.2018 und dem 18.3.2018 sind nicht dokumentiert. Die Hinweise zum Zitieren des DWDS finden sich in den *Nutzungsbedingungen/Hinweise zum Zitieren des DWDS/Zitat einer gesamten Ergebnisseite des DWDS*, dargestellt am Suchausdruck *Haus*: „*Haus*‘, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/wb/Haus>>, abgerufen am 20.02.2018“. Diese Zitationsweise ist für das wissenschaftliche Arbeiten nicht ausreichend.
4. Zum Informationsportal des DWDS:
 - 4.1 Die Ordnung und Systematik der Komponenten auf dem Portal ist nicht erkennbar, weil bei jeder Suchanfrage das Datenangebot auf der Suchergebnisseite unterschiedlich ist.

- 4.2 Die Platzierung einzelner Komponenten ist verbesserungsfähig. Das Etymologiewörterbuch gehört in die rechte Spalte (Kirkness 2016, S. 119, 125), das DWB hat keine erkennbare Verbindung zum DWDS, die Datenbasis für die Frequenzkurve ist nicht sofort klar.
- 4.3 Die Progression der Arbeiten am DWDS ist nicht dokumentiert. In Bezug auf das Datenangebot im Jahr 2015 im Vergleich zu 2018 gibt es viele Unklarheiten; etliche Fehler sind geblieben.
- 4.4 Das Zusammenspiel zwischen den Komponenten *Bedeutung*, *Etymologie*, *Thesaurus*, *Typische Verbindungen* und *Verwendungsbeispiele* ist nicht nachvollziehbar. Das Zusammenspiel zwischen Korpusdaten und Wörterbuchangaben funktioniert zu oft nicht.
5. Zur Konzeption des DWDS:
 - 5.1 Zum DWDS fehlt es an Transparenz in Bezug auf die metalexikographisch fundierte Konzeption für ein Langzeitprojekt.
 - 5.2 Es ist nicht klar ersichtlich, ob der Konzeption des DWDS eine Wörterbuchtheorie zugrunde liegt.
 - 5.3 Bezieht man die Projektbeschreibung aus dem Jahre 2010 ein (Zentrum Sprache 2010), so findet man dort u.a. die folgenden Aussagen: Das DWDS
 - „soll für unterschiedliche Interessenten gut und leicht benutzbar sein“,
 - soll „einen unmittelbaren praktischen Nutzen über den Kreis der Fachwissenschaftler hinaus entfalten“,
 - soll „die wissenschaftliche Grundlage für die Entwicklung speziellerer ein- oder zweisprachiger Wörterbücher [...] bereitstellen“,
 - „soll ein digitales Wörterbuch von großer Vollständigkeit aber zunächst noch geringer Analysetiefe“ sein,
 - wird in der Webpräsenz „hinsichtlich Benutzerfreundlichkeit und Ergonomie auf den neuesten Stand gebracht“.

Diese fünf Punkte sind bis heute nicht erfüllt. Wörterbücher, Wörterbuchartikel oder Wörterbuchangaben ohne lexikographische Bearbeitungen kann es auch zukünftig nicht geben. Sie sind nicht das Innovative bei Online-Wörterbüchern. Wenn Wolfgang Klein es noch vor Kurzem für realistisch hielt, mit dem DWDS „den Benutzer zu seinem eigenen Lexikographen machen“ zu können (Klein 2015, S. 294), so muss man diese Idee schon nach dieser kurzen Detailinspektion des DWDS als gescheitert einstufen.¹⁸

¹⁸ Ähnliches findet man bei Klosa (2014, S. 31) mit einem Zitat von Michael Rundell, aber schon in Kirkness (2016) wird belegt, dass es ohne die Bearbeitung durch einen Lexikographen kein qualitativ hochwertiges Datenangebot zur deutschen Sprache geben kann.

2.3.2 Alternativen

Als Konkurrenten zum DWDS sind in erster Linie Duden online und Wiktionary anzusehen, obwohl das Datenangebot und die Datenpräsentation bei beiden völlig anders aussehen. Es wird an dieser Stelle nicht möglich sein, die Datenanalysen zum DWDS mit diesen Internetwörterbüchern zu wiederholen, um daraus einen Vergleich für den Nutzen zu ziehen. Es wird bei einer Kurzcharakteristik bleiben müssen.

Wiktionary ist ein sogenanntes „freies Wörterbuch“, mit dem intendiert ist, dass „der gesamte deutsche Wortschatz und der aller anderen Sprachen frei zugänglich erfasst“¹⁹ wird. Wiktionary gibt es seit fast 14 Jahren, und es umfasst derzeit 669.024 deutschsprachige Einträge (25.2.2018).

Wiktionary gehört zum Typ des offenen-kollaborativen Wörterbuchs. Der Ausdruck „offenes-kollaboratives Wörterbuch“ ist ein metalexikographischer Terminus, der in das Fachgebiet der Systematischen Wörterbuchforschung fällt und noch nicht ausreichend präzise definiert ist. „Kollaborativ“ heißt, dass die Texte in Zusammenarbeit von mehreren Personen entstehen, sodass Mehrautorenschaft vorliegen kann, aber nicht vorliegen muss. „Offen“ heißt, dass es keine festgelegte Personengruppe gibt, die das Projekt konstituiert oder steuert, und dass die Autoren das Projekt freiwillig unterhalten und weiterentwickeln. Meyer/Gurevych (2014, S. 188) setzen die Ausdrücke „nutzergeneriertes Wörterbuch“ und „gemeinschaftlich erstelltes Wörterbuch“ dem Terminus „kollaboratives Wörterbuch“ gleich. Der Ausdruck „Nutzer“ ist in diesem Zusammenhang mehrdeutig und daher als Fachterminus ungeeignet.²⁰ Besser ist es, von *Mitarbeiter* zu sprechen. Diese beteiligen sich an der Neuanlage, Überarbeitung und Löschung von Wörterbuchartikeln und -strukturen, schreiben aber ebenso die Umtexte (vgl. ebd.).²¹ Bei Wiktionary liegt der Wörterbuchplanung ein „demokratischer Ansatz“ zugrunde, da die Wörterbuchkonzeption, die Instruktionen, die Organisation, aber auch die Festlegung von Wörterbuchartikelstrukturen u.a. im „Autorenportal“ auf der Basis festgelegter Entscheidungsbefugnisse abgestimmt werden (vgl. ebd., S. 191 ff.).

¹⁹ https://de.wiktionary.org/wiki/Wiktionary:_Über_das_Wiktionary (Stand: 26.1.2018).

²⁰ Das terminologische Problem, wie man in kollaborativen Projekten mit „user“, „prosumer“ (Lew 2014, S. 1), „wiktionarian“ und den gebräuchlichen deutschen Termini „Nutzer“ und „Benutzer“ (in der Wörterbuchforschung eindeutig unterschiedlich definiert) und „Autor“ umgeht, ist nicht gelöst, vgl. Wolfer/Müller-Spitzer 2016, S. 349). Ein kurzer Überblick zur Forschungsliteratur findet sich in Meyer/Gurevych 2014, S. 189 ff.).

²¹ Bei Melchior (2012, 2014) sind die Beteiligung und das Feedback in semi-kollaborativen Wörterbüchern (am Beispiel von LEO) nach „Nutzertypen“ ausgearbeitet.

Die Quellen, auf denen die lexikographischen Angaben in Wiktionary beruhen, sind andere Online-Wörterbücher, Printwörterbücher, Fachwörterbücher, Wikipedia sowie Zeitungstextkorpora und Internetquellen wie auch Blogartikel oder Foreneinträge. Letztere erweitern das Spektrum an Quellen, aber ungeklärt ist für diese Quellen die Datenpersistenz. Zudem müsste im Detail geprüft werden, wie oft und auf welche Weise Daten aus redaktionell erstellten Nachschlagewerken übernommen werden. Für die Lemmaselektion und das Artikelschreiben gibt es in Wiktionary keine Systematik, sodass Lemmalücken jederzeit auftreten können. Fachtermini sind nach den Analysen von Meyer/Gurevych (2014, S. 199 f.) gut vertreten, sogenannte „schwere Wörter“ (*Ehrgefühl, Fügsamkeit, Seelenruhe, Verletzlichkeit*) und einige Alltagsausdrücke (*Eierlöffel, Joggingsschuh, Wasserspeicher*) sind nicht bearbeitet (Stand: Februar 2018).

Für die Artikel gibt es verschiedene Status, die auf die Qualität des Inhalts hinweisen sollen; Artikel können nach festgelegten Kriterien als *stabil* oder als überarbeitungsbedürftig gekennzeichnet werden (Meyer/Gurevych 2014, S. 205 f.). Pro Artikel gibt es im Durchschnitt zehn Überarbeitungen, aber diese sind insgesamt exponentiell auf die Artikel verteilt. Es liegen wenige Artikel mit vielen Revisionen vor und sehr viele Artikel mit nur einer Revision (ebd., S. 203 f.). In den Arbeiten von Müller-Spitzer (2016a, S. 285 ff.) für 2014 und Wolfer/Müller-Spitzer (2016, S. 357) für 2015 wird diese Verteilung bestätigt. Von 881.272 Revisionshandlungen²² werden ca. 85% von 6.111 Mitarbeitern ausgeführt, wobei acht Mitarbeiter 38% aller Revisionen ausgeführt haben, 14 Mitarbeiter über die Hälfte der Revisionen (ebd., S. 354 ff.). In den quantitativen Auswertungen wird festgestellt, dass wenige Mitarbeiter einen Großteil der Arbeit in Wiktionary machen, dass viele Revisionen bei wenigen Artikeln vorliegen, dass aber sehr viele Artikel nur eine oder wenige Überarbeitungen erfahren haben. Ca. 30 Personen arbeiten intensiv in Wiktionary, sodass man nur schwerlich von kollaborativem Arbeiten sprechen kann. Schwarmintelligenz wird mit Sicherheit nicht genutzt. Wiktionary-Artikel fußen häufig auf den Inhalten redaktionell erstellter Wörterbücher, sodass wenig Innovatives in den Wörterbuchartikeln zu entdecken sei. Wiktionary reiche keineswegs an Wikipedia heran und sollte daher für andere Internetwörterbücher kein Konkurrent in Bezug auf den Inhalt und die Qualität der Artikel sein (vgl. u.a. ebd., S. 366). Die letzten Schlussfolgerungen sind allerdings nicht zwangsläufig als Ergebnis aus den quantitativen Analysen anzusehen, und müssen noch durch qualitative-vergleichende Analysen überprüft werden.

²² Datenauswertung im August 2015.

Duden online ist aus dem Verdrängungswettbewerb in der Verlagslexikographie als Sieger hervorgegangen. Man kann das aber auch so formulieren, dass Duden den längsten Atem hatte oder nur Glück hatte oder tatsächlich als einziges Unternehmen über die notwendige Qualität verfügte. Duden online steht im Google-Ranking weit oben, was nicht nur durch die hohe Zahl an Suchanfragen bedingt ist, sondern auch auf inhaltliche Überprüfungen seitens Google fußt. Die Meinung von Metalexikographen, dass im Duden die besten Bedeutungsangaben stehen, ist bekannt und dauerhaft. Sie gilt auch heute noch. Der Verlag kann auf sehr viel Substanz aufbauen, und zwar nicht nur in puncto Erfahrung, sondern in Bezug auf einen bewährten lexikographischen Arbeitsplatz, auf umfangreiche Textkorpora und auf lexikographisches Wissen und Erfahrung, wie man mit neuen Wörtern, mit Rechtschreibreformen, mit Lexik, Grammatik, Aussprache, Onomasologie, Etymologie, Zweifelsfällen u.a. umgeht. Dass das heute mit knapp zehn Mitarbeitern geschafft wird, ist erstaunlich, aber auch anerkennenswert. Auch bei der Einarbeitung von Neologismen steht Duden an erster Stelle. Werbewirksam werden neue Wörter präsentiert – 2017 auch medienwirksam im ARD-Morgenmagazin und anderswo. Allerdings ist es für den Benutzer von Duden online nicht ganz einfach, den Werbeschwall zu ertragen, der über einen hereinbricht und einen z.B. beim Nachschlagen von „Wohlgefühl“ mit Medikamenten gegen Hals- und Rückenschmerzen oder mit der letzten Reisebuchung konfrontiert. Dass man nach Eingabe eines Ausdrucks in das Suchfeld nicht sogleich zum vollständigen Wörterbuchartikeltext gelangt, sondern immer noch ein zweites Mal klicken muss, bringt dem Verlag die notwendigen Werbeeinnahmen, ist aber lästig. Dass dann innerhalb des Artikels unterhalb der Wortarten- und Frequenzangabe ein Video zu „Roblox“ läuft und „You wanna play? Sign up here. Roblox“ eingeblendet wird,²³ ist ärgerlich. Aber die lexikographischen Angaben sind in der Regel zuverlässig; denn sie stammen aus dem Duden-Universalwörterbuch und werden an verschiedenen Stellen durch Angaben aus anderen Duden-Wörterbüchern ergänzt. Eine systematische Prüfung ausgewählter Artikel oder Wörterbuchangaben ist bislang nicht durchgeführt worden. Auch die Dudenleitung beklagt sich über mangelndes Feedback aus dem Fachgebiet *Wörterbuchkritik – Rezensionen*.²⁴

Der etwas tiefere Blick in das DWDS, die oberflächliche Betrachtung von Wiktionary und Duden online machen deutlich, dass die Wörterbuchangebote und Informationsportale zum Deutschen in einer größeren Studie systematisch und vergleichend unter die Lupe genommen werden müssen.

²³ Aufruf am 22.2.2018.

²⁴ Mündliche Mitteilung von Katrin Kunkel-Razum, der Leiterin der Dudenredaktion, im Februar 2018.

3 Zur historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Verantwortung

Die praktische Lexikographie ist nicht nur eine kulturelle Praxis, sondern sie ist mehr; denn in Wörterbüchern werden Daten zusammengestellt, die der Sprach- und Kulturrealität entstammen und interpretiert sind, sodass sie als kulturelles Gedächtnis einer Sprachgemeinschaft angesehen werden können. Das bedeutet aber, dass mit der Lexikographie auch gesellschaftliche Interessen verknüpft sind, und das sollte das Verantwortungsbewusstsein der akademischen Elite, insbesondere derer, die sich mit der Versprachlichung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Sprache selbst beschäftigen, herausfordern. Ein Blick in die Geschichte der Lexikographie zeigt, dass „Religion, Dichtung, Bildungswesen, Politik, Wirtschaft, Sprachplanung und Sprachwissenschaft“ das Erstellen von Wörterbüchern beeinflusst und begünstigt haben (vgl. Hausmann 1989, S. 2).²⁵ Bei staatlicher Sprachplanung entfaltet ein Wörterbuch positive Charakterzüge, wenn es z.B. um die Standardisierung und Stabilisierung einer Schriftsprache geht. Es kann aber auch zu Sprachnormierung kommen, wie z.B. in Frankreich über die Académie Française und das französische Akademiewörterbuch. Auch der in der DDR vorgenommene staatspolitische Einfluss auf das WDG gehört dazu. Dies ist in verschiedenen wörterbuch- und gesellschaftskritischen Arbeiten mit Beispielen zur politisch beeinflussten Festlegung von Bedeutungsparaphrasen nachgewiesen worden (vgl. u.a. Ludwig 1998, 2002). Es wäre nun naiv anzunehmen, dass das in der Gegenwart gar nicht stattfindet. Es ist aber schwer, die Mechanismen für die gegenwärtige Zeit festzustellen. Die Folgen, die der unreflektierte Übergang in die Internetlexikographie mit sich bringen wird, sind noch nicht absehbar. Festhalten kann man aber Folgendes:

1. Die bilinguale Lexikographie enthält immer eine Dokumentation der kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse zweier Nationen und Sprachgebiete, weil man mit den Belegen etwas über die Verhältnisse in dem Land der ande-

²⁵ Es ging religiösen und weltlichen Herrschern um die Deutungshoheit der Wörter, es ging um die Rezeption von Dichtung, zu der Glossare und Autorenwörterbücher erstellt wurden, es ging um die Auswahl von Beispielen aus der hohen Literatur, damit der beste Sprachgebrauch im Wörterbuch festgehalten werde, es ging um Sprachherrschaft, wenn in China über Jahrtausende das Auswendiglernen von Wörterbüchern ein Bildungsgut war, mit dem eine Monopolstellung für ausgewählte Personen in Bildung und Verwaltung verbunden war. Das galt aber auch für zweisprachige Wörterbücher, die in der Diplomatie benötigt wurden, um sich verständigen zu können, das galt und gilt für Außenhandel und Tourismus. Das betrifft in jüngster Zeit Migrationsbewegungen, z.B. in den 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts die Gastarbeiter in Deutschland, als Italienisch, Griechisch und Türkisch gefragt waren (vgl. Hausmann 1989, S. 2 ff.).

- ren Sprachgemeinschaft erfährt. Wie werden Parallelkorpora mit den sogenannten „alternativen Fakten“ umgehen, wenn in zehn Jahren die Fakten (aus europäischer Sicht) vergessen sind, aber nur noch einige Sprachbelege (mit der amerikanischen Sicht) zur Verfügung stehen und wenn am Ende das Beleghäufigkeitskriterium entscheidet, welche Sichtweise wahrscheinlich zutreffend ist?
2. Die Fachlexikographie kann nur mit dem Wissen im Fach Fachwörterbücher erstellen, womit sie gleichzeitig die aktuellen kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Fach dokumentiert. Das ist auch sichtbar in Terminologiedatenbanken, die in großen Firmen wesentlicher Bestandteil globaler Produktionsprozesse sind.
 3. Die Sprachlexikographie dokumentiert regelmäßig die sprachlichen und somit auch die kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse. In Ländern mit stabilen sprachlichen Verhältnissen ist das anders als dort, wo Regelungen für die erfolgreiche Kommunikation festgehalten werden müssen (z.B. für die Orthographie, für Markierungen, zur Sprachpflege). Für das Deutsche geht es u.a. um Themen wie indigenen Wortschatz, Eingliederung des Fremdwortschatzes, Spezialwortschätze, Angaben zur Grammatik, die subjektive Einflussnahme beim Verfassen von Bedeutungsparaphrasen, die Selektion von Kollokationen, Redewendungen und Beispielangaben.
 4. Es sollte zum Programm der akademischen Elite gehören, sich zu kümmern, insbesondere dann, wenn es einen grundsätzlichen Wandel gibt, wie den Wechsel von Print auf Online. Die Daten müssen allen in hoher Qualität zur Verfügung stehen, denn die Gesellschaft verlässt sich auf zuverlässige Daten. Wörterbücher, Nachschlagewerke und Informationsportale stellen diese Daten zur Verfügung.
 5. Die Dokumentationsfunktion sollte in der Lexikographie fokussiert werden, sodass die Lexikographie als Kulturlexikographie und als Gesellschaftswissenschaft einen höheren Stellenwert erfährt.

4 Fazit

Gibt es nun in der Wörterbuchforschung, der Lexikographie und bei den Wörterbüchern mehr Schatten als Licht? Nein, noch nicht. Die Entwicklungen sind jedoch besorgniserregend. Die folgenden zehn Thesen sind der Versuch, dem entgegenzuwirken. Es geht dabei vor allem um die Notwendigkeit einer akademisch-kritischen Auseinandersetzung mit Onlinewörterbüchern, mit der Internetlexikographie und den vorliegenden Theorien, die unbedingt fortentwickelt und ergänzt werden müssen.

1. Es ist zu prüfen, ob die Archivierung von Daten, die der Dokumentation dienen, in einem Printmedium überflüssig ist. Dies darf nur aus der wissenschaftlichen Perspektive beurteilt werden, weil für die Forschung Datenbestände, die zu einem Zeitpunkt festgestellt sind, dauerhaft in unveränderter Form zur Verfügung stehen müssen, um Forschungsergebnisse reliabel und überprüfbar zu halten.
2. Onlinewörterbücher sind für die Sprachwissenschaft nicht brauchbar, solange ihre Zuverlässigkeit in Bezug auf die Datenkonservierung nicht gewährleistet ist. Die Angabe einer URL mit Hinzufügung des Datums des letzten Zugriffs bedeutet nicht in jedem Fall, dass dieser letzte Zugriff zu einem späteren Zeitpunkt überprüft werden kann. Eine Versionierungssoftware ist genauso wichtig wie die Daten selbst.
3. Es ist gut, wenn es für die deutsche Sprache der Gegenwart ein Projekt gibt, in dem deren Zustand auf einem Informationsportal dokumentiert wird, und es ist richtig, dass dies in den Aufgabenbereich einer Akademie gelegt ist. Die Wissenschaftspolitik muss sich darüber im Klaren sein, dass es für dieses Projekt keinen Abschluss geben wird. Es handelt sich um eine unbefristete Daueraufgabe, mit der die Dokumentation der deutschen Sprache auch noch in 100 Jahren zu leisten sein wird und ein hoher Langzeitnutzen verbunden ist.
4. Die aktuelle Situation zur Dokumentation der deutschen Sprache seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist nicht zufriedenstellend:
 - (1) Es ist nicht vernünftig, das Dokumentationsprojekt in die Hände nur einer einzigen Institution zu legen.
 - (2) Es wäre nicht vernünftig, mehrere Akademien mit dem Dokumentationsprojekt zu betrauen.
 - (3) Es ist erforderlich, dass Konkurrenz geschaffen wird, und zwar Konkurrenz aus einer Forschungsinstitution (z.B. dem IDS), die in Kooperation mit ausgewählten Universitäten in Deutschland arbeiten kann.
5. Akademieprojekte werden evaluiert, und von den Evaluationen hängt manchmal das Überleben eines Projekts ab. Im Zuge einer Evaluation kann es auch Interessenskonflikte für die Evaluatoren geben. Die Evaluationen müssen sich daher auf eine ausgedehnte universitäre Begleitforschung stützen können. Es ist notwendig, regelmäßige Wörterbuchkritik zu üben, und zwar aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und von unterschiedlichen Orten aus. Liegt die geschilderte Konkurrenzsituation vor, lässt sich diese Aufgabe in einer vergleichenden Untersuchung besser erfüllen. Damit kann man die Entwicklungen von „Riesenschildkröten“ beeinflussen. Es ist auch Sache der Wissenschaftspolitik, dafür zu sorgen, dass Akademieprojekte, die mit Blick auf ihre Laufzeit hohe Kosten verursachen, regelmäßig kritisch von Experten im Fach beäugt werden. Das ist nachgewiesenermaßen in den letzten Jahren zu selten geschehen.

6. Die Kritische Wörterbuchforschung kommt zunehmend aus der Mode. Kritisch sein ist nicht erwünscht. Je klarer, präziser, manchmal auch deftiger und unangenehmer die Kritik ausfällt, desto eher findet eine Abwendung von dem Kritiker statt. Es fehlt eine gesunde Streitkultur. Was wäre, wenn heute jemand schriebe: „Der Kauf des BROCKHAUS-WAHRRIG kann niemandem empfohlen werden; bei seiner Benutzung ist Vorsicht angebracht. Diese Warnung gilt vor allem für ausländische Benutzer.“ (Wiegand/Kučera 1981, S. 206).
7. Die Wörterbuchforschung mit ihren vier Forschungsgebieten muss ausgebaut werden. Ein guter Ansatz war das DFG-Netzwerk „Internetlexikographie“ (2011–2013).²⁶ Es fehlt für die Internetlexikographie des Deutschen ein Großprojekt zum Benutzungsverhalten.
8. Die große Zahl lexikographischer Projekte in Deutschland und die Vielzahl an Aufgaben, in denen vom Althochdeutschen bis zur Gegenwart die vorliegende sprachliche und kulturelle Vielfalt dokumentiert wird, erfordert ausgebildete Lexikographen. Diese dürfen nicht nur linguistisch und sprachlich ausgebildete Experten sein, sondern sie müssen auch das gesamte Fächerspektrum aus Naturwissenschaft, Medizin, Technik, Verwaltung, Geistes- und Sozialwissenschaften abdecken können. Es ist verwunderlich, dass das Interesse an einem Masterstudiengang für Lexikographie bei deutschen Studierenden außerordentlich gering ist. Wir haben im Erasmus-Mundus-Studiengang EMLex²⁷ (Europäischer Master für Lexikographie) so gut wie keine Bewerbungen aus Deutschland. Vielleicht liegt das auch daran, dass an deutschen Universitäten das Thema zunehmend vernachlässigt worden ist. Das ist unverständlich, denn über die Arbeit mit und an Wörterbüchern hat man Zugriff auf nahezu alle Teilfächer der Linguistik.
9. Unabhängig von dem Plädoyer zur Schaffung einer akademischen Konkurrenzsituation sollte die Konzeption zum DWDS überdacht werden. Zu einem großen Wörterbuchprojekt muss es eine Benutzungsstudie geben. Ob die Verantwortlichen des DWDS diese vor dem Umzug von DWDS-1 auf DWDS-2 durchgeführt haben, ist nicht bekannt. Es ist die Aufgabe der Metalexikographie, die Notwendigkeit einer solchen Studie festzustellen, einzufordern und in Kooperation mit dem DWDS durchzuführen. Vergleichbares gilt auch für die Planungen zu einem Grimm-21-Antrag.
10. Auf diese Gesamtsituation muss die Gesellschaft schauen, die Politik, die Institutionen, die akademische Elite, die Universitäten. Diese haben die Verantwortung, diesen Forschungsbereich zu unterstützen, weil hier ein aka-

²⁶ Vgl. u.a. Klosa/Müller-Spitzer (Hg.) (2016).

²⁷ <https://www.emlex.phil.fau.de/> (Stand: 27.7.2018).

demisches Fach mit einer besonderen gesamtgesellschaftlichen und kulturellen Verantwortung bedroht ist. Die Bemühungen am IDS sind da eine Ausnahme, und es trägt zur Profilbildung bei, wenn innerhalb der Abteilungen einzelne Programmbereiche deutlich hervorgehoben würden, wie das jetzt für die Lexikographie innerhalb der Abteilung *Lexik* erfolgt ist.

Es ist die Aufgabe der Forschung, Problemfelder zu benennen, diese zu konturieren und den Finger in eine Wunde zu legen. Das ist hier geschehen.

Literatur

- Anderson, Birger/Fuertes Olivera, Pedro A. (2009): The application of function theory to the classification of English monolingual business dictionaries. In: *Lexicographica* 25, S. 213–239.
- Bergenholtz, Henning/Tarp, Sven (2002): Die moderne lexikographische Funktionslehre. Diskussionsbeitrag zu neuen und alten Paradigmen, die Wörterbücher als Gebrauchsgegenstände verstehen. In: *Lexicographica* 18, S. 253–263.
- Bergmann, Rolf/Klosa, Annette (2017): Wörterbuchrezensionen in Fachzeitschriften im deutschen Sprachraum. Ein Überblick. In: Bielinska/Schierholz (Hg.), S. 203–219.
- Bielinska, Monika/Schierholz, Stefan J. (2017): Einleitung. In: Bielinska/Schierholz (Hg.), S. 1–10.
- Bielinska, Monika/Schierholz, Stefan J. (Hg.) (2017): Wörterbuchkritik – Dictionary Criticism. (= *Lexicographica*. Series Maior 152). Berlin/Boston.
- Deutsches Rechtswörterbuch (1914 ff.): Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. Hrsg. v. d. Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Weimar. Internet: <http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/info/> (Stand: 10.8.2018).
- Duden (1999): Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. 3., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Hrsg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 10 Bde. Mannheim u.a.
- Duden (2015): Duden – Deutsches Universalwörterbuch. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. Berlin.
- DWB (1960 ff.) = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Neubearbeitung. Hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (vormals Akademie der Wissenschaften der DDR) und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 1 ff. Leipzig.
- Engelberg, Stefan/Storrer, Angelika (2016): Typologie von Internetwörterbüchern und -portalen. In: Klosa/Müller-Spitzer (Hg.), S. 31–63.
- Frisch, Johann Leonhard (1741): Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch. 2 Theile. Berlin. [Nachdruck: Hildesheim/New York 1977].
- Frühneuhochdeutsches Wörterbuch (1989 ff.). Hrsg. v. Goebel, Ulrich et al. Internet: <https://fwb-online.de/> (Stand: 10.8.2018).
- Goethe-Wörterbuch (1978 ff.). Hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Internet: <http://gwb.uni-trier.de/de/> (Stand: 10.8.2018).
- Götz, Dieter (Hg.) (2015): Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen. Neubearbeitung. München/Wien.

- Hausmann, Franz Josef (1989): Die gesellschaftlichen Aufgaben der Lexikographie in Geschichte und Gegenwart. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hg.): Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 5.1). Berlin/New York, S. 1–19.
- Kirkness, Alan (2016): Es leben die Riesenschildkröten! Plädoyer für die wissenschaftlich-historische Lexikographie des Deutschen. In: *Lexicographica* 32, S. 17–137.
- Klein, Wolfgang (2015): Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch. In: Eichinger, Ludwig (Hg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014). Berlin u.a., S. 277–295.
- Klosa, Annette (2014): Gibt es eine Zukunft für Wörterbücher? In: *Sprachreport* 4, S. 28–37.
- Klosa, Annette/Müller-Spitzer, Carolin (Hg.) (2016): *Internetlexikografie. Ein Kompendium.* Berlin/Boston.
- Klosa, Annette/Tiberius, Carole (2016): Der lexikografische Prozess. In: Klosa/Müller-Spitzer (Hg.), S. 65–110.
- Kühn, Peter/Püschel, Uli (1990): Die deutsche Lexikographie vom 17. Jahrhundert bis zu den Brüdern Grimm ausschließlich. In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hg.): Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 5.2). Berlin/New York, S. 2049–2077.
- Lew, Robert (2014): User-generated content (UGC) in English online dictionaries. In: Abel, Andrea/Klosa, Annette (Hg.): Der Nutzerbeitrag im Wörterbuchprozess. 3. Arbeitsbericht des wissenschaftlichen Netzwerks „Internetlexikografie“. (= OPAL – Online publizierte Arbeiten zur Linguistik 4/2014). Mannheim, S. 9–30. Internet: <http://pub.ids-mannheim.de/laufend/opal/pdf/opal2014-4.pdf> (Stand: 14.8.2018).
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2017): Wörterbuchkritik als Teil der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. In: Bielinska/Schierholz (Hg.), S. 51–79.
- Ludwig, Klaus-Dieter (1998): Wörterbücher als Spiegel gesellschaftlicher Veränderungen. In: Zettersten, Arne et al. (Hg.): Symposium on Lexicography VIII. Proceedings of the Eighth International Symposium on Lexicography. (= *Lexicographica. Series Maior* 90). Tübingen, S. 49–64.
- Ludwig, Klaus-Dieter (2002): Zeitgeschichtliche Ereignisse und Lexikographie. In: Luukkainen, Matti/Pyykkö, Riitta (Hg.): Zur Rolle der Sprache im Wandel der Gesellschaft/The role of language in changes of society. (= *Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia. Humanoria* 317). Helsinki, S. 151–165.
- Melchior, Luca (2012): Halbkollaborativität und Online-Lexikographie. Ansätze und Überlegungen zu Wörterbuchredaktion und Wörterbuchforschung am Beispiel LEO Deutsch–Italienisch. In: *Lexicographica* 28, S. 337–372.
- Melchior, Luca (2014): Ansätze zu einer halbkollaborativen Lexikographie. In: Abel, Andrea/Klosa, Annette (Hg.): Der Nutzerbeitrag im Wörterbuchprozess. 3. Arbeitsbericht des wissenschaftlichen Netzwerks „Internetlexikografie“. Mannheim, S. 27–48.
- Meyer, Christian M./Gurevych, Iryna (2014): Methoden bei kollaborativen Wörterbüchern. In: *Lexicographica* 30, S. 187–212.
- Mann, Michael/Schierholz, Stefan J. (2014): Methoden in der Lexikographie und Wörterbuchforschung. Ein Überblick mit einer Auswahlbibliographie. In: *Lexicographica* 30, S. 3–57.
- Müller, Peter O. (2017): Wörterbuchkritik – Historische Wörterbücher des Deutschen. In: Bielinska/Schierholz (Hg.), S. 391–409.

- Müller-Spitzer, Carolin (2007): Der lexikografische Prozess. Konzeption für die Modellierung der Datenbasis. (= Studien zur Deutschen Sprache 42). Tübingen.
- Müller-Spitzer, Carolin (Hg.) (2014): Using online dictionaries. (= Lexicographica. Series Maior 145). Berlin/Boston.
- Müller-Spitzer, Carolin (2016a): Aufgaben und Relevanz der Wörterbuchbenutzungsforschung Mitte der 2010er Jahre. In: Schierholz (Hg.), S. 275–294.
- Müller-Spitzer, Carolin (2016b): Wörterbuchbenutzungsforschung. In: Klosa/Müller-Spitzer (Hg.), S. 291–342.
- Nied Curcio, Martina (2015): Wörterbuchbenutzung und Wortschatzerwerb. Werden im Zeitalter des Smartphones überhaupt noch Vokabeln gelernt? Info DaF 5/2015, S. 445–468.
- Nied Curcio, Martina (2017): Wörterbuchkritik – Allgemeine einsprachige Wörterbücher. In: Bielinska/Schierholz (Hg.), S. 283–302.
- Reichmann, Oskar (1990): Entscheidungen bei der Formulierung von Artikeln historischer Sprachstadienwörterbücher. In: Goebel, Ulrich/Reichmann, Oskar (in Zusammenarbeit mit Barta, Peter I.) (Hg.): Historical lexicography of the German language. Bd. 1. Lewiston u.a., S. 231–278.
- Reichmann, Oskar (2012): Historische Lexikographie. Ideen, Verwirklichungen, Reflexionen an Beispielen des Deutschen, Niederländischen und Englischen. Berlin/New York.
- Riecke, Jörg (2013): Deutsches Fremdwörterbuch. In: Wissenschaftlicher Literaturanzeiger WLA-Online. Januar. Internet: www.wla-online.de/katalogdetail/items/2894.html (Stand: 10.8.2018). [Rezension].
- Saur, Klaus G. (2018): Die Entwicklung der Wissenschafts- und Fachverlage in der Bundesrepublik Deutschland 1990 bis 2015. In: Archiv für die Geschichte des Buchwesens (AGB) 73, S. 153–168.
- Schierholz, Stefan J. (2015): Methods in lexicography and dictionary research. In: Lexikos 25 (= AFRILEX-Reeks/Series 25), S. 1–30.
- Schierholz, Stefan J. (2016): Einige kurze Überlegungen zur Metalexikographie in der Lehre. In: Schierholz et al. (Hg.), S. 295–308.
- Schierholz, Stefan J. et al. (Hg.) (2016): Wörterbuchforschung und Lexikographie. (= Lexicographica. Series Maior 151). Berlin/Boston.
- Schiller-Wörterbuch (2018) = Lühr, Rosemarie/Zeilfelder, Susanne (Hg.): Schiller-Wörterbuch. 5 Bde. Berlin.
- Tarp, Sven (1995): Specialised dictionary functions. In: Bergenholtz, Henning/Tarp, Sven (Hg.): Manual of specialised lexicography. The preparation of specialised dictionaries. (= Benjamins Translation Library 12). Amsterdam/Philadelphia, S. 20–28.
- WDG (1961–1977) = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. 6 Bde. Berlin.
- Wiegand, Herbert Ernst (1998): Wörterbuchforschung: Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie. 1. Teilbd. Berlin/New York.
- Wiegand, Herbert Ernst/Kučera, Antonín (1981): Brockhaus-Wahrig: Deutsches Wörterbuch auf dem Prüfstand der praktischen Lexikologie I. Bd. 1 (A–BT); Bd. 2. (BU–FZ). In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik 18, S. 94–206.
- WLWF (2010) = Wiegand, Herbert Ernst et al. (Hg.): Wörterbuch zur Lexikographie und Wörterbuchforschung/Dictionary of lexicography and dictionary research. Bd. 1 (A–C). Berlin/New York.

WLWF (2017) = Wiegand, Herbert Ernst et al. (Hg.): Wörterbuch zur Lexikographie und Wörterbuchforschung/Dictionary of lexicography and dictionary research. Bd. 2 (D–H). Berlin/ New York.

Wolfer, Sascha/Müller-Spitzer, Carolin (2016): How many people constitute a crowd and what do they do? Quantitative analyses of revisions in the English and German wiktionary editions. In: Lexikos 26 (= AFRILEX-Reeks/Series 26), S. 347–371.

Zentrum Sprache (2010): Projektbeschreibung zu „Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache“. Internet: www.bbaw.de/forschung/dwds/projektdarstellung (Stand: 10.8.2018).

Alexander Koplenig/Carolyn Müller-Spitzer/Sascha Wolfer
(Mannheim)

Wortschatzwandel im „Spiegel“

Abstract: Diachrone Wortschatzveränderungen werden in der Regel exemplarisch anhand bestimmter Phänomene oder Phänomenbereiche untersucht. Wir widmen uns der Frage, ob und wie Wandelprozesse auch auf globaler Ebene, also ohne sich auf bestimmte Wortschatzausschnitte festzulegen, messbar sind. Zur Untersuchung dieser Frage nutzen wir das Spiegel-Korpus, in dem alle Ausgaben der Wochenzeitschrift seit 1947 enthalten sind. Dabei gehen wir auf grundlegende Herausforderungen ein, die es dabei zu lösen gilt, wie die Verteilung sprachlicher Daten und die Folgen unterschiedlicher Subkorpusgrößen, d.h. im konkreten Fall die variierende Größe des Spiegelkorpus über die Zeit hinweg. Wir stellen ein Verfahren vor, mit dem wir in der Lage sind, flankiert von einem „Lackmustest“ zur Überprüfung der Ergebnisse, Wortschatzwandelprozesse bis auf die Mikroebene, d.h. zwischen zwei Monaten oder gar Wochen, quantitativ nachzuvollziehen.

1 Einleitung

Liest man eine Ausgabe des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ aus den 50er- oder 60er-Jahren, so scheint sich die Sprache zumindest subtil von unserem aktuellen Sprachgebrauch zu unterscheiden. Ein kurzes Beispiel:

Kann ein Verleger oder ein Buchhändler die Niederschrift von Lebenserinnerungen, an der fremde Federn mitgearbeitet haben, überhaupt noch als Memoiren anbieten? (Memoiren: Solche erhöhten Wahrheiten, in: Der Spiegel 51/1952, S. 26¹)

Aus unserer Sprachintuition heraus würden wir sowohl den Titel des Artikels („Solche erhöhten Wahrheiten“), die „Niederschrift“ als auch die „fremden Federn“ als eher veraltet ansehen. Aber stimmt das überhaupt? Dies könnte man für diese einzelnen Wörter bzw. Phrasen durch Analysen in diachronen Korpora zu beantworten versuchen, auch wenn die Datenlage für das Deutsche in der Hinsicht immer noch zu wünschen übrig lässt. Aber selbst wenn man die Frage beantwor-

¹ Online im Archiv unter www.spiegel.de/spiegel/print/d-21978329.html und <http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/21978329> (Stand: 25.4.2018).

ten könnte, bleibt unklar: Inwiefern ist dies repräsentativ für die gesamte Sprache, die man im „Spiegel“ findet? Wie hat sich der Spiegelwortschatz über die Zeit hinweg verändert, wenn man ihn als Ganzes in den Blick nimmt?

Seit Kurzem haben wir das gesamte Spiegel-Archiv als Korpus am IDS verfügbar. Es umfasst alle 3.663 Ausgaben des „Spiegels“ von 1947 bis 2016, d.h. fast sieben Jahrzehnte deutscher Sprachgeschichte. Das Korpus besteht aus ca. 4,5 Millionen Wortformtypen und 284 Millionen Token.² Trotzdem ist das Spiegel-Korpus für uns eine sehr wertvolle Grundlage zur Untersuchung von Wortschatzwandel im Deutschen, da die verschiedenen Jahre inhaltlich vergleichbar sind (es handelt sich um die gleiche Quelle), ein nennenswerter historischer Zeitraum vollständig und in für diachrone Korpora relativ großer Textmenge abgedeckt ist und uns als Rohdaten zur Verfügung steht, was die Voraussetzung für jegliche umfassenden quantitativen Analysen darstellt. Insofern ist das Spiegel-Korpus für uns auch eine ideale Testgrundlage, um der anfänglich skizzierten Frage nachzugehen.

Das Ziel unseres Artikels ist es, Folgendes zu prüfen: Hält der impressionistische Eindruck, dass der Wortschatz im „Spiegel“ sich über die Jahre wandelt, einer quantitativen Überprüfung stand? Sind diese Wandelprozesse messbar, ohne sich auf bestimmte Wortschatzausschnitte festzulegen? Auf dem Weg hin zu diesem Ziel werden wir folgendermaßen vorgehen: Zunächst werden wir in Abschnitt 2 etablierte Wege zur Darstellung und Exploration von Wortschatzwandel am Spiegel-Korpus exemplifizieren, um einen Anschluss an die bisherige quantitativ-qualitative Forschung zumindest in Grundzügen zu gewährleisten. Daraufhin werden wir in Abschnitt 3 auf die Herausforderung der Ungleichverteilung sprachlicher Daten und in Abschnitt 4 auf die Zipf-Verteilung aus quantitativer Sicht eingehen. Im darauf folgenden Abschnitt werden wir ein Verfahren zur Messung von Wortschatzwandel vorstellen, um dann im fünften Abschnitt die Ergebnisse zum Wortschatzwandel im „Spiegel“ vorzustellen. Wir beschließen den Beitrag mit einem Fazit (Abschn. 7).

² Zum Vergleich: Das „Corpus of Historical American English“ (<https://corpus.byu.edu/coha/>; Stand: 28.4.2018), auf dessen Basis zahlreiche diachrone Untersuchungen in der Anglistik (vgl. z.B. Studien in Allan/Robinson (Hg.) 2012) durchgeführt wurden, umfasst 400 Millionen Token, spannt sich allerdings über einen breiteren historischen Zeitraum (1810–2000) und besteht aus vielseitigeren Quellen.

2 Etablierte Wege zur Darstellung und Exploration von Wortschatzwandel, exemplifiziert am Spiegel-Korpus

Diachrone Wortschatzveränderungen werden in der Regel exemplarisch anhand bestimmter Phänomene oder Phänomenbereiche untersucht. Zum Beispiel analysiert man, welche lexikalischen Innovationen im Zeitverlauf zu beobachten sind (Kerremans/Stegmayr/Schmid 2012; Würschinger et al. 2016; Müller-Spitzer/Wolfer/Kolpenig 2018). Unter einer quantitativen Perspektive wird dabei nicht nach neuen Wörtern im linguistischen Sinn gesucht, sondern entweder nach neuen Token oder neuen automatisch lemmatisierten Worttypen, die in einem neuen Jahr, einem neuen Monat oder einer neuen Ausgabe auftauchen. Die Herausforderung ist hierbei vor allem, die normale Varianz oder Fehllemmatisierungen z.B. aufgrund von Rechtschreibfehlern oder fehlerhafter automatischer Texterkennung (OCR) von echter lexikalischer Innovation zu trennen (vgl. z.B. Szmrecsanyi 2016). Dies funktioniert selten automatisch, sondern benötigt eine manuelle Auswahl. Um interaktiv explorieren zu können, wie viele echte lexikalische Innovationen neben Fehllemmatisierungen oder normaler Varianz mit einem rein automatischen Ansatz zu entdecken sind, haben wir für den „Spiegel“ ein Tool „Wortschatzwandel im Spiegel“ auf OWID^{plus} veröffentlicht.³ Mit diesem Tool kann man das gesamte Spiegelkorpus von 1947 bis 2016 nach neuen Wörtern oder Wörtern, die in ihrer Verwendung zurückgegangen sind, explorieren und visualisieren. Das Tool sucht wortartenbasiert nach (TreeTagger-basierten) Lemmata und kann über verschiedene zeitliche und häufigkeitsbasierte Parameter angepasst werden. So kann man selbst testen, wie weit man auf diesem Weg zur Entdeckung von Wandelprozessen kommt.

Eine andere Möglichkeit neben der Untersuchung lexikalischer Innovation ist, die Veränderung bestimmter Wortschatzgruppen oder Konstruktionen zu untersuchen (Perek 2016; Hilpert/Perek 2015). Auch diesen Ansatz haben wir beispielhaft durchgeführt, und zwar anhand des zeitlichen Verlaufs der Stichwörter des Wörterbuchs zum Protestdiskurs 1967/68 (vgl. Kämper 2013 und Protestdiskurs 1967/68 in OWID)⁴ im „Spiegel“ (vgl. Abb. 1).

³ <https://www.owid.de/plus/wwspiegel2018/> (Stand: 28.4.2018).

⁴ Protestdiskurs 1967/68 (2011), in: OWID – Online Wortschatz-Informationssystem Deutsch (<https://www.owid.de/wb/disk68/start.html>; Stand: 28.4.2018).

Abb. 1: Die Stichwörter des Protestdiskurses 1967/68 in ihrem zeitlichen Verlauf im Spiegel-Korpus

Bestimmte Stichwortgruppen des Protestdiskurses verändern sich deutlich in ihrer Frequenz Ende der 1960er-Jahre. Dies sind v.a. die Stichwörter zur Gruppenkonstituierung wie „antiautoritär“, „Avantgarde“, „intellektuell“ oder „militant“.⁵ Dies ist insofern nicht selbstverständlich, als für das Wörterbuch selbst nur Primärquellen als Korpusgrundlage dienten und keine presssprachlichen Texte.

Trotzdem bleibt bei einer solchen Analyse offen: Sind diese Anstiege repräsentativ für einen Wandel als Ganzes? Stechen z.B. die späten 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts als eine Zeit besonderen lexikalischen Wandels heraus? Und wandelt sich die Sprache auch in unauffälligen Bereichen, die nicht bestimmten Diskursen angehören und deshalb für eine qualitativ geleitete Auswahl von Wortschatzausschnitten auch kaum zum Tragen kommen?

So kommen wir zu unserer Ausgangsfrage zurück: Diese war, ob man die Unterschiede, die man bei weit auseinanderliegenden Ausgaben des „Spiegels“ oft zu beobachten glaubt, quantitativ messen kann, und zwar im Wortschatz des „Spiegels“ als Ganzem. Dies inkludiert auch die Frage, ab welchem Abstand von Ausgaben man einen Wandel messen kann, also ob auch Mikrowandelprozesse quantitativ messbar sind. Genauer wollen wir also fragen: Unterscheiden sich zwei Ausgaben des „Spiegels“ von Frühling und Herbst 1950 als Ganzes voneinander?

⁵ Die Stichwortgruppen sind online einzusehen unter https://www.owid.de/docs/disk68/stw_gruppen.jsp (Stand: 30.4.2018).

Unterscheiden sie sich weniger stark als zwei Ausgaben von 1950 und 1953? Unterscheiden sich diese wiederum messbar weniger stark als zwei Ausgaben von 1950 und 1970? Eine besondere Herausforderung bei solchen Analysen ist die Ungleichverteilung sprachlicher Daten, auf die wir im folgenden Abschnitt näher eingehen.

3 Die Ungleichverteilung sprachlicher Daten

Sprachliche Daten sind Zipf-verteilt, d.h., sehr wenige Typen kommen sehr häufig vor und sehr viele sehr selten (vgl. grundlegend Baayen 2001). Clauset und Kollegen (Clauset/Shalizi/Newman 2009; vgl. auch Engelberg 2015) haben diese Verteilung sehr anschaulich auf die Körpergröße der Bevölkerung der USA übertragen. Transferiert man deren Beispiel wiederum auf die Menschen in Deutschland, würden die ca. 80 Millionen Menschen hier folgende Körpergrößen aufweisen: Es gäbe einen Menschen so groß wie den Berliner Fernsehturm, 2.500 Menschen, die mit 5–6 Metern so groß sind wie eine durchschnittliche erwachsene männliche Giraffe, 150 Menschen, die so groß wie der größte jemals gemessene Mensch sind (ca. 2,70 m) und 50 Millionen Winzlinge, die ca. 17 Zentimeter groß sind.⁶ Dieses Beispiel macht plastisch deutlich, wie anders Zipf-verteilte Daten im Gegensatz zu normal verteilten Daten sind (Körpergrößen sind eigentlich normalverteilt). Diese extreme Verteilung der häufigen zu den seltenen Typen spiegelt sich in allen Sprachdaten, so auch im Spiegel-Korpus. Hier machen die 100 häufigsten Typen schon 47% aller Token aus, d.h. fast die Hälfte des Korpusumfangs besteht nur aus den 100 häufigsten Typen. Die 200 häufigsten Typen machen schon mehr als die Hälfte, nämlich 53% der Gesamttoken aus. Die Hapax legomena wiederum, d.h. die Typen, die nur einmal im gesamten Spiegel-Korpus vorkommen, machen 62% der Typen aus. Die häufigsten Wörter sind dabei zum großen Teil Funktionswörter und bestimmen damit vor allen Dingen, *wie* ein Sachverhalt versprachlicht wird. Die seltenen Wörter stehen mehr dafür, über was geschrieben wird. Untersucht man nun Wandelprozesse im Wortschatz, unterscheidet sich der Bereich der sehr häufigen Wörter von dem der selteneren sehr deutlich: Während der Anteil neuer Typen unter den 200 häufigsten Typen eines Jahres deutlich unter 10% liegt, ist der Anteil neuer Typen bei Hapax legomena kontinuierlich bei ca. 85%. Die Fluktuation ist im hochfrequenten Bereich also eher niedrig, während sie im nied-

⁶ Im Vortrag auf der Jahrestagung haben wir diese Verhältnisse in einem Video visualisiert. Dieses ist online verfügbar unter www.ids-mannheim.de/lexik/empirische-methoden/emp-arbeitspapiere/video-zur-zipf-verteilung.html (Stand: 5.11.2018).

rigfrequenten Bereich sehr hoch ist. Dabei ist der Wandel bei den niedrigfrequenten Typen schwerer zu interpretieren, da man nicht weiß, ob sie zufällig neu belegt sind, ob sie ein neues Thema anzeigen, welches aber womöglich sprachextern motiviert ist, oder tatsächlich sprachlichen Wandel indizieren. Möchte man also dem Sprachwandel im Kern auf die Spur kommen und nicht nur messen, welche unterschiedlichen Themen im „Spiegel“ behandelt werden, muss man sich unseres Erachtens auf die Analyse des hochfrequenten Bereichs konzentrieren.

Ein weiterer Aspekt der Ungleichverteilung soll noch kurz ausgeführt werden: Auch bei Mehrfachvorkommen ist die Verteilung der Typen meist nicht regelmäßig, sondern ist konzentriert auf einzelne textuelle Einheiten. So kommen im „Spiegel“ die 10% der Typen, die mehr als zehnmal im Spiegel-Korpus belegt sind, manchmal nur in einer Ausgabe oder sogar nur in einem Artikel vor (vgl. auch Lijffijt et al. 2014). So kommt das Wort „Krebsstammzelle“ zwar 20-mal im Spiegel-Korpus vor, aber nur in einem Artikel aus dem Juni 2007.⁷ Genauso kommt das Wort „Malvenblütentee“ zwar 14-mal vor, aber nur in einem Artikel im Juni 1961.⁸ Diese bekannte ‚Klumpung‘ sprachlicher Ereignisse wird auch unter dem Schlagwort der „Burstiness“ (Altmann/Cristadoro/Esposti 2012) diskutiert. Dieser Aspekt der Ungleichverteilung spricht dafür, die textuellen Einheiten bei der Analyse von Wortschatzwandel zu erhalten.

4 Die Zipfverteilung aus quantitativer Sicht

Abbildung 2 veranschaulicht nochmal eine typische Zipfverteilung anhand der tatsächlichen Verteilung des Spiegelwortschatzes. Die beiden Achsen sind jeweils logarithmiert, also bedeutet jeder längere Strich auf der Achse eine Verzehnfachung des jeweiligen Werts (Rang/Häufigkeit). Die Punkte im Diagramm stellen dabei die tatsächlich beobachteten Häufigkeiten für jeden Rang dar, während die gestrichelte Linie die auf den Daten basierende Zipf-Mandelbrot-Verteilung darstellt (die geschätzten Parameter finden sich unten links, die Verteilung und die Schätzung werden in Koplenig 2018 näher beschrieben). Auch in dieser Darstellung sieht man deutlich, dass es einige sehr häufige Wörter und eine große Anzahl von sehr seltenen Wörtern gibt. Zur Illustration haben wir, passend zum Titel der

⁷ „Saat des Bösen“, in: „Der Spiegel“ vom 11.6.2007, www.spiegel.de/spiegel/print/d-51878458.html (Stand: 30.4.2018).

⁸ „Suchten und fanden“, in: „Der Spiegel“ vom 21.6.1961, www.spiegel.de/spiegel/print/d-43364733.html (Stand: 30.4.2018).

diesjährigen Jahrestagung, noch die folgenden Lemmata in der Grafik abgetragen: „Neues“ „vom“ „heutigen“ „Deutsch“, „die“ „Jahrestagung“ „des“ „IDS“.

Abb. 2: Die Worthäufigkeitsverteilung des Spiegel-Korpus als Zipfverteilung

Aus theoretischer Sicht ist die Zipfverteilung insofern interessant, als es für die Entstehung der Verteilung auch nach Jahrzehnten der Forschung in diesem Bereich immer noch keine abschließende, allgemein akzeptierte Begründung gibt (Piantadosi 2014).⁹ Zusätzlich muss berücksichtigt werden, dass die Verteilung

⁹ Ein relativ aktueller und vielversprechender Ansatz führt die Entstehung auf das Zusammenspiel verschiedener Wortarten als sogenannten latenten Einflussfaktor zurück (Aitchison/Corradi/Latham 2016; Lestrade 2017). Zentral bei diesem Ansatz ist der Umstand, dass verschiedene Wortarten zum Teil sehr unterschiedliche Type-Token-Verteilungen aufweisen; man denke hier etwa an die Unterscheidung zwischen offenen und geschlossenen Wortarten. Zum Beispiel zeigt sich interessanterweise innerhalb der Wortart „Substantive“ selbst keine Zipfverteilung. Diese Beobachtungen verbinden Aitchison und KollegInnen dann in einem komplexen statistischen Modell mit den Unterschieden innerhalb der verschiedenen Wortarten hinsichtlich Syntax und Semantik und können belegen, dass sich dann unter Umständen „ganz von selbst“ eine Zipfverteilung ergibt. Auch hier gilt es jedoch noch abzuwarten, wie sich dieser Ansatz mittelfristig bewähren wird.

auch relevant für die kognitive Sprachverarbeitung ist. Dies demonstriert z.B. eine besonders prägnante Studie, die Piantadosi (2014) in seinem nach wie vor sehr lesenswerten Überblicksartikel zur Zipfverteilung erwähnt. Dabei bekamen 25 Versuchspersonen folgende Aufgabe: „Ein Raumschiff stürzt in der Wüste von Nevada ab. Acht Wesen steigen aus, ein Wug, ein Plit, ein Blicket, ein Flark, ein Warit, ein Jupe, ein Ralex und ein Timon. Beschreiben Sie mit mindestens 2.000 Worten, was als Nächstes passiert.“¹⁰ Piantadosi (2014) hat für jede Versuchsperson berechnet, wie häufig die jeweiligen Wesen in den Geschichten der Versuchspersonen genannt werden. Natürlich gibt es hier individuelle Unterschiede, zum Beispiel verwendet eine Versuchsperson das „Wug“ als Hauptcharakter, während eine andere Person sich eher für das „Blicket“ entscheidet. Wenn man dann aber die Verwendungshäufigkeiten über die Versuchspersonen hinweg aggregiert und von häufig nach selten anordnet, so ergibt sich wieder eine Art Zipfverteilung, d.h., dass das häufigste Wesen doppelt so oft genannt wird wie das zweithäufigste Wesen usw. Da es sich hier nur um eine Teststudie handelt, würde es sich sicherlich lohnen, eine größere Studie dieser Art durchzuführen, wie auch Piantadosi selbst anmerkt. Unter Umständen spiegeln sich in der Zipfverteilung allgemeine kognitive Prozesse. Dies ist auch deshalb plausibel, weil man weiß, dass die Häufigkeit des Auftretens einer sprachlichen Einheit Einfluss auf die kognitive Verarbeitung von Sprache hat, vgl. z.B. das folgende Zitat:

Die Aktivierungsneigung von Assoziationsmustern korreliert mit dem Grad der Verfestigung: häufig Verarbeitetes wird leichter wieder aktiviert als selten oder noch nie Verarbeitetes. Damit schließt sich die Entrenchmentrückkopplungsschleife, denn häufig Aktiviertes erfährt stärkeres Entrenchment, was sich wiederum in schnellerer und leichter Aktivierung niederschlägt. (Schmid 2018, S. 222; vgl. auch Bybee 2015; Behrens/Pfänder 2016; Ellis 2012)

Eine umfassende Erklärung der Zipf-Verteilung sollte dementsprechend die kognitive Relevanz miteinschließen.

Aus methodischer Sicht führt die Zipfverteilung häufig zu erheblichen Schwierigkeiten bei der Quantifizierung von empirischen Phänomenen. Oft vernachlässigt wird in diesem Kontext die Nicht-Stationarität von Worthäufigkeitsverteilungen. Hierunter versteht man den Umstand, dass die Häufigkeit eines Wortes von verschiedenen Faktoren abhängt. Zum Beispiel wird man in einem Bericht über die große Koalition eher das Wort „Politik“ lesen können als in einem Bericht über die Fußball-Bundesliga (vgl. die Ausführungen oben zu „Burstiness“). Auf

10 Unsere Übersetzung von „An alien space ship crashes in the Nevada desert. Eight creatures emerge, a Wug, a Plit, a Blicket, a Flark, a Warit, a Jupe, a Ralex, and a Timon. In at least 2000 words, describe what happens next“ (Piantadosi 2014, S. 16).

der einen Seite führt gerade diese Variabilität dazu, dass sich Texte thematisch so gut klassifizieren lassen, zum Beispiel im Rahmen von Topic-Modellen (Blei/Lafferty 2006), in der Latent-Semantic-Analysis (Deerwester et al. 1990) oder ganz allgemein im Rahmen des Information Retrieval (Manning/Raghavan/Schütze 2008). Auf der anderen Seite macht die Kohärenz von Texten die Wortschatzanalyse aber schwierig, wie Baayen zeigt (2001; Kap. 5).

Abb. 3: Größe des Spiegelkorpus im Zeitverlauf

Unabhängig davon gilt ganz generell, dass Maßzahlen in der Korpuslinguistik im Prinzip ausnahmslos von der Korpusgröße abhängig sind (Tweedie/Baayen 1998). Für unsere Untersuchung ist das insofern wichtig, als die einzelnen Ausgaben des „Spiegels“ über die Zeit hinweg wesentlich länger geworden sind, wie Abbildung 3¹¹ zeigt. Dieser Umstand muss bei der Analyse des Spiegelwortschatzes berücksichtigt werden.

¹¹ Die graue Linie zeigt dabei die auf Monatebene aggregierten Rohdaten, während die schwarze Linie einen sogenannten „Smoother“ darstellt (Beckett 2013), welcher für jeden Datenpunkt einen lokalen Mittelwert (hier jeweils ± 12 Monate) berechnet und damit ein Glättungsverfahren darstellt, welches zufällige Schwankungen aus den Daten herausrechnet, damit sich zeitliche

5 Die Messung von Wortschatzwandel

Möchte man sich ganz generell dem Thema Wortschatzwandel aus quantitativer Sicht nähern, so kann man beispielsweise einzelne Wörter bzw. Lemmata auswählen und deren Häufigkeitsverlauf über die Zeit hinweg analysieren (Michel et al. 2010; Davies 2012; siehe auch Abschn. 2). Während dies für einzelne Phänomene und Bereiche ein durchaus vielversprechendes Verfahren darstellt, hat man gleichzeitig das Problem, dass – wie bereits ausgeführt – immer nur ein bestimmter, nach subjektiven Kriterien ausgewählter Wortschatzausschnitt untersucht wird. Möchte man dagegen wissen, wie sich der Wortschatz in bestimmten Zeiträumen ‚global‘ geändert hat, muss man anders vorgehen. Eine Möglichkeit ist, zwei Korpora (in diesem Fall zwei diachrone Korpusausschnitte), wie in Koplenig (2017b) dargestellt, zu vergleichen: Man verrechnet mittels eines geeigneten statistischen Verfahrens die Ähnlichkeit der Worthäufigkeitsverteilung zu zwei Zeitpunkten, zum Beispiel indem man zwei verschiedene Spiegelausgaben miteinander vergleicht. Ein niedriger Wert steht dann (zumeist) für hohe Ähnlichkeit, also für ein niedriges Maß an Wortschatzwandel, ein hoher Wert dagegen für hohe Unähnlichkeit, also für stark ausgeprägten Wortschatzwandel. Dabei handelt es sich also um eine globale Maßzahl, welche Veränderungen auf verschiedenen Ebenen subsumiert (neue Wörter, obsoleete Wörter, unterschiedliche Verwendungshäufigkeiten) und dann eine tiefergehende Analyse auf der Ebene von einzelnen Lemmata oder auch Kollokationen ermöglicht (Kilgarriff 2001; Koplenig 2015). Altmann/Dias/Gerlach (2017) präsentieren basierend auf dem Konzept der „generalisierten Entropien“ allerdings ein völlig neues Messverfahren zum Vergleich zweier Korpora (vgl. auch Gerlach/Font-Clos/Altmann 2016; Dias et al. 2018). Dieses verspricht differenziertere Einsichten in die Ähnlichkeit zweier Korpora im Bereich verschiedener Häufigkeitsklassen als das eben genannte Verfahren, da das Verfahren einen Parameter α beinhaltet, den man frei variieren kann. Wenn man α erhöht (bzw. reduziert), erhöht (bzw. reduziert) man den Einfluss der häufigsten Wörter bei der Ähnlichkeitsberechnung. Der Parameter ist deshalb so interessant, weil das Verfahren damit in gewisser Sicht eine elegante „quantitative Lupe“ darstellt: Wählt man einen niedrigen Parameter, so kann man zum Beispiel den Fokus darauf richten, *worüber* im „Spiegel“ berichtet wird, während ein hoher Parameter die Aufmerksamkeit darauf richtet, *wie* über etwas im „Spiegel“ berichtet wird. Gleichzeitig zeigen Altmann und Kollegen (Altmann/Dias/Gerlach 2017) jedoch auch, dass die Zipfverteilung einen erheblichen Einfluss auf solche informationstheore-

Trends besser visuell erkennen lassen. Wenn nicht anders erwähnt, sind alle im Folgenden dargestellten Zeitreihen nach diesem Verfahren geglättet.

tischen Maßzahlen hat. Dabei belegen die Autoren theoretisch und empirisch, wie groß zwei zu vergleichende Korpora im Allgemeinen sein müssen, um überhaupt präzise Ähnlichkeiten ausrechnen zu können. Auf diesen Umstand wurde in der Literatur bisher noch kaum Rücksicht genommen. Setzt man für α etwa den Wert 1 an, was der Standard-Jensen-Shannon-Divergenz entspricht, so benötigt man zur unverzerrten Abschätzung der Werte Korpora, die mindestens 1.000 Millionen Wortformtoken groß sein müssen.¹² Um Ähnlichkeiten auf Basis eines niedrigeren Parameters zu schätzen, benötigt man schnell unrealistisch große Textsammlungen; für $\alpha = 0,6$ beispielsweise benötigt man bereits 100 Trillionen Wortformtoken.

Wie anfangs gesagt, wollen wir den Spiegelwortschatz als Ganzes in den Blick nehmen. Da wir dafür Subkorpora für diachrone Zeitabschnitte, z.B. für einzelne Monate, bilden müssen, müssen wir auch hierfür den α -Parameter entsprechend einstellen. Für unsere Untersuchung setzen wir deshalb α bei 1,5 an. Hierfür benötigt man circa 100.000 Wortformtoken zur Ähnlichkeitsschätzung, eine Größenordnung, die für die auf Monatsebene aggregierten Spiegeldaten gut erfüllt ist (siehe Abb. 3). Über das Heaps'sche Gesetz lässt sich dann ausrechnen (Altmann/Dias/Gerlach 2017), dass 99% der Unähnlichkeit zwischen zwei Korpora bzw. Texten auf den circa 10.000 häufigsten Wortformtypen beruht. Die Ähnlichkeit berechnet sich über die folgende Formel:

$$\tilde{D}_{\alpha}(p, q) = \frac{\frac{1}{1-\alpha} \left(\sum_i \left(\frac{p+q}{2} \right)_i^{\alpha} - 1 \right) - \frac{1}{2} \left(\frac{1}{1-\alpha} (\sum_i p_i^{\alpha} - 1) \right) - \frac{1}{2} \left(\left(\frac{1}{1-\alpha} (\sum_i q_i^{\alpha} - 1) \right) \right)}{\frac{2^{1-\alpha}}{2} \left(\left(\frac{1}{1-\alpha} (\sum_i p_i^{\alpha} - 1) \right) + \left(\frac{1}{1-\alpha} (\sum_i q_i^{\alpha} - 1) \right) + \frac{2}{1-\alpha} \right)}$$

Dabei wird die Ähnlichkeit zwischen zwei Korpora p und q berechnet, indem für jeden Wortformtyp i die relative Tokenhäufigkeit p_i mit der relativen Tokenhäufigkeit q_i verglichen wird. Im Prinzip werden hier also prozentuale Wortfrequenzen miteinander verglichen. Für unsere Untersuchung haben wir dazu für alle Spiegelausgaben eines Monats die jeweiligen Worthäufigkeitsverteilungen aggregiert. Darauf aufbauend haben wir für alle insgesamt 322.806 Monatspaare die Ähnlichkeit berechnet (zum Beispiel wird der Januar 2010 mit dem April 1960 verglichen, usw.). Dennoch gilt auch hier mit Verweis auf Tweedie/Baayen (1998), dass

¹² Im Umkehrschluss folgt aus dem Ergebnis von Altmann und Kollegen eigentlich, dass viele veröffentlichte Papiere und Studien in diesem Bereich aufgrund variierender Korpusgrößen überprüft werden müssten.

ausgeschlossen werden muss, dass die gefundenen Unähnlichkeiten systematisch durch die wachsenden Ausgabenlängen verzerrt werden. Um zu testen, ob wir tatsächlich auch Sprachwandel oder nur die unterschiedlichen Ausgabenlängen messen, werfen wir in einem nächsten Schritt alle 361.596 uns vorliegenden im „Spiegel“ veröffentlichten Texte in eine (virtuelle) Urne. Aus dieser Urne ziehen wir dann per Zufall die einzelnen Texte und machen daraus einen Text, der circa 284 Millionen Wörter lang ist. Aus diesem Text schneiden wir anschließend sequenziell „Ausgaben“, die in ihrer Länge genau den originalen Ausgaben entsprechen, und wiederholen die Ähnlichkeitsmessung. Dies stellt dann quasi einen Lackmustest im Sinne eines Prüfsteins für die Reliabilität der Methode dar: Durch die Zerstörung des diachronen Signals können wir prüfen, ob unsere Ergebnisse durch die variierenden Korpusgrößen systematisch beeinflusst werden.

6 Ergebnisse zum Wortschatzwandel im „Spiegel“

Abbildung 4 visualisiert den Wortschatzwandel für die Spiegeldaten. Das Diagramm auf der linken Seite zeigt dabei, dass im Schnitt die durchschnittliche Unähnlichkeit mit der zeitlichen Distanz (in Monaten) steigt. Ein Spearman-Korrelationskoeffizient in Höhe von $r = 0,79$ bestätigt diesen visuellen Eindruck. Die schwarze Linie stellt hier (und in den folgenden Abbildungen) einen nicht-parametrischen Smoother da, welcher den tendenziellen Zusammenhang in den Daten visualisiert.

Das Diagramm auf der rechten Seite zeigt das Ergebnis des Lackmustests. Dieser verdeutlicht auf den ersten Blick, dass der Unterschied tatsächlich auf Sprachwandelprozesse rückführbar zu sein scheint. Zwar ergibt sich auch hier eine positive Spearman-Korrelation, jedoch nur in Höhe von $r = 0,30$. Zusätzlich zeigt der visuelle Vergleich der beiden Diagramme eindeutig einen qualitativen Unterschied für die tatsächlichen Daten (links), verglichen mit den Daten, für die das diachrone Signal zerstört wurde (rechts). Auf Basis dieser Ergebnisse kann man nun einen Schritt weiter gehen und die Forschungsfrage stellen, ob sich hier ein Trend über die Zeit hinweg ausmachen lässt, um so zu prüfen, ob sich die Rate des Wortschatzwandels über die Zeit hinweg verändert oder ob sie konstant bleibt (Nettle 1999). Um diese Frage empirisch evaluieren zu können, kann man jede Monatsausgabe mit der Monatsausgabe aus dem Monat davor vergleichen (Koplenig 2016); beispielsweise vergleicht man die aggregierte Häufigkeitsverteilung aus den vier im Februar 2010 erschienenen Ausgaben mit jenen aus dem Januar 2010. Empirisch lassen sich die berechneten Werte dann als Zeitreihe visualisieren. Abbildung 5 visualisiert das Ergebnis.

Abb. 4: Unähnlichkeit des Spiegelwortschatzes als Funktion des zeitlichen Abstands in Monaten

Abb. 5: Die Rate des monatlichen Wortschatzwandels im „Spiegel“ über die Zeit hinweg

Betrachtet man zunächst nur den Verlauf auf der linken Seite, also für die tatsächlichen Daten, so zeigt sich ein vermeintlich spektakuläres Ergebnis. Es scheint sich zu zeigen, dass die Rate des Sprachwandels im „Spiegel“ über die Zeit hinweg abgenommen hat. Gleichzeitig deutet sich auch an, dass dieser Abnahmeprozess über die Zeit hinweg zum Erliegen gekommen ist. Dies würde bedeuten, dass sich

zwei Spiegel-Ausgaben von 1960 und 1961 deutlicher voneinander unterscheiden als zwei Ausgaben von 2009 und 2010. Jedoch zieht der Lackmustest im Diagramm auf der rechten Seite diese Interpretation stark in Zweifel, da sich auch hier ein ähnliches, beinahe analoges Bild ergibt. Dies ist insofern interessant, als wir doch eigentlich im Rahmen des Lackmustests sämtliche diachronen Informationen aus den Daten getilgt haben. Dies trifft jedoch nicht ganz zu, erhalten geblieben ist die über die Zeit hinweg variierende Korpusgröße, welche für die Ergebnisse verantwortlich zu sein scheint. Um dies zu überprüfen, haben wir in Abbildung 6 zusätzlich zu den Wortschatzwandelraten die Ausgabenlängen im zeitlichen Verlauf abgebildet (siehe Abb. 6). Aus Gründen der besseren Illustration haben wir dabei den Verlauf der Ausgabenlänge umgedreht (von hoch zu niedrig).

Abb. 6: Wortschatzwandelraten und Korpusgrößen im Zeitverlauf

Man sieht deutliche Ähnlichkeiten zwischen den grauen und den schwarzen Verläufen. Hieraus lässt sich schließen, dass, obschon bei der verwendeten Methode eigentlich nur die relativen Häufigkeiten für die ca. 10.000 häufigsten Typen miteinander verglichen werden, die variierende Korpusgröße die Ergebnisse systematisch und stark beeinflusst. An diesem Punkt stellt sich eine zentrale Frage: Kann man überhaupt Korpora mit unterschiedlichen Größen sinnvoll miteinander vergleichen? Dieser aus quantitativ-empirischer Sicht in höchstem Maße relevanten Frage möchten wir mittelfristig auf den Grund gehen. Zunächst haben wir jedoch versucht, das Problem in diesem Kontext zu lösen, indem wir für jedes Jahr per Zufall aus den Daten mittels eines sogenannten Binomialsplits Zufallsstichproben der Größe 100.000 Wortformtokens erzeugt haben (Piantadosi 2014; Koplenig 2018). Da dieser Ansatz das Problem aber augenscheinlich auch nicht lösen konnte, folgern wir daraus, dass hier eine Verbindung mit der oben angesprochenen text-

lichen Kohärenz bzw. der „Nicht-Stationarität“ von Worthäufigkeitsverteilungen zusammenhängt. Aus diesem Grund haben wir für jeden Monat alle im „Spiegel“ erschienenen Texte in einer zufälligen Reihenfolge angeordnet und hiervon dann die ersten 100.000 Wörter behalten. Somit vergleichen wir für jeden Monat eine Stichprobengröße in Höhe von 100.000 Wörtern unter Beibehaltung der textlichen Kohärenz. Für diesen Datensatz haben wir dann die weiter oben skizzierte Methode wiederholt; Abbildung 7 zeigt das Ergebnis analog zu Abbildung 4.

Abb. 7: Unähnlichkeit als Funktion des zeitlichen Abstands in Monaten (Stichproben-Version)

Im Vergleich zu Letzterer fällt besonders auf, dass der Lackmustest nun wirklich überhaupt nicht mehr anschlägt (Korrelationskoeffizient $r = 0,00$); somit können wir zumindest für diese Stichprobe davon ausgehen, dass es sich hier um einen unverzerrten Effekt handelt. Von der Form her deutet sich hier (linkes Diagramm) ein logarithmischer Zusammenhang zwischen der geschätzten Unähnlichkeit und der zeitlichen Distanz an. In der Tat erklärt ein einfaches Regressionsmodell mit der Unähnlichkeit als dem zu erklärenden Merkmal und der logarithmierten Distanz als Prädiktor mehr als 50% der Varianz der Unähnlichkeit. Dies legt den Schluss nahe, dass der Einfluss der zeitlichen Distanz zwischen zwei Ausgaben auf die gemessene Unähnlichkeit mit der Distanz fällt. Inhaltlich bedeutet dies, dass beispielsweise zwischen einer zeitlichen Distanz von 10 und 20 Monaten ein

größerer Unterschied in der Unähnlichkeit besteht als zwischen zum Beispiel 100 und 200 Monaten. Eventuell impliziert dies, dass anfangs noch thematische Unterschiede einen Einfluss auf die gemessene Unähnlichkeit haben, während man – auf lange Sicht – quasi nicht nur den Wandel in der Lexik, sondern auf breiterer Ebene Sprachwandel misst. Dies ist sicherlich ein Bereich, den wir zukünftig noch genauer unter die ‚quantitative‘ Lupe nehmen wollen.

Abbildung 8 visualisiert die Ergebnisse für die Stichprobendaten analog zu Abbildung 5 hinsichtlich der Frage, ob sich für die Spiegeldaten ein Trend über die Zeit hinweg erkennen lässt. Wiederum zeigt unsere Prüfmethode im Diagramm auf der rechten Seite, dass keine zu links vergleichbare Tendenz mehr erkennbar ist. Damit können wir davon ausgehen, dass es sich links auch tatsächlich um den unverzerrten Effekt handelt.

Abb. 8: Die Rate des monatlichen Wortschatzwandels über die Zeit hinweg (Stichproben-Version)

Diesen Eindruck bestätigt auch Abbildung 9 im Vergleich zu Abbildung 6, die variierenden Ausgabenlängen beeinflussen das Ergebnis nun nicht mehr. Empirisch zeigt sich also (rechtes Diagramm der Abb. 9), dass die Unähnlichkeitsrate über die Zeit hinweg abgenommen hat. Hieran ließe sich eine genauere Folgestudie anschließen, welche unter Verbindung von quantitativen Methoden und qualitativen Elementen die Identifizierung der „linguistischen“ Gründe für diese Abnahme zum Ziel haben könnte.

Abschließend möchten wir noch versuchen, die in der Einleitung aufgeworfene Frage zu beantworten, ob es einen Unterschied auf der Mikroebene gibt, d.h., ob eine Ausgabe, die zeitlich einen Monat von der heutigen Ausgabe entfernt ist, ähnlicher als eine Ausgabe ist, welche zwei, drei oder vier Monate entfernt ist.

Abb. 9: Wortschatzwandelraten und Korpusgrößen im Zeitverlauf (Stichproben-Version)

Abb. 10: Wortschatzwandel auf der Mikroebene

Das linke Diagramm in Abbildung 10 zeigt auf der Ordinatenachse die durchschnittliche Unähnlichkeit. Zum Beispiel ist unter „1“ auf der Abszissenachse der Durchschnittswert für alle (in diesem Fall 802) „Spiegel“-Paare mit einem Abstand von einem Monat abgetragen. Es zeigt sich hier auch auf Monatebene ein deutlicher Zusammenhang: Je weiter zwei Ausgaben voneinander entfernt sind, desto unähnlicher sind sie sich. Für das Diagramm auf der rechten Seite sind wir noch einen Schritt weiter gegangen und haben tatsächliche Einzelausgaben miteinander verglichen. Dazu haben wir einen α -Wert in Höhe von 2 angesetzt (d.h., relevant für die Unähnlichkeitsberechnung sind hier die 200 häufigsten Wortform-

typen). Auch hier zeigt sich wieder ein offensichtlicher, wenn auch kein perfekter Zusammenhang, was darauf zurückführbar ist, dass es viel Rauschen in den Daten gibt. Auf der Ebene von einzelnen Ausgaben handelt es sich natürlich um noch feinkörnigere Unterschiede verglichen mit der Ebene von Monaten, illustriert wird dies an den Größenordnungen der Skalen der beiden Ordinatenachsen.

Im Ergebnis lässt sich nun Folgendes schließen: Wenn man heute eine Spiegelausgabe liest und diese mit einer Ausgabe von vor einem Monat vergleicht, so ist der Wortschatz ein wenig ‚anders‘, vergleicht man die heutige Ausgabe mit der Ausgabe von vor zwei Monaten, so unterscheiden sich diese, im Schnitt, noch ein wenig stärker. Dieses Ergebnis zeigt sich auch für einzelne Ausgaben. Nach unserem Kenntnisstand ist dies das erste Mal, dass Sprachwandel auf einem so feinkörnigen Level quantitativ sichtbar gemacht wird. Zwar gilt es in diesem Kontext zu betonen, dass dieses Ergebnis bei der Lektüre qualitativ nicht ‚spürbar‘ ist, dennoch ist es quantitativ auf einem so feinkörnigen Level messbar, was aus unserer Sicht ein durchaus interessantes Ergebnis ist.

7 Fazit

Die Analyse des Spiegelwortschatzes hat aus methodischer Sicht einmal mehr gezeigt, wie weitreichend das Problem unterschiedlich großer Korpora in Verbindung mit der Zipfverteilung von Worthäufigkeiten im Bereich der quantitativen Linguistik tatsächlich ist. Allein durch variierende Ausgabenlängen wurden unsere initialen Ergebnisse deutlich verzerrt, wie unser Lackmustest eindeutig zutage gefördert hat.

Führt man sich ein berühmtes Zitat von William Labov vor Augen, so wird klar, warum das Problem besonders relevant für die diachrone Korpuslinguistik ist: „Historische Dokumente überleben zufällig, nicht absichtlich, und die zur Verfügung stehende Auswahl ist das Produkt einer nicht vorhersagbaren Verkettung historischer Umstände“ (Labov 1994).¹³ Man kann hier auch einen Schritt weiter gehen und argumentieren, dass diachrone Dokumente nicht nur zufällig überleben, sondern dass die ‚Überlebensrate‘ mit der Zeit variiert, oder anders ausgedrückt, je neuer ein Dokument, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass es überlebt.¹⁴ Für die in diesem Beitrag vorgestellte Analyse des Spiegelwortschatzes

¹³ Unsere Übersetzung von: „Historical documents survive by chance, not by design, and the selection that is available is the product of an unpredictable series of historical accidents“.

¹⁴ Vielleicht bedarf es hier eines generellen Umdenkens: In vielen Situationen gibt es einfach keine andere Möglichkeit, als mit den Daten zu arbeiten, die, aus welchen Gründen auch immer,

stellt sich dieses Problem natürlich nicht, da wir hier alle Daten zur Verfügung haben. Wenn man aber an diachrone Studien über größere Zeitspannen denkt, so wird klar, dass man hier, quasi aus prinzipiellen Gründen, weniger Material zur Verfügung hat, je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht. Noch problematischer wird es, wenn man zum Beispiel an die Google-Books-Ngram-Korpora denkt (Michel et al. 2010), wo man generell nur aggregierte Worthäufigkeitslisten zur Verfügung hat. Lassen sich hiermit überhaupt sinnvoll Wandelprozesse abschätzen? Die hier vorgestellten Ergebnisse werfen jedenfalls Zweifel auf.

Gleichzeitig gilt, dass das Problem unterschiedlicher Korpusgrößen natürlich nicht nur für die diachrone, sondern auch für die synchrone Korpuslinguistik besteht. So stellt sich hier die Frage, was unsere Ergebnisse ganz generell für den quantitativen Vergleich von Korpora bzw. Texten mit unterschiedlichen Größen bedeutet. Genauso werfen die Ausführungen von Altmann und Gerlach zur notwendigen Größe von Korpora bei der Analyse von sprachlichen Phänomenen im niedrigfrequenten Bereich viele noch zu klärende Fragen auf. Aus diesem Grund glauben wir, dass weitere Forschung in diesem Bereich äußerst wichtig ist.

Gleichzeitig möchten wir Folgendes festhalten: Bei all den Schwierigkeiten, die Sprachdaten bei der quantitativen Analyse bereiten, bieten sie auch besondere Chancen. Man kann sozusagen mit den Daten ‚arbeiten‘, sie manipulieren, indem man sie neu anordnet oder die vorhandene Information maskiert, um gezielt bestimmte Effekte ‚auszuschalten‘ (siehe z.B. Koplenig et al. 2017). Weitere Möglichkeiten sind der in diesem Beitrag vorgestellte Lackmustest sowie das daran anschließende Stichprobenverfahren, welches es uns ermöglicht hat, die Abhängigkeit von der Ausgabenlänge auszuschließen.¹⁵

Abschließend möchten wir Folgendes betonen: Natürlich sind auch wir der Ansicht, dass eine empirische Überprüfung von Erkenntnissen, die auf introspektiven/subjektiven Urteilen beruhen, für die Sprachwissenschaften, sowohl aus methodologischer als auch aus erkenntnistheoretischer Sicht, essenziell ist (Wasow/Arnold 2005; Pullum 2007; Sternefeld/Richter 2012). Gleichzeitig glauben wir aber auch, dass wir hierfür bessere Methoden benötigen, welche den Besonderheiten von Sprachdaten Rechnung tragen (Koplenig 2017a). Deshalb denken wir, dass es wichtig ist, sich in der linguistischen Forschung mehr als bisher mit den Fall-

zur Verfügung stehen. Vielleicht muss man deshalb diachrone Korpuslinguistik mehr als archäologische Linguistik verstehen, um mit geeigneten Methoden etwas Interessantes über die Vergangenheit zu lernen (vgl. auch Koplenig 2016, Kap. 2).

¹⁵ Dies ist jedoch nicht völlig unproblematisch. In gewisser Weise stellt es ja auch eine Form von Sprachwandel dar, dass die Spiegelausgaben über die Zeit hinweg länger geworden sind. Durch die Stichprobenziehung verliert man natürlich auch Information. Auch hier sehen wir einen evidenten Forschungsbedarf.

stricken zu beschäftigen, die die quantitative Analyse von Sprachdaten mit sich bringt. Auch wenn die Implikationen dieser Fallstricke, z.B. die Schwierigkeiten, Korpora unterschiedlicher Größe miteinander zu vergleichen oder Phänomene im niedrigfrequenten Bereich gut messen zu können, unbequem sind, führt – denken wir – kein Weg daran vorbei, dieses Problemfeld methodisch näher zu ergründen. Unsere Analyse des Wortschatzwandels im „Spiegel“ hat deutlich gezeigt, dass man sonst Gefahr läuft, auf den ersten Blick interessante Ergebnisse nicht kritisch genug zu hinterfragen und sie gelten zu lassen, obwohl sie nicht das messen, was impliziert ist. In einem sehr empfehlenswerten Beitrag mit dem passenden Titel „Statistische Annahmen als empirische Verpflichtungen“ zeigen Berk/Freedman (2003),¹⁶ dass die Annahmen, welche statistischen Modellen zugrunde liegen, eben kein ‚Kann‘, sondern ein ‚Muss‘ sind.

Literatur

- Aitchison, Laurence/Corradi, Nicola/Latham, Peter E. (2016): Zipf's Law arises naturally when there are underlying, unobserved variables. In: Sporns, Olaf (Hg.): *PLOS Computational Biology* 12, 12. DOI: 10.1371/journal.pcbi.1005110.
- Allan, Kathryn/Robinson, Justyna A. (Hg.) (2012): *Current methods in historical semantics*. (= *Topics in English Linguistics (TiEL)* 73). Berlin/Boston.
- Altmann, Eduardo G./Cristadoro, Giampaolo/Esposti, Mirko Degli (2012): On the origin of long-range correlations in texts. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 109, 29, S. 11582–11587. DOI: 10.1073/pnas.1117723109.
- Altmann, Eduardo G./Dias, Laércio/Gerlach, Martin (2017): Generalized entropies and the similarity of texts. In: *Journal of Statistical Mechanics. Theory and Experiment* 2017, 1.
- Baayen, R. Harald (2001): *Word frequency distributions*. Dordrecht.
- Beckett, Sean (2013): *Introduction to time series using Stata*. College Station.
- Behrens, Heike/Pfänder, Stefan (2016): *Experience counts: Frequency effects in language*. (= *Linguae & litterae* 54). Berlin/Boston.
- Berk, Richard A./Freedman, David A. (2003): *Statistical assumptions as empirical commitments*. In: Messinger, Sheldon L./Blomberg, Thomas G./Cohen, Stanley (Hg.): *Law, punishment, and social control. Essays in honor of Sheldon Messinger*. 2. Aufl. New York. Internet: <http://stat.berkeley.edu/~census/berk2.pdf> (Stand: 15.6.2015).
- Blei, David M./Lafferty, John D (2006): *Dynamic topic models*. In: Cohen, William W./Moore, Andrew (Hg.): *Proceedings of the Twenty-Third International Conference on Machine Learning*, June 25–29, 2006, Pittsburgh. New York, S. 113–120.
- Bybee, Joan (2015): *Language change*. Cambridge.
- Clauset, Aaron/Shalizi, Cosma Rohilla/Newman, Mark E.J. (2009): Power-law distributions in empirical data. In: *SIAM Review* 51, 4, S. 661–703. DOI: 10.1137/070710111.

16 Unsere Übersetzung von: „Statistical assumptions as empirical commitments“.

- Davies, Mark (2012): Expanding horizons in historical linguistics with the 400-million word corpus of historical American English. In: *Corpora* 7, 2, S. 121–157. DOI: 10.3366/cor.2012.0024.
- Deerwester, Scott et al. (1990): Indexing by latent semantic analysis. In: *Journal of the American Society for Information Science* 41, 6, S. 391–407.
- Dias, Laércio et al. (2018): Using text analysis to quantify the similarity and evolution of scientific disciplines. In: *Royal Society Open Science* 5. DOI: 10.1098/rsos.171545.
- Ellis, Nick C. (2012): What can we count in language, and what counts in language acquisition, cognition, and use? In: Gries, Stefan Th./Divjak, Dagmar (Hg.): *Frequency effects in language learning and processing*. Bd. 1. (= *Trends in Linguistics. Studies and Monographs* (TiLSM) 244.1). Berlin/Boston, S. 7–34.
- Engelberg, Stefan (2015): Quantitative Verteilungen im Wortschatz. Zu lexikologischen und lexikografischen Aspekten eines dynamischen Lexikons. In: Eichinger, Ludwig M. (Hg.): *Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven*. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2014). Berlin u.a., S. 205–230. Internet: <https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/3481> (Stand: 1.6.2017).
- Engelberg, Stefan/Lobin, Henning/Steyer, Kathrin (Hg.) (2018): *Wortschätze. Dynamik, Muster, Komplexität*. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2017). Berlin/Boston.
- Gerlach, Martin/Font-Clos, Francesc/Altmann, Eduardo G. (2016): Similarity of symbol frequency distributions with heavy tails. In: *Physical Review X* 6, 2. DOI: 10.1103/PhysRevX.6.021009. Internet: <https://link.aps.org/doi/10.1103/PhysRevX.6.021009> (Stand: 8.1.2018).
- Hilpert, Martin/Perek, Florent (2015): Meaning change in a petri dish: Constructions, semantic vector spaces, and motion charts. In: *Linguistics Vanguard* 1, 1, S. 339–350.
- Kämper, Heidrun (2013): *Wörterbuch zum Demokratiediskurs 1967/68*. Berlin/Boston: DOI: 10.1524/9783050065113. Internet: <https://degruyter.com/view/product/219708> (Stand: 2.5.2018).
- Kerremans, Daphné/Stegmayr, Susanne/Schmid, Hans-Jörg (2012): The NeoCrawler. Identifying and retrieving neologisms from the internet and monitoring ongoing change. In: Allan/Robinson (Hg.), S. 59–96.
- Kilgariff, Adam (2001): Comparing corpora. In: *International Journal of Corpus Linguistics* 6, 1, S. 97–133. DOI: 10.1075/ijcl.6.1.05kil.
- Koplenig, Alexander (2015): The impact of lacking metadata for the measurement of cultural and linguistic change using the Google Ngram data sets. Reconstructing the composition of the German corpus in times of WWII. In: *Digital Scholarship in the Humanities* 32, 1, S. 169–188. DOI: 10.1093/llc/fqv037.
- Koplenig, Alexander (2016): *Analyzing lexical change in diachronic corpora*. Diss. Mannheim. Internet: <https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/4890> (Stand: 19.9.2018).
- Koplenig, Alexander (2017a): Against statistical significance testing in corpus linguistics. In: *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* 0/0. DOI: 10.1515/cllt-2016-0036. Internet: <https://degruyter.com/view/j/cllt.ahead-of-print/cllt-2016-0036/cllt-2016-0036.xml?format=INT> (Stand: 8.1.2018).
- Koplenig, Alexander (2017b): A data-driven method to identify (correlated) changes in chronological corpora. In: *Journal of Quantitative Linguistics* 24, 4, S. 289–318. DOI: 10.1080/09296174.2017.1311447.
- Koplenig, Alexander (2018): Using the parameters of the Zipf–Mandelbrot law to measure diachronic lexical, syntactical and stylistic changes. A large-scale corpus analysis. In: *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* 14, 1, S. 1–34. DOI: 10.1515/cllt-2014-0049.

- Koplenig, Alexander et al. (2017): The statistical trade-off between word order and word structure. Large-scale evidence for the principle of least effort. In: Plos One 12, 3. DOI: 10.1371/journal.pone.0173614.
- Labov, William (1994): Principles of linguistic change. (= Language in Society 20). Oxford/Cambridge, MA.
- Lestrade, Sander (2017): Unzipping Zipf's law. In: Plos One 12, 8. DOI: 10.1371/journal.pone.0181987.
- Lijffijt, Jeffrey et al. (2014): Significance testing of word frequencies in corpora. In: Digital Scholarship in the Humanities 31, 2, S. 374–397. DOI: 10.1093/dsh/fqu064. Internet: <http://dsh.oxfordjournals.org/cgi/doi/10.1093/dsh/fqu064> (Stand: 22.4.2015).
- Manning, Christopher D./Raghavan, Prabhakar/Schütze, Hinrich (2008): Introduction to information retrieval. New York.
- Michel, Jean-Baptiste et al. (2010): Quantitative analysis of culture using millions of digitized books. Supporting Online Material II. In: Science 331, 14. Internet: <http://sciencemag.org/content/331/6014/176/suppl/DC1> (Stand: 5.4.2014).
- Müller-Spitzer, Carolyn/Wolfer, Sascha/Koplenig, Alexander (2018): Quantitative Analyse lexikalischer Daten. Methodenreflexion am Beispiel von Wandel und Sequenzialität. In: Engelberg/Lobin/Steyer (Hg.), S. 245–266.
- Nettle, Daniel (1999): Is the rate of linguistic change constant? In: Lingua 108, 2–3, S. 119–136. DOI: 10.1016/S0024-3841(98)00047-3.
- Perek, Florent (2016): Using distributional semantics to study syntactic productivity in diachrony. A case study. In: Linguistics 54, 1, S. 149–188.
- Piantadosi, Steven T. (2014): Zipf's word frequency law in natural language. A critical review and future directions. In: Psychonomic Bulletin & Review 21, 5, S. 1112–1130. DOI: 10.3758/s13423-014-0585-6. Internet: <http://link.springer.com/10.3758/s13423-014-0585-6> (Stand: 2.5.2014).
- Pullum, Geoffrey K. (2007): Ungrammaticality, rarity, and corpus use. In: Corpus Linguistics and Linguistic Theory 3, S. 33–47.
- Schmid, Hans-Jörg (2018): Ein integratives soziokognitives Modell des dynamischen Lexikons. In: Engelberg/Lobin/Steyer (Hg.), S. 215–232.
- Sternefeld, Wolfgang/Richter, Frank (2012): Wo stehen wir in der Grammatiktheorie? Bemerkungen anlässlich eines Buchs von Stefan Müller. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 31, 2, S. 263–291. DOI: 10.1515/zfs-2012-0010. Internet: <https://degruyter.com/view/j/zfs-2012-31.issue-2/zfs-2012-0010/zfs-2012-0010.xml> (Stand: 19.4.2018).
- Szmrecsanyi, Benedikt (2016): About text frequencies in historical linguistics. Disentangling environmental and grammatical change. In: Corpus Linguistics and Linguistic Theory 12, 1, S. 153–171. DOI: 10.1515/cllt-2015-0068. Internet: <http://degruyter.com/view/j/cllt.2016.12.issue-1/cllt-2015-0068/cllt-2015-0068.xml> (Stand: 6.6.2016).
- Tweedie, Fiona J./Baayen, Harald. R. (1998): How variable may a constant be? Measures of lexical richness in perspective. In: Computers and the Humanities 32, 5, S. 323–352.
- Wasow, Thomas/Arnold, Jennifer (2005): Intuitions in linguistic argumentation. In: Lingua 114, 11, S. 1481–1496.
- Würschinger, Quirin et al. (2016): Using the web and social media as corpora for monitoring the spread of neologisms. The case of *rapefugee*, *rapeugee*, and *rapugee*. In: Proceedings of the 10th Web as Corpus Workshop (WAC-X). Annual meeting of the Association for Computational Linguistics (ACL). Berlin, S. 35–43. Internet: <http://aclweb.org/anthology/W16-2605> (Stand: 19.9.2018).

Angelika Storrer (Mannheim)

Text und Interaktion im Internet

Abstract: Der Beitrag behandelt das Zusammenspiel von Text und Interaktion im Internet. Abschnitt 2 erläutert am Beispiel der Wikipedia, wie sich die textorientierte Arbeit an den Artikeln und das interaktionsorientierte Diskutieren funktional ergänzen. Abschnitt 3 untersucht Links als digitale Kohärenzbildungshilfen und zeigt an einem Fallbeispiel, wie diese in den schriftlichen Diskussionen dafür genutzt werden, relevante Informationen im „virtuellen“ Aufmerksamkeitsbereich präsent und für phorische und deiktische Bezugnahmen zugänglich zu machen. Abschnitt 4 diskutiert Ergebnisse aus zwei Vergleichsstudien zum Gebrauch der Konnektoren *weil* sowie *sprich* und *d.h.* in Wikipedia-Artikeln und Diskussionen, die auf der Basis von Wikipedia-Korpora in der DEREKO-Sammlung des IDS durchgeführt wurden.

1 Einführung

Nicht-linear organisierte Texte und Kommunikationsformen wie E-Mail, Chat und Diskussionsforen waren bereits in den 90er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts verbreitet. Durch soziale Medien und deren Nutzung über mobile Endgeräte sind Hypertexte und internetbasierte Kommunikation inzwischen für viele Menschen alltäglich geworden. Obwohl die Besonderheiten internetbasierter Kommunikation und sozialer Medien mittlerweile ausführlich beschrieben sind,¹ werden sie in deutschen Grammatiken, mit Ausnahme von Hoffmann (2014), allenfalls am Rande behandelt. Selbst neuere Ansätze zur Textanalyse, z.B. Ágel (2017), konzentrieren sich auf gestaltstabile, linear organisierte Schrifttexte. Viele Kategorien zur Textanalyse – z.B. Oppositionspaare wie Anapher vs. Katapher, Thema vs. Rhema – setzen implizit voraus, dass Texte eine stabile Gestalt haben und linear organisiert sind, d.h. in einer eindeutig identifizierbaren Abfolge vom Textanfang zum Textende führen. In linearen Texten kann ein Autor antizipieren, welche Konzepte und Diskursreferenten im Vortext eingeführt wurden und welche Wissensbestände zum aktuellen Zeitpunkt im Aufmerksamkeitsbereich des Rezipienten „erreichbar“ sein sollten. Dass diese an linearen, gestaltstabilen Texten entwickelten Kategorien nicht ohne Adaption auf nicht-linear organisierte digitale Texte

¹ Vgl. u.a. Beißwenger (2007); Androutsopoulos et al. (2013); Barton/Lee (2013); Marx/Weidacher (2014); Storrer (2018).

übertragen werden können, wurde in der Literatur zu Hypertexten schon früh thematisiert (vgl. u.a. Kuhlen 1991; Storrer 2004).

Dieser Beitrag versteht sich als Plädoyer dafür, den Gegenstandsbereich von Textanalyseansätzen auf digitale Hypertexte und interaktionsorientierte Schreibformen zu erweitern. Im Jahr 2018 sind digitale Kohärenzbildungshilfen, wie Links, Hashtags oder Adressierungen, keine Randerscheinungen mehr. Auch gibt es inzwischen öffentlich zugängliche Korpora, an denen man den Sprachgebrauch in der digitalen Kommunikation untersuchen kann (vgl. Beißwenger 2018). Am Beispiel der Wikipedia, einem der ältesten und erfolgreichsten Projekte des Social Web, rekapituliert dieser Beitrag in Abschnitt 2.1 zunächst zentrale Eigenschaften, durch die sich digitale Hypertexte von gestaltstabilen Texten unterscheiden. Abschnitt 2.2 erläutert das Zusammenspiel des textorientierten Verfassens von Wikipedia-Artikeln und der interaktionsorientierten Aushandlung von Fragen zur Artikelarbeit auf den Diskussionsseiten des Projekts. Die Opposition von Text- und Interaktionsorientierung bildet dann auch den Hintergrund der Vergleichsstudien zum Umgang mit Hyperlinks in Abschnitt 3 und zur Verwendung der Konnektoren *weil*, *d.h.* und *sprich* in Abschnitt 4.

Die Wikipedia steht unter einer freien Lizenz zur Verfügung und bietet damit der Forschung die Möglichkeit, die Daten in linguistisch aufbereitete Korpora zu überführen. Das Institut für Deutsche Sprache bietet über seine Korpusinfrastruktur Zugriff auf linguistisch aufbereitete Korpora zu Wikipedia-Artikeln und Wikipedia-Diskussionen zu verschiedenen Jahrgängen in mehreren Sprachen; der Bestand wird laufend erweitert und ausgebaut (Lüngen/Kupietz 2017). Zwei im Jahr 2015 erzeugte Korpora mit Artikeltexten (Wiki-A-2015) und mit Artikeldiskussionen (Wiki-D-2015) aus dieser Korpusfamilie dienen als die Datengrundlage für die Fallstudien dieses Beitrags.

2 Hypertext und interaktionsorientiertes Schreiben im Social Web: das Beispiel Wikipedia

In diesem Kapitel geht es um zwei Konzepte, die für das Zusammenspiel von Text und Interaktion im Social Web² zentral sind: (1) das Hypertext-Konzept und (2) das

² Die Bezeichnung *Social Web* verwenden wir in der von Ebersbach/Glaser/Heigl (2016) präzisierten Bedeutung, die auf die sozialen und kommunikativen Aspekte, den Aufbau und die Pflege

Konzept des interaktionsorientierten Schreibens. Beide sollen am Beispiel der Wikipedia erläutert werden, die sich sehr gut für diesen Zweck eignet:

Ad (1): Wikipedia wird von einem Hypertextsystem verwaltet, das die nicht-lineare Aufbereitung von Inhalten auf miteinander durch Hyperlinks verknüpften Seiten unterstützt. Wenn man Wikipedia-Artikel oder die darauf bezogenen Diskussionen mit den am Printtext ausgerichteten Ansätzen zur Text- und Diskursanalyse bearbeiten möchte, stellen sich neue Herausforderungen, die in Abschnitt 2.1 erläutert werden.

Ad (2): An der Wikipedia können sich prinzipiell alle Interessierten beteiligen, sofern sie sich an die in der Community ausgehandelten Leitlinien und Prinzipien halten. Da nicht nur die dabei entstehenden Produkte – die enzyklopädischen Artikel –, sondern auch die Diskussions- und Revisionsprozesse schriftlich verfügbar sind, bietet die Wikipedia interessante Möglichkeiten, nicht nur die Produkte, sondern auch die gemeinschaftlichen Schreib- und Aushandlungsprozesse zu erforschen.³ Am Vergleich der Artikel- und der Diskussionsbereiche kann man aber auch sehr gut eine neue Haltung zum Umgang mit Schriftsprache illustrieren, die in Abschnitt 2.2 als interaktionsorientiertes Schreiben vom textorientierten Verfassen der Artikeltexte abgegrenzt wird.

2.1 Text und Hypertext am Beispiel Wikipedia

Hypertexte sind digitale Texte, die von Softwaresystemen verwaltet werden. Auch die Wikipedia wird von einem Wiki-System namens MediaWiki verwaltet, das die gemeinschaftliche Bearbeitung von Hypertexten mit speziellen Funktionen unterstützt (vgl. Beißwenger/Storrer 2010; van Dijk 2010). Die von Wiki-Systemen verwalteten Hypertexte haben verschiedene Bereiche, sogenannte Namensräume, von denen wir zwei herausgreifen: (1) den Artikelnamensraum mit den enzyklopädischen Artikeln, die in der Wikipedia den Bezugspunkt der gemeinsamen Arbeit im Projekt bilden; (2) den Namensraum der Artikeldiskussionen, in denen über die Arbeit an den Artikeln und deren Optimierung diskutiert wird. Am Beispiel der Wikipedia werden im Folgenden vier charakteristische Merkmale von Hypertexten erläutert: Adaptivität, Dynamik, Vernetzung (Nicht-Linearität) und Interaktivität.

Das Merkmal „Adaptivität“ bedeutet, dass die Art und Weise, wie die Daten präsentiert werden, nicht fest vorgegeben ist. Aus derselben Datenstruktur kann

sozialer Beziehungen, den Informationsaustausch und die gemeinsame Wissensproduktion mithilfe von webbasierten Anwendungen fokussiert (ebd., S. 32).

3 Vgl. z.B. Liebert/Kohl (2004); Kallass (2013); Beißwenger (2016); Gredel (2017).

man unterschiedliche Sichten für verschiedene Interaktionsgeräte oder Nutzungssituationen generieren: In einer „App“-Sicht auf die Wikipedia sind die Navigationsselemente anders angeordnet als in einer für die Desktop-Nutzung konzipierten Browser-Sicht. Druckerfreundliche Darstellungen kann man mit der Funktion „Als PDF herunterladen“ erzeugen.

Das Merkmal „Dynamik“ lässt sich gerade an Wikipedia-Artikeln sehr gut illustrieren. Diese sind nicht für eine Publikation als abgeschlossener, gestaltstabiler Text konzipiert, sondern für eine fortlaufende Aktualisierung und Optimierung. Alle Artikelversionen werden in der öffentlich einsehbaren Versionengeschichte gespeichert,⁴ dort kann man Versionen vergleichen und neue Versionen durch frühere ersetzen. Jede gespeicherte Version kann über einen permanenten Link angesteuert werden. Im Beispiel in Abschnitt 3 werden wir sehen, wie die Nutzer Links zu verschiedenen Artikelversionen in den Diskussionsseiten als Kontextualisierungshilfen einsetzen.

Variabilität im Layout und das Vorhandensein verschiedener Textversionen sind natürlich kein genuin neues Merkmal digitaler Hypertexte. Auch in der Printwelt gab es Texte in verschiedenen Ausgaben, sodass die Bezugnahme auf eine stabile Textform implizit schon immer eine Vorarbeit für die eigentliche Textanalyse bildete. Die Merkmale Adaptivität und Dynamik basieren allerdings auf Computertechnik und Algorithmen, die Textformen überhaupt erst aus einer digitalen Datenbasis generieren. Aus dieser Datenbasis muss man sich eine stabile Datengrundlage als eindeutig rekonstruierbaren Bezugspunkt für die Analyse generieren. Dabei kann man entweder bei den vom Wiki-System ausgegebenen Datenstrukturen ansetzen, wie dies z.B. beim Aufbau und der linguistischen Aufbereitung von Wikipedia-Korpora geschieht (Margaretha/Lüngen 2014). Man kann aber auch eine bestimmte Sicht abspeichern, z.B. als PDF-Dokument oder durch Bildschirmschnappschüsse, wie in den Abbildungen 1–2 dieses Artikels. Der Vorteil der datenstrukturbezogenen Analyse besteht darin, dass man die Daten computergestützt und damit auch quantitativ auswerten kann. Der Vorteil der sichtbezogenen Analyse, bei der eine bestimmte Präsentationsform der Daten durch Speicherung „stabilisiert“ wird, besteht darin, dass die Artikel und Diskussionen in einem „authentischen“ Layout erscheinen, wie es für die Nutzung der Wikipedia entwickelt wurde. Natürlich lassen sich auch Erkenntnisse aus datenstrukturbezogenen und aus sichtbezogenen Analysen kombinieren.⁵

⁴ In dem in Abbildung 1 gezeigten Artikelausschnitt kann man die Versionengeschichte über den Link rechts oben aufrufen.

⁵ Vgl. z.B. die Untersuchung in Wessler et al. (2017).

Adaptivität und Dynamik sind keine Eigenschaften, die nur Hypertexte haben. Auch mit einem Textverarbeitungssystem können Texte in verschiedenen Versionen gespeichert und in unterschiedlichen Ansichten angezeigt werden. Die zentrale Idee von Hypertext, die mit dem Merkmal „Nicht-Linearität“ erfasst werden soll, besteht in der Verknüpfung von Hypertexteinheiten durch Hyperlinks, im Weiteren kurz „Links“ genannt. Links verknüpfen Texte und Textausschnitte, z.B. Wikipedia-Artikel mit weiterführenden Informationen und mit Quellen. Mit Links wird der Text um eine operative Schicht angereichert, die beim Ausdrucken oder in den Schnappschüssen wie in den Abbildungen 1 und 2 verloren geht. Typen von Links und ihr Stellenwert für die Kohärenzbildung wurden bereits früh ausführlich diskutiert (Kuhlen 1991; Hammwöhner 1997). Als neuer Aspekt soll in Abschnitt 3 an einem Beispiel herausgearbeitet werden, wie sich der Gebrauch von Links in den Artikeltexten von dem in den Diskussionen unterscheidet und welche Konsequenzen sich daraus für die Analyse ergeben.

Bereits vor der Verbreitung des Social Web bezeichnete man in der Informatik Software als interaktiv, wenn die Nutzer deren Verhalten über Interaktionsgeräte selbst steuern können, indem sie z.B. Hyperlinks aktivieren oder Suchfunktionen nutzen (vgl. Haack 1995). In der Medien- und Kulturwissenschaft wird der Ausdruck „interaktiv“ hingegen meist für die sprachliche Interaktion zwischen Nutzern über internetbasierte Kommunikationssoftware verwendet. Will man zwischen beiden Formen der Interaktivität begrifflich differenzieren, kann man die Mensch-Computer-Interaktion (MCI) von der Interaktion zwischen Menschen über internetbasierte Kommunikationsdienste (IBK) unterscheiden. Allerdings werden im Social Web zunehmend beide Aspekte relevant, wie man auch am Beispiel der Wikipedia schnell sehen kann: Die Bearbeitung eines Wikipedia-Artikels folgt zwar einem Handlungsmuster der computergestützten Textbearbeitung (Text aufrufen, bearbeiten, Bearbeitung speichern), das man der MCI zuordnen würde. Die Nutzer sind aber dazu angehalten, die Änderungen in einem dafür vorgesehenen Kommentarfeld kurz zu erläutern. Diese Kommentare werden in den Versionsgeschichten gespeichert und richten sich primär an die anderen an der Artikelarbeit beteiligten Nutzer. Sie gehören also zum Bereich IBK und müssen, wie wir in Abschnitt 2.3 an einem Beispiel zeigen werden, bei einer vollständigen Analyse und Rekonstruktion von Interaktionsverläufen mit berücksichtigt werden.

2.2 Text- und interaktionsorientiertes Schreiben in der Wikipedia

In der Gegenüberstellung des Artikelnamensraums mit dem Namensraum der Artikeldiskussionen kann man sehr gut die Unterschiede zwischen zwei Haltun-

gen zum Gebrauch der Schriftsprache illustrieren: die Textorientierung und die Interaktionsorientierung.⁶

Im Kapitel „Grammatik von Text und Diskurs“ der Grammatik der deutschen Sprache (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997) werden Texte definiert als „Produkte sprachlichen Handelns, die in ihrer medialen Repräsentation und Gestaltkonstanz darauf angelegt sind, abgelöst von der Entstehungssituation an anderen Orten und zu anderen Zeiten (immer neu) rezipierbar zu sein“ (ebd., S. 249). An diesen funktionalen Textbegriff schließt auch die Opposition von textorientiert und interaktionsorientiert an. Zentral für diesen Textbegriff ist die Ablösbarkeit der Texte von einer aktuellen Sprachproduktionssituation. Texte sollten so formuliert sein, dass sie ohne direkte Interaktion zwischen Schreiber und Leser verständlich sind. Charakteristisch für das textorientierte Schreiben sind Prozesse des Planens und (oft mehrfachen) Redigierens. Auch die Arbeit an den Wikipedia-Artikeln ist in diesem Sinne textorientiert, auch wenn Wikipedia-Artikel als dynamische Hypertexte nicht auf einen Abschluss hin konzipiert sind, sondern fortlaufend optimiert und aktualisiert werden können. Die textorientierte Grundhaltung spiegelt sich auch in den Leitlinien der Community für das Verfassen guter Wikipedia-Artikel: Artikeltexte sollten so formuliert sein, dass die Inhalte aus sich selbst heraus, ohne Interaktion mit den Autoren, verständlich sind. Der Funktion der Textsorte „enzyklopädischer Artikel“ entsprechend sollen die Formulierungen sachorientiert und möglichst ohne Spezialwissen verstehbar sein. Die Nutzer sind gehalten, den Normen und Konventionen der schriftlichen Standardsprache zu folgen.

Das interaktionsorientierte Schreiben ist hingegen auf einen Interaktionsverlauf bezogen, an dem mehrere Akteure beteiligt sind und bei dem die Möglichkeit besteht, Verstehensprobleme direkt zu bearbeiten. Die Versprachlichungsstrategien zielen auf das Gelingen der laufenden Interaktion. Hierfür kann eine schnelle Reaktion wichtiger sein als sprachliche Elaboriertheit. Wie bei mündlichen Alltagsgesprächen spielen Aspekte der Beziehungsgestaltung und der gemeinsamen Bearbeitung einer Kommunikationsaufgabe eine zentrale Rolle. Diese Orientierung am Gelingen der sozialen Interaktion spiegelt sich in den Leitlinien und Empfehlungen für das Schreiben auf Diskussionsseiten. In der Wikiquette hat die

⁶ Die Opposition *textorientiert* vs. *interaktionsorientiert* wird ausführlich in Storrer (2018) erläutert. Ich präferiere die Bezeichnung *interaktionsorientiertes Schreiben* bzw. *interaktionsorientiertes Schreibprodukt* gegenüber dem kürzeren *interaktionale Sprache*, wie sie u.a. in Imo (2017) gebraucht wird, weil es sich – im Rahmen des in Hoffmann (2018) skizzierten ressourcenbasierten Ansatzes – nicht um eine neue Art von Sprache handelt, sondern um Unterschiede im Gebrauch sprachlicher und digitaler Ressourcen, die der Orientierung an einer laufenden sozialen Interaktion entgegenkommen.

Community Leitlinien für den sozialen Umgang zusammengestellt, die eine konstruktive und störungsfreie Zusammenarbeit fördern wollen. Ein „Kritik-Knigge“ stellt zusätzlich Empfehlungen für die Kritik an Artikeln zusammen, die verhindern sollen, dass sich gute Autoren durch harsch formulierte Kritik aus dem Projekt zurückziehen.

3 Hyperlinks als digitale Kohärenzbildungshilfen in Wikipedia-Artikeln und Wikipedia-Diskussionen

Produkte des textorientierten Schreibens sind im Internet sehr häufig Bezugspunkt für digitale Interaktionen: Online-Artikel, Beiträge in Blogs, Facebook, Instagram werden von anderen Nutzern kommentiert und bewertet. Aus den Kommentaren kann sich eine Diskussion mit dem Autor oder zwischen den kommentierenden Nutzern entwickeln. In der Wikipedia ist das Verhältnis von Text und Interaktion noch komplexer, weil es, wie bereits erläutert, verschiedene Namensräume gibt, denen im Rahmen des Projekts unterschiedliche Funktionen zukommen. Der Artikel fokussiert auf das Zusammenspiel zwischen den Artikeln der Wikipedia und den darauf bezogenen Artikeldiskussionen. Dieses Zusammenspiel wird am Beispiel des in Abbildung 1 dargestellten Ausschnitts aus dem Wikipedia-Artikel zum Lemma „Panama Papers“ und dem Ausschnitt aus einem darauf bezogenen Diskussionsverlauf in Abbildung 2 erläutert. Im Mittelpunkt stehen die Funktionen, die Hyperlinks als digitale Kohärenzbildungshilfen in beiden Bereichen übernehmen.

Als Produkte des textorientierten Schreibens sind Wikipedia-Artikel darauf ausgerichtet, Wissen zum Artikelgegenstand so zu präsentieren, dass ein breiter Kreis von Nutzern schnell und ohne direkte Rückfragen an die Autoren Informationen entnehmen kann. Die Links, die im Artikeltext enthalten sind, führen entweder zu Fußnoten, in denen die im Text gemachten Aussagen durch Quellen belegt werden.⁷ Oder es handelt sich um farblich als Links gekennzeichnete Textwörter, die mit anderen Wikipedia-Artikeln verknüpft sind. Letztere bezeichne ich als textintegrierte Links, weil sie neben ihrer Funktion als Link als Textsegmente regulär zum Aufbau der Satz- und Textbedeutung beitragen.

⁷ Beispiele hierfür sind die mit 5 und 6 gekennzeichneten Links am Ende des Absatzes des in Abbildung 1 gezeigten Ausschnitts.

Textintegrierte Links haben wie andere Textwörter auch eine Form- und Inhaltsseite. Als Links besitzen sie zudem auch prozedurale Eigenschaften, die festlegen, wie das Linkziel auf einem Interaktionsgerät angezeigt wird. Das Aktivieren des textintegrierten Links *Geldwäschedelikte* führt in dem in Abbildung 1 gezeigten Schnappschuss dazu, dass ein Fenster mit einer Kurzdefinition zu *Geldwäsche* eingeblendet wird. Diese Kurzdefinition wird aus dem verlinkten Wikipedia-Artikel zu *Geldwäsche* generiert, den der Nutzer durch entsprechende Aktivierung auch vollständig einsehen kann. Damit geben die textintegrierten Links in den Artikeltexten den Nutzern die Möglichkeit, weiterführendes Sprach- und Weltwissen zum Artikelgegenstand abzurufen. Es sind Vertiefungsangebote, die bei Bedarf genutzt werden können. Die Artikeltexte sind aber so konzipiert, dass sich auch ohne Rezeption der verlinkten Seiten eine kohärente Textbedeutung aufbauen lässt.

The screenshot shows the Wikipedia article 'Panama Papers'. The top navigation bar includes links for 'Artikel', 'Diskussion', 'Lesen', 'Bearbeiten', 'Quelltext bearbeiten', 'Versionsgeschichte', and a search bar 'Wikipedia durchsuchen'. The article title 'Panama Papers' is prominently displayed. The main text begins with a definition of the Panama Papers as confidential documents from the Panamanian offshore service provider Mossack Fonseca, leaked in April 2016. It mentions the involvement of UN Secretary-General Ban Ki-moon and the revelation of tax avoidance strategies, as well as money laundering and bribery. A sidebar on the right contains a world map titled 'Panama Papers' showing the countries of origin for politically exposed persons (PEPs) mentioned in the documents. Below the map is a table with the following data:

	Beschreibung
Zeitraumen	1977 bis Frühjahr 2016
Veröffentlichung	3. April 2016
	2,6 Terabyte, 11,5 Millionen Dokumente
Umfang der Originaldaten	214.488 Briefkastenfirmen

Abb. 1: Ausschnitt aus dem Artikel „Panama Papers“⁸

Auch die Diskussionsseiten enthalten Links zu Quellen, zu Wikipedia-Artikeln und zu Seiten des Projekts, in denen die Leitlinien und Konventionen der gemein-

⁸ Permanente URL: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Panama_Papers&oldid=179829168 (Stand: 4.10.2018).

schaftlichen Arbeit erläutert sind.⁹ Häufig dienen Links aber auch dazu, die für die aktuelle Diskussion relevanten Internetseiten mit dem eigenen Diskussionsbeitrag zu verknüpfen. Die verlinkten Seiten werden damit Teil des schriftlich konstituierten gemeinsamen Aufmerksamkeitsbereichs. Diese für das interaktionsorientierte Schreiben charakteristische Funktion von Links soll im Folgenden an dem in Abbildung 2 gezeigten Ausschnitt illustriert werden.

Wikipedia-Diskussionen beginnen mit einem Initialbeitrag, der das Thema der Diskussion in einer Überschrift umreißt und das Anliegen im Folgetext noch weiter erläutert. Auf diesen Initialbeitrag können andere Nutzer Bezug nehmen. Normalerweise werden Beiträge signiert, d.h. mit dem Nutzernamen und dem Zeitpunkt des Postings markiert. Der in Abbildung 2 gezeigte Ausschnitt umfasst vier Beiträge von unterschiedlichen Nutzern, die am 4. April 2016 im Zeitraum von 15:57 Uhr bis 16:32 Uhr gepostet wurden.

Infobox (erl.)

Was spricht gegen diese harmlose Infobox im Artikel, außer "das hatten wir noch nie". Kann ich überhaupt nicht nachvollziehen. [2][3][4]

Vergleich:

- Ohne
- Mit

Mir fällt kein rationaler Grund ein dieser Infobox zu entfernen. --Benqo (Diskussion) 15:57, 4. Apr. 2016 (CEST)

Dann will ich Dir das gerne erklären. Diese Infobox bietet keinerlei Mehrwert für den Leser. Sie enthält keine weitergehenden Informationen, die nicht auch aus dem Artikel selbst entnommen werden könnten. Sie erinnert eher an die um sich greifende Flut an Infoboxen auf enwiki, der wir uns aus gutem Grund nicht angeschlossen hatten. Das Ereignis, das in dem Artikel beschrieben wird, ist so komplex, daß der Versuch, das in so einer Box zusammenzufassen, sogar eher kontraproduktiv ist: Der Leser wird auf diese Box gelenkt, dazu gibts noch ein Logo wie zu einem Spielfilm, und er meint, er habe das wichtigste erfaßt, was aber aufgrund der Komplexität des Vorgangs gar nicht sein kann. Einen vernünftigen Grund für die Einführung in solchen Artikeln sehe ich daher beim besten Willen nicht. Da Du auch keinen angeben kannst, sollte es bitte so bleiben wie bisher.--Aschmidt (Diskussion) 16:12, 4. Apr. 2016 (CEST)

Ich finde die Version mit Infobox auch besser. Hier kann man schnell die wichtigsten Infos erfahren ohne sich gleich den ganzen Artikel geben zu müssen. Jean Cartan (Diskussion) 16:20, 4. Apr. 2016 (CEST)

Auch ich finde die Infobox eher hilfreich. -- Volkes Stimme (Diskussion) 16:32, 4. Apr. 2016 (CEST)

Abb. 2: Ausschnitt aus einer Diskussion zum Artikel „Panama Papers“¹⁰

⁹ Ein Beispiel dieser Art ist der Link zur Seite „Keine Theoriefindung“ in Beleg 6 in Abschnitt 4.1.

¹⁰ Permanente URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Panama_Papers/Archiv/1#Infobox_\(erl.\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Panama_Papers/Archiv/1#Infobox_(erl.)) (Stand: 5.10.2018)

Der in der Überschrift des Initialbeitrags benannte Gegenstand der Diskussion ist eine Infobox im Wörterbuchartikel, aus der sich in tabellarischer Form wichtige Informationen entnehmen lassen. Die aktuelle Version dieser Infobox ist im Artikelausschnitt in Abbildung 1 an der rechten Seite zu sehen. Zum Zeitpunkt der Diskussion standen zwei Versionen des Artikels zur Debatte, eine mit Infobox und eine ohne Infobox. Der Nutzer des Initialbeitrags gestaltet die Präpositionen *mit* und *ohne* als Links, die zu den jeweiligen Seitenvarianten führen, sodass alle, die zur strittigen Infobox Stellung nehmen möchten, schnell beide Varianten einsehen können.

Diskussionen sind zeitlich situiert. Sie beziehen sich auf die Versionen, die im Zeitraum des Diskussionsverlaufs aktuell waren. Die durch den Link *mit* verknüpfte Artikelversion ist auf den 4. April 2016 um 10:47 Uhr datiert; die durch den Link *ohne* verknüpfte Version auf den 4. April 2016 um 15:54 Uhr. Die Debatte um die beiden Versionen ist auf die am selben Tag laufende Arbeit am Artikel bezogen; der in Abbildung 2 gezeigte Ausschnitt ist Teil einer Interaktion, die in verschiedenen Namensräumen der Wikipedia stattfand.

Der Bezug zum Artikeltext wird bereits im ersten Satz des Initialpostings deutlich: *Was spricht gegen diese harmlose Infobox im Artikel, außer ‚das hatten wir noch nie‘*. Die Nominalphrase *diese harmlose Infobox im Artikel* referiert auf das strittige Objekt, das bemerkenswerterweise in der Artikelversion, die zum Zeitpunkt des Postings aktuell war, nicht enthalten war. Dieser Einstieg macht deutlich, dass es bereits eine Vorkommunikation zum Thema gegeben hat. Das zeigt sich nicht nur am Adjektiv *harmlos*, mit dem sich der Nutzer in der Streitfrage als Befürworter der Infobox positioniert. Es wird auch ersichtlich an dem als Zitat eingefügten *das hatten wir noch nie* als Argument gegen die Infobox. Um die Bezüge nachvollziehbar zu machen, legt der Nutzer Links zu drei Seiten aus der Versionengeschichte des Artikels, die für die Vorgeschichte des Initialbeitrags zentral waren. Wenn man die mit den Zahlen (2), (3) und (4) gekennzeichneten Links aktiviert, kann man folgenden Ablauf rekonstruieren:

- Aus der mit (2) verlinkten Seite kann man entnehmen, dass Nutzer Aschmidt am 4. April 2016 um 14:45 die fragliche Infobox entfernt. Im Kommentarfeld zu dieser Änderung hinterlässt er den Eintrag: *-infobox; kein konsens in solchen artikeln; nur auf enwiki geläufig*. Als Insider kann man daraus entnehmen, dass er die Infobox entfernt hat, weil es über die Verwendung von Infoboxen in der deutschen Wikipedia noch keinen Konsens gibt und diese bislang nur in der englischen Wikipedia¹¹ „geläufig“ sind.

¹¹ Das Kürzel *enwiki* steht in der Werkstattsprache für die englische Sprachversion der Wikipedia.

- Aus der mit (3) verlinkten Seite geht hervor, dass der Nutzer Benqo, der auch den Initialbeitrag des Diskussionsverlaufs in Abbildung 2 verfasst hat, diesen Eingriff drei Minuten später wieder rückgängig macht. Im Kommentarfeld äußert er sich zum Entfernen der Infobox und der dafür angeführten Begründung folgendermaßen: *nicht geläufig reicht mir nicht als grund. ich bitte doch auf der disk darzulegen, wo das problem dieser infobox liegt, die kurz und bündig infos zusammenfasst*. Mit seiner Bitte, das Problem auf der Diskussionsseite des Artikels (*disk* abgekürzt) auszuhandeln, soll ein Bearbeitungskonflikt (ein sogenannter *edit war*) vermieden werden, in dem zwei Nutzer ihre Änderungen wechselseitig wieder zurücksetzen.
- Die mit (4) verlinkte Seite dokumentiert, dass der Nutzer Aschmidt dieser Bitte nicht nachkommt, sondern drei Minuten später wieder die von ihm präferierte Version ohne Infobox aktuell setzt. Aus seinem beigefügten Kommentar: *wie bereits gesagt: das hatten wir noch nie; wenn du das auf dewiki neu einführen möchtest, begründe du es bitte zuvor; danke* stammt dann auch das Zitat des Initialbeitrags.

Unmittelbar nach dem erneuten Entfernen der Infobox postet Nutzer Benqo den Initialbeitrag des in Abbildung 2 gezeigten Diskussionsverlaufs. Wenn man den gesamten Hypertextraum der Wikipedia betrachtet, ist dieser Beitrag aber nur Teil einer Interaktionssequenz, die bereits mit dem erstmaligen Entfernen der Infobox und dem beigefügten Kommentar beginnt. Durch das Einfügen der Links im Initialbeitrag macht der Nutzer Benqo die gesamte Sequenz zugänglich und damit auch für Außenstehende rekonstruierbar.

Denn der Beitrag auf der Diskussionsseite ist nicht nur an seinen Kontrahenten adressiert – diesem ist die Vorkommunikation ja präsent. Vielmehr richtet sich der Beitrag auch an andere Nutzer, die den Artikel bearbeiten oder an der Debatte aus anderen Gründen interessiert sind. Die Verlinkung vereinfacht es den Außenstehenden, sich vom Gegenstand und vom Verlauf ein Bild zu machen und selbst dazu Stellung zu beziehen. Wie man sieht, hat er damit Erfolg: Im weiteren Verlauf plädieren mehrere Nutzer für die Beibehaltung der Box, sie wird – wie man an der Versionengeschichte rekonstruieren kann – wieder eingefügt und bleibt fortan im Artikel verankert. Die Initiative des Nutzers, den Streitpunkt auf die Diskussionsseite zu verlagern, hat einen längeren Bearbeitungskonflikt verhindert.

Meine Analyse des Ausschnitts in Abbildung 2 war fokussiert auf den Initialbeitrag und dessen Verlinkung mit den Artikeln und der Versionengeschichte. Interessante Aspekte, wie die Verwendung der alten Rechtschreibung durch den Nutzer Aschmidt, der auch zum Thema Infoboxen eine konservative Haltung vertritt, konnten nicht vertieft werden. Das Beispiel sollte vor allem deutlich machen, dass die durch Links verknüpften Informationen für das Verständnis von Diskus-

sionsbeiträgen unabdingbar sind. Diskussionen sind zeitlich situiert und können nur mit Bezug auf die Artikelversionen interpretiert werden, die zum Zeitpunkt der Diskussion aktuell waren. Weiterhin sollte deutlich werden, dass auch beim Umgang mit Links systematische Unterschiede bestehen zwischen der textorientierten Arbeit an den Artikeln einerseits und dem interaktionsorientierten Diskutieren andererseits. Der Gebrauch von Links auf Artikelseiten ist in den Leitlinien zum Verfassen von Artikeln eng reglementiert. Auf den Diskussionsseiten haben die Nutzer mehr Freiräume, dort bilden sich Praktiken heraus, die der auf effiziente, gemeinsame Problemlösung ausgerichteten Schreibhaltung förderlich sind. Links sind ein praktisches Mittel, um interaktionsrelevante Informationen in den gemeinsamen Aufmerksamkeitsbereich zu rücken und – wie man am Beispiel sieht – auch für phorische und deiktische Bezugnahmen zugänglich zu machen. Aus Produktionssicht können Links Schreibarbeit sparen, weil die verlinkten Informationen nicht neu ausformuliert werden müssen. Aus Rezeptionsicht erleichtern sie den Einstieg in die Diskussion für bislang Unbeteiligte, die sich aus den verlinkten Seiten schnell ein Bild von der Vorgeschichte und den Gegenständen der Diskussion machen können.

4 Konnektoren in Wikipedia-Artikeln und Wikipedia-Diskussionen: Zwei korpusbasierte Fallstudien

In Abschnitt 3 ging es um Links als neue digitale Kohärenzbildungshilfen und um Unterschiede, die im Gebrauch von Links beim textorientierten Verfassen von Artikeln einerseits und beim interaktionsorientierten Diskutieren andererseits deutlich werden. Auch in diesem Abschnitt vergleichen wir Verwendungsweisen in Artikeln und in Diskussionen, es geht aber um „traditionelle“ Kohäsionsmittel, nämlich die Konnektoren *weil* sowie *d.h.* und *sprich*, die sich aus in den folgenden Teilkapiteln erläuterten Gründen für einen solchen Vergleich anbieten. Als Datenbasis dienen zwei Korpora aus der Wikipedia-Korpusfamilie des IDS, die aus einer Wikipedia-Kopie vom 17.11.2015 aufgebaut wurden: das Korpus der Artikelseiten mit ca. 790 Millionen Textwörtern (als Wiki-A-2015 abgekürzt) und das Korpus der Artikeldiskussionen mit ca. 270 Millionen Textwörtern (als Wiki-D-2015 abgekürzt). Es handelt sich um erste Fallstudien, die demonstrieren sollen, dass es lohnenswert ist, den Gebrauch von Konnektoren beim text- und beim interaktionsorientierten Schreiben auf der Basis dieser beiden großen Korpora vergleichend zu untersuchen.

4.1 Der Konnektor *weil* in Wikipedia-Artikeln und Wikipedia-Diskussionen

Der Konnektor *weil* gehört nicht nur zu den sehr gut untersuchten, sondern auch zu den sehr häufig verwendeten Konnektoren des Deutschen. Zur Suchform *weil* findet man im Artikelkorpus Wiki-A-2015 mehr als 100.000 Treffer, im Diskussionskorpus Wiki-D-2015 annähernd 300.000 (vgl. Tab. 1).

Tab. 1: Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung zum Konnektor *weil* in Korpora zu Wikipedia-Artikeln (Wiki-A-2015) und Artikeldiskussionen (Wiki-D-2015)

Suchform	Korpus	Frequenz absolut	Sample	Vletzt		V2		Rest		Pseudo	
				abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%
weil	Wiki-A	102.145	1.000	944	94,4	0	0	5	0,5	51	5,1
	Wiki-D	297.300	1.000	918	91,8	15	1,5	45	4,5	22	2,2
weil,	Wiki-A	91	91	60	65,9	0	0	12	13,2	19	20,9
	Wiki-D	570	570	368	64,6	77	13,5	79	13,8	46	8,1
weil:	Wiki-A	14	14	10	71,4	0	0	3	21,4	1	7,2
	Wiki-D	736	736	224	30,4	315	42,8	175	23,7	22	3

Dass *weil* in den expositorischen Artikeltexten seltener vorkommt als in den Diskussionen, in denen auch Argumente ausgetauscht und damit Begründungszusammenhänge hergestellt werden müssen, war erwartbar. Was uns am Vergleich der beiden Teilkorpora vor allem interessierte, war die Frage nach dem Anteil der Verwendungen mit Verbzweitstellung (im Folgenden als V2-*weil* abgekürzt) wie in den folgenden Beispielen:

- (1) Ich würde einen LA unterstützen, **weil**, so ist das wirklich nix. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Kissamos/Archiv>; Beleg aus Wiki-D-2015)
- (2) Die Art der Inhalte ist ebenfalls nicht egal, **weil**: Wikipedia ist kein Nachrichtenportal oder Veranstaltungskalender und dient nicht der aktuellen Berichterstattung. (https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Deutschland_schafft_sich_ab/Archiv/5; Beleg aus Wiki-D-2015)

Die semantischen und diskursstrukturellen Unterschiede zwischen V2-*weil* und dem Subjunktor *weil*, der einen Nebensatz mit dem finiten Verb am Ende einleitet (im Folgenden als Vletzt-*weil* abgekürzt), sind sehr gut erforscht und beschrieben (vgl. u.a. Dittmar/Bressem 2005; Breindl/Volodina/Waßner 2014, S. 840 ff; Duden-

Grammatik 2016, S. 1222 f.). Dabei zeigt sich, dass V2-*weil* in der mündlichen Interaktion spezielle Funktionen übernimmt und gar nicht in allen Kontexten durch Vletzt-*weil* ausgetauscht werden kann. Dessen ungeachtet bewertet die nicht-wissenschaftliche Sprachkritik die Verwendung von V2-*weil* auch in mündlichen Gesprächen als eine falsche Variante des Subjunktors.¹² Eichinger (2017) bezeichnet V2-*weil* zu Recht als ein Paradebeispiel dafür, wie in der nicht-wissenschaftlichen Sprachkritik „Veränderungen kritisiert oder zumindest kritisch kommentiert werden, die beim genauen Hinsehen darauf zurückzuführen sind, dass schriftsprachliche Explizitheit und ihre Regularitäten zum Maßstab der Beurteilung gemacht werden, obwohl es um Erscheinungen geht, die für natürliche Mündlichkeit kennzeichnend sind“ (ebd., S. 284). Er zeigt an Beispielen, wie die Verwendung von V2-*weil* zu den beim Sprechen generell bevorzugten Formulierungsstrategien passt und warum V2-*weil* in der mündlichen Alltagssprache nicht einfach als falsche Variante des Subjunktors betrachtet werden sollte (ebd., S. 286).

Unsere Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage, ob sich V2-*weil* auch in der Schriftsprache ausbreitet und ob sich Unterschiede zwischen den redigierten Artikeltexten und den oft spontanschriftlich verfassten Diskussionen nachweisen lassen. Hierfür haben wir aus beiden Teilkorpora – dem Teilkorpus mit redigierten Artikeln Wiki-A-2015 und dem Teilkorpus mit Diskussionen zu Artikeln Wiki-D-2015 – zwei Zufallsstichproben mit jeweils 1.000 Treffern gezogen. Alle Treffer wurden intellektuell analysiert und einer der folgenden vier Klassen zugeordnet: Vletzt (Subjunktors mit Verbletzstellung), V2 (Konnektor mit Verbzweitstellung), Pseudo (falsch positive Treffer) und Rest (falsch positive bzw. nicht zuordenbare Treffer).

Zu den falsch positiven „Pseudotreffern“ gehören Imperativformen des Verbs *weilen* bzw. davon abgeleitete Eigennamen wie *Weil am Rhein* sowie Belege wie (3), in denen *weil* als Ausdrucksform erwähnt, aber nicht als Konnektor verwendet wird.

- (3) [...] und kann jemand einige der suboptimalen Kurzsätze sinnstiftend und mit einer der schönen Konjunktionen des Deutschen (**weil**, nachdem, indem usw.) besser in den Gesamtkontext einbinden? (https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Bahnhof_Berlin_Gesundbrunnen; Beleg aus Wiki-A-2015)

Zur Restklasse gehören Beispiele wie (4) und (5), in denen *weil* zwar als Konnektor verwendet wird, das zweite Konnekt aber kein finites Verb enthält.

¹² Vgl. das Zitat von Bastian Sick in Eichinger (2017, S. 285).

- (4) Beides wird jedenfalls durch Gordon dargestellt, ganz im Gegensatz zum Link zur FSF, der lediglich die Lizenzinkompatibilität beleuchtet, welche hier gar keine Rolle spielt (**weil**: Sammelwerk!). (<https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Cdrtools/Archiv/2010>; Beleg aus Wiki-D-2015)
- (5) Zum Diskussionsthema Das Große Freie ist zu sagen, dass der immer noch vorhandene Hinweis auf fränkische Siedler historisch unseriös ist, **weil**, nicht belegbar und erklärbar. (https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Gro%C3%9Fes_Freies; Beleg aus Wiki-D-2015)

Die mit *weil* angeschlossenen verblosen Konnekte lassen sich zwar problemlos durch Sätze mit Kopulaverb paraphrasieren. Es ist aber nicht entscheidbar, ob solche Paraphrasen als V2-Variante (*weil: es ist ein Sammelwerk!*) oder als Vletzt-Variante (*weil es ein Sammelwerk ist*) zu formulieren sind. Zur Gruppe der verblosen Konnekte in der Restklasse gehören auch Beispiele wie (6), in denen das Konnekt als Link fungiert, der mit einer Seite verknüpft ist, auf der das zur Begründung angeführte Argument im Detail nachlesbar ist.

- (6) Nein, wir müssen bis Montag warten und das nehmen, was in einem Zeitungsartikel steht, **weil**: [Wikipedia:Keine Theoriefindung#Theoriedarstellung](https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Alternative_f%C3%BCr_Deutschland/Archiv/004) (https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Alternative_f%C3%BCr_Deutschland/Archiv/004; Beleg aus Wiki-D-2015)

Eine andere Fallgruppe der Restklasse bilden Beispiele wie (7), in denen das zweite Konnekt als Zitat aus einer anderen Sprache stammt und deshalb nicht den auf das Deutsche bezogenen topologischen Klassen zugeordnet werden kann.

- (7) Wenn dann mal in einem Review „no serious complications“ beobachtet werden, muss das für die Praxis nicht viel heißen, **weil**: „It is difficult to estimate the incidence of SMT complications, as they are probably under-reported in the literature“. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Chiropraktik/Archiv/1>; Beleg aus Wiki-D-2015)

Die Ergebnisse unserer Auswertung in Tabelle 1 zeigen, dass V2-*weil* in den 1.000 Belegen der Artikelstichprobe kein einziges Mal vorkommt. Dieses Ergebnis mag die Sprachkritiker beruhigen, ist aber weniger überraschend als die niedrige Zahl von V2-*weil*-Belegen in den Diskussionen. Nur 15 der 1.000 analysierten Belege gehören zur Klasse V2-*weil*. Damit liegt der Anteil mit 1,5% deutlich niedriger als der Anteil von 30% an V2-*weil*-Sätzen, der in einer Untersuchung von Dittmar/Bressem (2005) an einem Korpus mit mündlichen Interviews aus den 90er-Jahren nachgewiesen wurde (vgl. ebd., S. 102ff., 118). Es sei dahingestellt, ob man aus

unserem Befund ableiten kann, dass die V2-weil-Variante tatsächlich vor allem den Versprachlichungsstrategien beim mündlichen Formulieren entgegenkommt.¹³ Vielleicht überwiegt auch einfach in der schriftlichen Kommunikation, selbst in der interaktionsorientierten, die Scheu vor V2-weil-Sätzen, die in der populären Sprachkritik selbst im mündlichen Sprachgebrauch verpönt sind.

Bei der Durchsicht der 15 V2-weil-Belege fiel uns auf, dass der Konnektor *weil* häufig durch ein Komma, wie in Beispiel (1), oder durch einen Doppelpunkt, wie in Beispiel (2), von den Verbzweit-Sätzen abgegrenzt wurde. Diese Interpunktionszeichen stehen an der Stelle, an der in der gesprochenen Sprache auch ein separierender Grenzton oder eine Pause gemacht werden könnte. In einer Nachuntersuchung haben wir in Wiki-A-2015 und Wiki-D-2015 nach der Suchform *weil* gefolgt von einem Komma bzw. von einem Doppelpunkt gesucht. Wie die Ergebnisse in Tabelle 1 zeigen, findet man auch bei diesen beiden Anfragen sehr viel mehr Treffer in den Diskussionen als in den Artikeltexten. Da die Trefferlisten sehr viel kleiner waren, konnten wir sie vollständig intellektuell analysieren und alle Treffer den oben genannten vier Klassen – Vletzt, V2, Pseudo und Rest – zuordnen. Belege wie (8), bei denen das Komma hinter *weil* einen darauf folgenden Einschub von einem mit *weil* eingeleiteten Nebensatz abtrennt, wurden der Vletzt-Klasse zugeordnet.¹⁴

- (8) Das erste Jahr der Gruppe gilt als bedeutend, **weil**, Zitat nach Ursula Prinz, „sie die wichtigsten jungen Künstler der Zeit, die später zu unterschiedlichem Ruhm gelangen sollten, zusammenfaßte und bekannt machte.“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Großgörschen_35; Beleg aus Wiki-A-2015)

Tabelle 1 zeigt, dass sich auch bei dieser Untersuchung kein einziger Beleg für V2-weil in den Artikeltexten fand. In den Trefferlisten der Diskussionsseiten ist der Anteil von V2-weil-Belegen mit 13,5% für die Separierung durch Komma und 42,8% für die Separierung durch Doppelpunkt jedoch deutlich höher als in dem 1.000-Belege-Sample der ersten Untersuchung. Dass der Doppelpunkt als Trennzeichen häufiger genutzt wird als das Komma, könnte daran liegen, dass das Amtliche Regelwerk die Verwendung des Kommas an dieser Position nicht lizenziert, während das Abtrennen durch Doppelpunkt mit einer weiten Auslegung

¹³ Diskussionsbeiträge sind Produktdaten, aus denen man nicht ersehen kann, wie schnell formuliert wurde und wie viele und welche Überarbeitungen vor dem Veröffentlichen vorgenommen wurden.

¹⁴ Ich erwähne dies wegen einer Nachfrage am Rande der IDS-Jahrestagung hier explizit, obwohl diese Zuordnung eigentlich die einzig naheliegende ist.

des Paragraphen § 81 (2) im Amtlichen Regelwerks (Regelwerk 2018, S. 90) kompatibel ist, nach dem ein Doppelpunkt zur Ankündigung einer danach folgenden Erklärung genutzt werden kann. Ob die Schreiber wirklich so gut mit dem Regelwerk vertraut sind, sei dahingestellt. Vielleicht wird der Doppelpunkt auch einfach wegen seiner auffälligeren Erscheinungsform als besser erkennbares Grenzzeichen präferiert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Konnektor *weil* mit Verbzweitstellung, also V2-*weil*, in den von uns untersuchten Belegen aus dem Wikipedia-Artikelkorpus Wiki-A-2015 nicht ein einziges Mal vorkommt. Auch in den Wikipedia-Diskussionen liegt der Anteil deutlich niedriger als in Untersuchungen, die an Gesprächskorpora durchgeführt wurden. Wenn V2-*weil* in den Diskussionen verwendet wird, ist der Konnektor *weil* häufig durch ein Interpunktionszeichen vom V2-Satz getrennt; als Separator wird der mit dem Regelwerk kompatible Doppelpunkt häufiger verwendet als das an dieser Position nicht regelkonforme Komma.

4.2 Die Konnektoren *sprich* und *d.h.* in Wikipedia-Artikeln und Wikipedia-Diskussionen

Die zweite Fallstudie vergleicht die Vorkommensfrequenz der Konnektoren *das heißt* in der Schreibform *d.h.* und *sprich* in Beispielen wie (9), (10) und (11) in Wikipedia-Artikeln und Wikipedia-Diskussionen.

- (9) Die solchen Werken zuvor erteilte Beteiligungsziffer, die sogenannte Absatzquote, konnte auf andere Werke übertragen (**sprich**: verkauft) werden. (http://de.wikipedia.org/wiki/Kaliwerk_Gewerkschaft_Wils; Beleg aus Wiki-A-2015)
- (10) Gibt es überhaupt andere Artikel, die dem ähneln? Also **sprich** über Organhandel in anderen Ländern? Oder ist es nur der Kosovo? (http://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Organhandel_im_Kosovo; Beleg aus Wiki-D-2015)
- (11) Es gibt da einen Unterschied zwischen dem A340 und dem iPhone: Erster wurde vor dem Zeitalter der Kommunikation entwickelt, **sprich**, deswegen findet man auch wenig Infos in Zeitungen etc. Und Zweitens ist das ganze zeitnaher geschehen – **sprich**, dort finden sich viele Informationen, die zwar momentan gerade relevant sind, aber wer weiß, ob sich in zehn Jahren noch wer dafür interessiert? (http://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Airbus_A340/Archiv/1; Beleg aus Wiki-D-2015)

Im Handbuch der Konnektoren des IDS gehören *d.h.* und *sprich* zu den metakommunikativen Konnektoren, und zwar zur formulierungsbezogenen, identifizierenden Subklasse (Breindl/Volodina/Waßner 2014, S. 1140 ff). Metakommunikative Konnektoren verknüpfen ihre Konnekte „nicht auf der Ebene der Sachverhalte, sondern beziehen sich auf die Form des Ausdrucks der Konnekte oder deren informationsstrukturelle Rolle im Diskurs (ebd., S. 1138). Mit formulierungsbezogenen metakommunikativen Konnektoren wird eine Formulierungsalternative zu einem bereits versprachlichten Sachverhalt angeschlossen. Identifizierend bedeutet im engeren Sinne, dass ein Sprecher die beiden Konnekte als bedeutungsäquivalent ausweist, wie in Beispiel (9). Die Autoren weisen aber darauf hin, dass die Verwendungsmöglichkeiten – wie an Beispielen wie (10) und (11) deutlich wird – weit über diese enge Bestimmung hinausgehen (ebd., S. 1144).

Im Mittelpunkt unserer Untersuchung steht nicht die semantische Analyse von Einzelbeispielen, sondern der Vergleich der Vorkommensfrequenzen in den Artikeltexten der Wikipedia einerseits und in den Wikipedia-Diskussionen andererseits. Dieser Vergleich ist durch folgende Überlegung motiviert: Beim interaktionsorientierten Diskutieren ist es zwar prinzipiell möglich, sprachliche Formulierungen zu überarbeiten, bevor man den Beitrag veröffentlicht. Allerdings steht – wie in Abschnitt 2 erläutert wurde – die gemeinsame Bearbeitung eines aktuellen Problems im Vordergrund. Wenn man davon ausgeht, dass die an der Problemlösung Beteiligten gleichzeitig online und auf die gemeinsame Interaktion fokussiert sind, dann ist eine schnelle Reaktion oft zweckdienlicher als eine geschliffene und präzise Formulierung. Metakommunikative Konnektoren können beim schnellen und spontanen Schreiben ein probates Mittel sein, um bereits formulierte Textsegmente im weiteren Verlauf zu spezifizieren, zu generalisieren, zu erläutern oder zusammenzufassen. Die metakommunikativen Konnektoren übernehmen also Funktionen, die Kaiser/Schmidt (2016) für mündliche Gespräche an einem Sample von 45 *sprich*-Beispielen aus dem Gesprächskorpus FOLK herausgearbeitet haben.

Tab. 2: Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung zu den Konnektoren *d.h.* und *sprich* in Korpora zu Wikipedia-Artikeln (Wiki-A-2015) und Artikeldiskussionen (Wiki-D-2015)

Suchform	Korpus	Frequenz absolut	Frequenz pmw	Sample	true positives im Sample
d.h.	Wiki-A	19.634	24,4	100	99
	Wiki-D	29.250	94,4	100	97
sprich	Wiki-A	1.698	2,1	100	61
	Wiki-D	8.732	28,2	100	91

Wie die Ergebnisse der Frequenzerhebungen in Tabelle 2 zeigen, kommen beide Konnektoren tatsächlich im Wiki-D-Korpus sehr viel häufiger vor als im Artikelkorpus Wiki-A. Da die beiden Korpora unterschiedlich groß sind, sind für den Vergleich vor allem die relativen Frequenzwerte aussagekräftig, die als pmw-Werte (Instanzen pro Million Wortformen; vgl. Keibel 2009) angegeben sind.

Die Vorkommenszahlen beziehen sich auf unbereinigte Trefferlisten. Um einen Eindruck von deren Präzision zu erhalten, haben wir in jedem Teilkorpus an einer Zufallsstichprobe von 100 Treffern manuell überprüft, wie häufig die Suchformen *d.h.* bzw. *sprich* tatsächlich als Konnektor verwendet werden. Wenig überraschend war, dass der Anteil der Konnektor-Verwendungen (true positives) bei *d.h.* deutlich höher liegt als bei der Suchform *sprich*, die auch als Imperativ verwendet wird. Interessant ist eher, dass der Anteil dieser – als falsch positiv gewerteten – Imperativbelege im Artikelkorpus Wiki-A-2015 höher ist als im Diskussionskorpus Wiki-D-2015, wo man eine direkte Ansprache und damit auch den Gebrauch des Imperativs eher erwarten würde. Der niedrigere Anteil in Wiki-D-2015 mag daran liegen, dass der Imperativ *sprich* in einer Konstellation, in der nun genau nicht gesprochen, sondern geschrieben wird, als ungewöhnlich empfunden wird. Die Durchsicht der Trefferliste aus Wiki-A-2015 zeigt außerdem, dass der Imperativ *sprich* dort sehr häufig als Bestandteil von Buch- und Filmtiteln bzw. von Zitaten vorkommt, also erwähnt, aber nicht verwendet wird. Jedenfalls zeigt die Auswertung der Stichproben, dass *sprich* als Konnektor vor allem im Artikelkorpus noch seltener vorkommt, als es der für die unbereinigte Trefferliste berechnete pmw-Wert nahelegt.

Aus Tabelle 2 kann man auch interessante Frequenzunterschiede zwischen den Konnektoren *sprich* und *d.h.* entnehmen. Einerseits wird der Konnektor *d.h.* in beiden Korpora deutlich häufiger verwendet. Andererseits ist die Diskrepanz zwischen den pmw-Werten in Wiki-A-2015 und Wiki-D-2015 bei *d.h.* sehr viel geringer als bei *sprich*. Wenn also *sprich* als Konnektor verwendet wird, dann sehr viel häufiger beim Diskutieren als beim Verfassen von Artikeltexten.

Intuitiv würde man diesen Unterschied zwischen *d.h.* und *sprich* darauf zurückführen, dass der Konnektor *d.h.* stilistisch unmarkiert ist, während der Konnektor *sprich* eher der informellen Alltagssprache zugeordnet wird. Leider gibt es kein professionell erarbeitetes Referenzwerk, gegen das man diese Intuition abgleichen könnte. Die Konnektorverwendung von *sprich* ist weder im gedruckten Duden-1 noch in Internetwörterbüchern wie dem DWDS-Wörterbuch oder dem Duden online erfasst. Diese Beschreibungslücke verwundert, weil die Verwendung von *sprich* als Konnektor weder neu noch selten ist. Die folgende Skizze des Entwicklungspaths der Imperativform von *sprechen* zum Konnektor *sprich* anhand von Belegen aus den DWDS-Korpora kann eine sorgfältige lexikografische Rekonstruktion nicht ersetzen. Sie soll lediglich deutlich machen, dass es sich bei die-

sem Konnektor – und vermutlich auch bei anderen metakommunikativen Konnektoren – lohnen kann, die diachrone Entwicklung und die Textsortenspezifika mit einzubeziehen.

Am Anfang des Grammatikalisierungsprozesses stehen Verwendungen wie in (12) und (13), bei denen der Autor eine Schreibform mit einer anderen Form verknüpft, aus der sich die Aussprache des Wortes rekonstruieren lässt.

- (12) Laubadere und sein General-Adjutant Doxon (**sprich** Dosson) befragten mich sofort über die Beschaffenheit der Belagerung der Stadt Landau. (Laukhard, Friedrich Christian: F. C. Laukhards Leben und Schicksale. Bd. 4,1. Leipzig, 1797; Beleg aus DWDS-DTA)
- (13) Die je nach Fassung etwa 2400 Strophen des Nibelungenlieds sind in 39 âventiuren (**sprich**: Aventüren) untergliedert. (<https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Nibelungenlied&oldid=153490598>; Beleg aus Wiki-D-2015)

Beispiel (12) aus dem Jahr 1797 ist ein früher Beleg für diesen Verwendungstyp im Deutschen Textarchiv (DWDS-DTA); in diesem Korpus findet man in wissenschaftlichen und enzyklopädischen Texten des 19. Jahrhunderts weitere Belege u.a. in Texten von Friedrich Schlegel, Alexander von Humboldt oder auch in Brehms Tierleben. Das Verwendungsmuster ist auch in verschiedenen Dekaden des DWDS-Kernkorpus (DWDS-KK) für das 20. Jahrhundert belegt. Wie das Beispiel (13) zeigt, findet man es auch in den enzyklopädischen Artikeln der Wikipedia.

Der Bezug zum Imperativ von *sprechen* ist in dieser Verwendung noch deutlich: Man könnte *sprich* auch als elliptische Form eines Satzes – etwa *Sprich es folgendermaßen aus!* – interpretieren. Ein Austausch durch *d.h.* ist bei diesem Verwendungstyp nicht möglich. Die Verknüpfung von Schreibformen mit Lautformen verschiebt die Aufmerksamkeit vom Lesen zum „inneren Hören“. Hieraus könnten sich die ab den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts im DWDS-KK belegten Verwendungsweisen wie (14) und (15) entwickelt haben, bei denen eine Verschiebung auf einer abstrakteren Ebene stattfindet, ein Wechsel zwischen verschiedenen Perspektiven, der durch den Konnektor *sprich* eingeleitet wird.

- (14) Dies ist der Grund dafür, daß die Vereinigten Staaten (die ersten Produzenten der neuen Technologien und Sitz der wichtigsten Firmen) zum Zwecke der Globalisierung der Wirtschaft ihr ganzes Gewicht in die Waagschale der Deregulierung warfen, um zu erreichen, daß möglichst viele Länder ihre Grenzen dem ›freien Informationsfluß‹ öffnen, **sprich** den Giganten der US-amerikanischen Medien- und Unterhaltungsindustrie. (Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung?, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 84; Beleg aus DWDS-KK)

- (15) Genau wie Willy Brandt bittet auch Schmidt die Abgeordneten, daß sie gerade in dieser sich mehr und mehr zuspitzenden Lage Disziplin zeigen und der FDP nicht die von Genscher so dringlich erwünschten Stichworte, **sprich** Vorwände, liefern. (Der Spiegel, 11.10.1982; Beleg aus DWDS-KK)

In Beispiel (14) referiert der Autor mit dem Ausdruck *freier Informationsfluss* auf ein Konzept, von dessen Gebrauch er sich aber – formal durch die Verwendung von Anführungsstrichen – distanziert. Indem er den Nebensatz durch *sprich* mit dem Ausdruck *Giganten der US-amerikanischen Medien- und Unterhaltungsindustrie* verknüpft, leitet er einen Wechsel von der Außenperspektive zur Innenperspektive ein. Das aus Innensicht formulierte Konnekt präzisiert die Zielrichtung des *freien Informationsflusses* und benennt die Profiteure der gewünschten Öffnung. Implizit macht der Autor in seiner Gegenüberstellung der Formulierungen aus Außen- und Innenperspektive auch deutlich, warum er sich von der Außenperspektive distanziert. Der Leser wird dazu eingeladen, die referierte Außenposition aus der Innensicht des Autors kritisch zu reflektieren. In beiden Beispielen wird dieser Übergang zwischen den Perspektiven durch *sprich* markiert, das in diesen Beispielen nur noch als Konnektor und nicht mehr als eine Kurzform des Imperativs interpretiert werden kann.

Im Beispiel (15) verknüpft *sprich* den neutralen Ausdruck *Stichworte* durch den negativ wertenden Ausdruck *Vorwände*, wobei beide Formulierungen auf dasselbe Denotat Bezug nehmen. Mit der Reformulierung vollzieht der Autor implizit einen Wechsel von der Perspektive Genschers zur Perspektive von Brandt und Schmidt und begründet damit implizit auch, warum die von Genscher *erwünschten Stichworte* aus der Perspektive von Brandt und Schmidt unerwünscht sind.

Beispiele wie (14) und (15) finden sich bis heute vor allem in journalistischen Texten. In den Wikipedia-Korpora sind sie – nach unserer Durchsicht der Belege – eher selten. Vielmehr wird *sprich* – wie die Beispiele (9), (10) und (11) zeigen – als ein sehr flexibel einsetzbarer Konnektor verwendet, der syntaktisch sehr unterschiedliche Konnekte verknüpft und als formulierungsbezogener metakommunikativer Konnektor ein breites semantisches und diskursfunktionales Spektrum abdeckt. Die Ergebnisse unserer quantitativen Studie legen nahe, dass *sprich* im Vergleich zu *d.h.* eher beim informellen Schreiben genutzt wird; dieser Eindruck müsste aber an Korpora aus verschiedenen Textsortenbereichen genauer überprüft werden.

Literatur

Wissenschaftliche Literatur

- Ágel, Vilmos (2017): Grammatische Textanalyse. Textglieder, Satzglieder, Wortgruppenglieder. Berlin/Boston.
- Androutsopoulos, Jannis (2011): Language change and digital media. A review of conceptions and evidence. In: Kristiansen, Tore/Coupland, Nikolas (Hg.): Standard languages and language standards in a changing Europe. (= Standard Language Ideology in Contemporary Europe 1). Oslo, S. 145–161.
- Barton, David/Lee, Carmen (2013): Language online. Investigating digital texts and practices. London/New York.
- Beißwenger, Michael (2007): Sprachhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 26). Berlin/New York.
- Beißwenger, Michael (2016): Praktiken in der internetbasierten Kommunikation. In: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. (= Jahrbuch 2015 des Instituts für Deutsche Sprache). Berlin/New York, S. 279–310.
- Beißwenger, Michael (2018): Internetbasierte Kommunikation und Korpuslinguistik. Repräsentation basaler Interaktionsformate in TEL. In: Lobin, Henning/Schneider, Roman/Witt, Andreas (Hg.): Digitale Infrastrukturen für die germanistische Forschung. (= Germanistische Sprachwissenschaft um 2020 6). Berlin/New York, S. 307–349.
- Beißwenger, Michael/Storrer, Angelika (2010): Kollaborative Hypertextproduktion mit Wiki-Technologie. Beispiele und Erfahrungen im Bereich Schule und Hochschule. In: Jakobs, Eva-Maria/Lehnen, Katrin/Schindler, Kirsten (Hg.): Schreiben und Medien. Schule, Hochschule, Beruf. (= Textproduktion und Medium 10). Frankfurt a.M., S. 13–36.
- Breindl, Eva/Volodina, Anna/Waßner, Hans-Ulrich (2014): Handbuch der deutschen Konnektoren 2. Semantik der deutschen Satzverknüpfen. Teilbd. 2. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 13). Berlin/München/Boston.
- Deppermann, Arnulf/Reineke, Silke (Hg.) (2018): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext. (= Germanistische Sprachwissenschaft um 2020 3). Berlin/Boston.
- van Dijk, Ziko (2010): Wikipedia. Wie Sie zur freien Enzyklopädie beitragen. München.
- Dittmar, Norbert/Bressem, Jana (2005): Syntax, Semantik und Pragmatik des kausalen Konnektors *weil* im Berliner ‚Wendekorpus‘ der neunziger Jahre. In: Schwitalla, Johannes/Wegstein, Werner (Hg.): Korpuslinguistik deutsch: synchron, diachron, kontrastiv. Würzburger Kolloquium 2003. Tübingen, S. 99–125.
- Duden-Grammatik (2016): Der Duden in zwölf Bänden. Bd. 4: Die Grammatik. Hrsg. v. Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. 9., völlig überarb. u. aktual. Aufl. Berlin.
- Ebersbach, Anja/Glaser, Markus/Heigl, Richard (2016): Social web. 3., überarb. Aufl. Konstanz/München.
- Eichinger, Ludwig M. (2017): Gesprochene Alltagssprache. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Tübingen, S. 283–331.
- Gredel, Eva (2017): Digital discourse analysis and Wikipedia: Bridging the gap between Foucauldian discourse analysis and digital conversation analysis. In: Journal of Pragmatics 115, S. 99–114.

- Haack, Johannes (1995): Interaktivität als Kennzeichen von Multimedia und Hypermedia. In: Issing, Ludwig J./Klimsa, Paul (Hg.): Information und Lernen mit Multimedia. Weinheim, S. 151–166.
- Hamwöhner, Rainer (1997): Offene Hypertextsysteme. Das Konstanzer Hypertextsystem (KHS) im wissenschaftlichen und technischen Kontext. (= Schriften zur Informationswissenschaft 32). Konstanz.
- Hoffmann, Ludger (2014): Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache. 2., neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin.
- Hoffmann, Ludger (2018): Grammatik und gesprochene Sprache im Diskurs. In: Deppermann/Reineke (Hg.), S. 5–28.
- Imo, Wolfgang (2017): Interaktionale Linguistik und die qualitative Erforschung von CvK. In: Beißwenger, Michael (Hg.): Empirische Erforschung internetbasierter Kommunikation. (= Empirical Linguistics 9). Berlin/New York, S. 81–108.
- Kaiser, Julia/Schmidt, Thomas (2016): *sprich* als Reformulierungsindikator. Handreichung. Einführung in die Benutzung der Ressourcen DGD und FOLK für gesprächsanalytische Zwecke. Internet: <https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/5539> (Stand: 15.7.2018).
- Kallass, Kerstin (2013): Schreibprozesse in der Wikipedia. Eine linguistische Analyse. Internet: <https://kola.opus.hbz-nrw.de/frontdoor/index/index/docId/726> (Stand: 12.3.2018). [Dissertation Universität Koblenz-Landau].
- Keibel, Holger (2009): Mathematische Häufigkeitsmaße in der Korpuslinguistik. Eigenschaften und Verwendung. Mannheim. Internet: www.ids-mannheim.de/kl/dokumente/freqMeasures.html (Stand: 12.3.2018).
- Kuhlen, Rainer (1991): Hypertext. Ein nicht lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank. Berlin.
- Liebert, Wolf-Andreas/Kohl, Christian (2004): Selbstorganisation der Wissenschaftsvermittlung: Quellentransparenz, Kontroversität und Qualitätssicherung in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia. In: Fachsprache 3–4, S. 134–148.
- Lüngen, Harald/Kupietz, Marc (2017): CMC corpora in DeReKo. In: Bański, Piotr et al. (Hg.): Proceedings of the Workshop on Challenges in the Management of Large Corpora and Big Data and Natural Language Processing (CMLC-5+BigNLP) 2017. Mannheim, S. 20–24. Internet: https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/deliver/index/docId/6259/file/Luengen_Kupietz_CMC+Corpora_2017.pdf (Stand: 15.7.2018).
- Margaretha, Eliza/Lüngen, Harald (2014): Building linguistic corpora from Wikipedia articles and discussions. In: Journal of Language Technologie and Computational Linguistics (JLCL) 29, 2, S. 59–83.
- Marx, Konstanze/Weidacher, Georg (2014): Internetlinguistik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Tübingen.
- Regelwerk 2018 = Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Aktualisierte Fassung des amtlichen Regelwerks entsprechend den Empfehlungen des Rats für deutsche Rechtschreibung 2016. Redigierte Fassung, veröffentlicht im Januar 2018. Internet: www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_Regeln_2016_redigiert_2018.pdf (Stand: 15.7.2018).
- Storrer, Angelika (2004): Kohärenz in Hypertexten. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 31, 2, S. 274–292.
- Storrer, Angelika (2018): Interaktionsorientiertes Schreiben im Internet. In: Deppermann/Reineke (Hg.), S. 219–244.

- Wessler, Hartmut et al. (2017): Wikiganda. Detecting bias in multimodal Wikipedia entries. In: Seizov, Ognyan/Wildfeuer, Janina (Hg.): New studies in multimodality. London u.a., S. 201–224.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.

Korpusquellen

- DWDS-DTA: Deutsches Textarchiv (1600–1900): Verfügbar im Wortauskunftssystem DWDS der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Internet: www.dwds.de/ (Stand: 2.7.2018).
- DWDS-KK: DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Verfügbar im Wortauskunftssystem DWDS der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Internet: www.dwds.de/ (Stand: 2.7.2018).
- Wiki-A-2015: Vollständige Kopie der Artikelseiten und der Artikeldiskussionen der deutschsprachigen Wikipedia (Version 17.11.2015). Institut für Deutsche Sprache Mannheim.
- Wiki-D-2015: Vollständige Kopie der Artikeldiskussionen der deutschsprachigen Wikipedia (Version 17.11.2015). Institut für Deutsche Sprache Mannheim. [Wiki-A-2015 und Wiki-D-2015 Download unter: <http://corpora.ids-mannheim.de/pub/wikipedia-deutsch/2015/> (Stand: 2.8.2016), recherchierbar mit dem Recherchesystem COSMAS II: www.ids-mannheim.de/cosmas2/ (Stand: 2.8.2016)].

Konstanze Marx (Mannheim)

Von #Gänsehaut bis #esreicht – Wie lässt sich ein Territorium neuer Sagbarkeit konturieren? Ein phänomenologischer Zugang

Abstract: Im vorliegenden Beitrag werden Sagbarkeitsphänomene aus dem Social Web vorgestellt, die als brisante Daten eingestuft werden. Dabei werden intraterritoriale Selbstoffenbarungssphänomene von extraterritorialen Phänomenen unterschieden, die dazu beitragen, andere Personen zu diskreditieren und zu verleumdern. Angesichts der spezifischen Kommunikationsbedingungen im World Wide Web wird der Sagbarkeitsraum kontinuierlich erweitert. Dabei spielt die Diffusion der beiden Aktionsräume Handlungsraum und Zeiger Raum eine prominente Rolle. Als Aufgabe für die Linguistik wird herausgearbeitet, die Konturen dieser Räume für die Wahrnehmung der Sprachbenutzer*innen zu schärfen.

1 Vorrede (im Sinne einer Themeneingrenzung)

In diesem Aufsatz geht es um *neue Sagbarkeit*. Das präsupponiert zweierlei: erstens, dass es eine *alte Sagbarkeit* gibt, und zweitens, dass Sagbarkeit überhaupt ein Konzept ist, über das es sich nachzudenken lohnt, generell und spezifisch aus sprachwissenschaftlicher Perspektive.

Wenn etwas sagbar wird, dann kann es also versprachlicht werden und erhält damit Form, Struktur und idealerweise eine Funktion, die es für einen linguistischen Zugang prädestinieren.

Man darf sich aber durchaus fragen, ob zu diesem Zeitpunkt nicht schon die kritische und weitaus interessantere Schwelle überschritten ist. Ist es nicht eigentlich der Übergang vom Nicht-Sagbaren zum Sagbaren, der untersucht werden sollte, das Grenzgebiet also? Oder ist es gar das, was hinter dieser Grenze liegt, das Nicht-Sagbare? Und sind es nicht die Gründe für die Nicht-Sagbarkeit, die dann in den Blick genommen werden sollten?

Und eine letzte Frage sei hier noch gestellt: Ist das dann für die Linguistik überhaupt noch zugänglich? Es fällt wohl in den Bereich psychologischer Betrachtungen, vgl. etwa die vorsemiotischen Primärprozesse bei Freud (1953) oder das Reale – im Gegensatz zum Symbolischen – bei Lacan (1964). Dennoch lässt sich eine *neue Sagbarkeit* im Sinne einer neuen Zugänglichkeit feststellen, wenn

sich der Blick auf Soziale Medien richtet. Ich nehme also an, dass das WWW ein erweiterter Sagbarkeitsraum ist, in dem Daten, die vorher nicht oder nur in geschützten Räumen produziert wurden, nun erstens zugänglich werden und zweitens die Bildung von Diskurskonzepten und Diskursivität begünstigen, die drittens eine Normalisierung herbeiführen. Diese Annahme soll im vorliegenden Aufsatz folgendermaßen expliziert werden. In einem ersten Schritt werde ich das Spektrum der Daten skizzieren, zu denen neuerdings Zugang besteht. Ich teile diese Daten auf in intraterritoriale (Kap. 2) und extraterritoriale Phänomene (Kap. 3).¹ Ausgehend von der phänomenologischen Betrachtung werde ich in einem zweiten Schritt spezifische Eigenschaften des hochdynamischen Kommunikationsraums Social Web reflektieren, der hier als SHOWROOM konzeptualisiert wird und vom Handlungsraum abgegrenzt betrachtet werden muss (Kap. 4).

Ich möchte für das Social Web die Metapher einer Probesthne bemühen, die von den Nutzer*innen bespielt wird. Neben Handlungen des Alltags, die sich hier abgebildet wiederfinden, lassen sich auch sogenannte brisante Daten verzeichnen, auf denen in diesem Abschnitt das Augenmerk liegen soll. Wenn ich von *brisanten* Daten spreche, schließe ich an den semantischen Brisanz-Begriff der Linguistik an (vgl. Hermanns 1982; Strauß/Haß/Harras 1989; Busse/Niehr/Wengeler (Hg.) 2005), erweitere ihn aber um die referenzielle Komponente höchstpersönlicher Sachverhalte und integriere zudem ethische und technische Aspekte bei der Erhebung solcher Daten (vgl. Marx 2017a).

2 Intraterritoriale Daten als Kommunikationsformen höchstpersönlicher Inhalte

Intraterritoriale Daten werden hier aus drei Perspektiven betrachtet. So spielen zunächst Daten eine Rolle, deren Sagbarkeit nicht aktiv reflektiert wird. Im folgenden Abschnitt wird herausgearbeitet, inwieweit Hashtags zum Emotionsausdruck eingesetzt werden und durch weitere semiotische Ressourcen ergänzt werden. Im letzten Teil dieses Unterkapitels wird gezeigt, dass auch die Interagierenden selbst Sagbarkeit metapragmatisch reflektieren.

¹ Diese Einteilung ist inspiriert von der Goffman'schen Konzeptualisierung des „Territoriums des Selbst“ (Goffman 1974; vgl. auch Meyrowitz 1990).

2.1 Intraterritoriale Daten in One-to-one-for-many-Kommunikation

Ich möchte den geneigten Leser, die geneigte Leserin nun bitten, sich einzulassen auf einen indiskreten Einblick in die Geschichte eines Paares, die auf Facebook dokumentiert und hier anhand von wichtigen Etappen vorgestellt wird. Bei den Belegen (1) bis (4) handelt es sich um Facebook-Einträge, die von den beiden Personen selbst vorgenommen wurden. Um die folgenden Überlegungen leichter nachvollziehbar zu machen, bezeichne ich die Personen als Maja und Klaus Schulz. In (1) thematisiert Maja die Hochzeit, die hier jedoch nicht angekündigt, sondern durch die Nennung eines konstitutiven Elements im Vorfeld des Ereignisses, den Kauf des Hochzeitskleids, als Sequenz im potenziellen Interaktionsraum installiert wird.

(1) Hochzeitskleid ist bestellt!!!!!!! (FB, 2012-01-03, L: 13, T: 0, K: 15)²

Auf diese Weise kann die Freude darüber transportiert werden: zum einen auf der Ebene der sprachlichen Oberfläche durch iterierte Ausrufezeichen, zum anderen auf der Ebene des öffentlichen Kommunikationsraums. Die Nachricht erreicht so auch Personen, die noch nichts von der Hochzeit wussten. Sie werden nun informiert und können weitere Details erfragen, etwa das genaue Datum, wie der Kommentarverlauf zeigt, der hier ausgeblendet wird.

Am zweiten Post (2) lässt sich nun erahnen, dass die Liebe auch nach der Hochzeit anhält.

(2) Ich Liebe Dich Mein Schatz (FB, 2012-11-22, L: 4, T: 0, K: 0)

Maja postet hier an Klaus ein Liebesgeständnis, etwas, das klar zur Intimkommunikation gehört und Face-to-Face durchaus eine gesichtsgefährdende Situation kreiert, weil Liebeserklärungen sequenziell in Paarsequenzen eingebettet sind (siehe dazu Auer 1988; vgl. Staffeldt 2011, S. 193). Die Ratifizierung durch Klaus wäre also eigentlich in der Liebeserklärung schon angelegt.

Maja schert hier aus der prototypischen direkten Ansprache (sei es Face-to-Face, am Telefon oder über SMS) aus. Damit wird eine Mehrfachadressierung in einer Situation möglich, in der eigentlich eine Einfachadressierung üblich ist. So wird die Adressierung gleichermaßen diffus, man kann sich fragen, wer neben Klaus noch angesprochen wird und ob Klaus tatsächlich der Adressat ist, der hier

² Vgl. zu den Zitierkonventionen Marx/Weidacher (2014, Kap. 1).

mit *mein Schatz* gemeint ist. Auch die Synchronität der Situation wird aufgehoben und der Zugzwang entschärft, der durch die automatische Rederechtszuweisung normalerweise entsteht (eine Liebeserklärung macht ja die Bestätigung des anderen notwendig). Wenn Klaus nicht öffentlich antwortet, hat er mehrere Möglichkeiten, das zu erklären: Er könnte es nicht gelesen haben, er könnte selbst mit derart intimen Geständnissen nicht in die Öffentlichkeit gehen wollen etc. Das sind auch Erklärungen, auf die Maja zurückgreifen könnte, sollte sie jemals darauf angesprochen werden, dass Klaus möglicherweise nicht reagiert hat. Gleichzeitig weist sie ihrem Liebesgeständnis eine besondere Bedeutung zu, weil sie es nicht einfach vollzieht, sondern auch noch zeigt, und zwar in einem öffentlichen Raum (siehe dazu auch Kap. 4).

Als weitere wichtige Etappe wird von beiden Personen die Geburt des gemeinsamen Sohnes unter Zuhilfenahme der Besondere-Lebensereignisse-Funktion von Facebook angekündigt.

Etwa eineinhalb Jahre nach der Hochzeit äußert sich Klaus in einem Kommentarstrang gegenüber einer dritten Person, indem er darauf verweist, dass man sich seine *Traumfrau backen kann* (3a). Mit *Männertörtchen* wird hier aus der kognitiven Domäne *Gebäck* geschöpft, *backen* ist hier also scherzhaft konkret zu verstehen.

(3a) Sind halt Männertörtchen!!! Von wegen man kann sich seine „Traumfrau“ nicht backen!!!B-) (FB, 2013-12-14, 5:38)

An Majas Reaktion (3b) wird jedoch deutlich, dass sie in diese Aussage metaphorisch die Erkenntnis eines verheirateten Mannes hineinliest, die aus der Gegenwart – der Beziehung mit ihr – hinausweist. Sie sieht sich entsprechend dazu veranlasst, sich selbst als *TraumFrau* in Erinnerung zu bringen.

(3b) Hallo ich bin doch deine TraumFrau (FB, 2013-12-14, 7:26)

Nicht ganz ein Jahr später gratuliert Klaus einer befreundeten Person zur Hochzeit (4) und gesteht sich und allen Mitlesenden ein, dass er sich – im Gegensatz zu dem Freund – nicht für „die Richtige“ entschieden habe.

(4) Alles gute und im vertrauen My, mach es besser als ich und halt deine Frau fest!!!! [Zwinker-Emoji] Aber du hast ja einen Vorteil...du hast gleich die „RICHTIGE“ genommen!!! [Zwinker-Emoji] (FB, 2014-09-07, L: 1, T: 0, K: 0)

Mit der Verwendung von *im vertrauen* wird die Illusion einer privaten Gesprächssituation kreiert und darüber legitimiert, dass der in der Tat vertrauliche Inhalt

an dieser Stelle thematisiert werden kann. Da die Trennung von Maja und Klaus nicht weiter dokumentiert ist, kann nur spekuliert werden, dass das Scheitern der Beziehung schon als Diskurstopik unter den bei Facebook befreundeten Personen installiert ist. Am neuen Beziehungsstatus, der noch 2014 von Klaus und im Juli 2015 von Maja über die Facebook-Funktion eingestellt wird (beide sind dann in neuen Beziehungen), wird es jedoch manifest.

In dieser One-to-one-for-many-Kommunikation wird öffentliche Sagbarkeit nicht explizit reflektiert. Dass zumindest Maja jedoch für die Thematik sensibilisiert ist, zeigt ein anderer Kommentarstrang in ihrem Profil, datiert auf Dezember 2011. Sie postet einen momentanen Gefühlszustand – hier Aufregung/Wut über eine Person³ –, etwas, das man heute sicher eher auf WhatsApp findet, macht dann aber auf Nachfrage explizit, dass sie keine Namen nennt (5).

(5) egal nenne keine namen (FB, 2011-12-05, L:0, T: 0, K: 0)

Bis heute sind jedoch wechselnde Frisuren und Partner und die Entwicklung des Sohnes für alle Facebook-Nutzer*innen dokumentiert.

Ein solches Vorgehen, das keinesfalls einen Sonderfall in der Facebook-Kommunikation darstellt, ruft die Frage auf, was Personen motiviert, höchstpersönliche Inhalte für andere einsehbar zu machen. Rüdiger (2018) spricht in diesem Zusammenhang vom Konzept des Digitalen Narzissmus. Es besagt, dass Menschen online höchstpersönliche Inhalte preisgeben, um über positive Rückmeldungen Selbstbestätigung und Anerkennung zu erlangen. Es ist nun davon auszugehen, dass diese in eine spielerische Gestaltung der Online-Identität münden – ein digitales Ego, das sich an Positiv-Evaluierungen ausrichten kann. Ein weiterer Grund für das Preisgeben höchstpersönlicher Inhalte scheint das Bedürfnis zu sein, Emotionen mitzuteilen, sie sagbar (ausdrückbar) zu machen und sich der eigenen Gefühlswelt rückzuversichern.

2.2 Hashtags als Verschlüsselungsformen intraterritorialer Daten

Das offene Sprechen über Gefühle birgt immer auch Gefahren: eine potenzielle Gesichtsgefährdung des Sprechers/der Sprecherin, aber auch der Adressat*innen.

³ „Ich muss mich echt richtig zusammen reißen das ich einer gewissen Person nicht so richtig mal die meinung sage!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!Schlimm wenn man sooo viel weiß ahhhhhhhhhhh“ (FB, 2011-12-05, L: 1, T: 1, K: 2).

Hinter dem Bildschirm kann man sich dieser Situation gut entziehen (vgl. Kap. 4). Die konkrete sprachliche Umsetzung intraterritorialer Daten zeigt aber auch, dass sich in der Online-Kommunikation Formen etabliert haben, mit denen lediglich Symptome expliziert werden, die als Gefühlsindikatoren fungieren. So ist es das Ergebnis kontinuierlicher Aushandlung in Sozialen Medien, dass auf einer öffentlich zugänglichen Oberfläche eine im Zusammenhang mit tiefer Rührung stehende körperliche Reaktion referenzialisiert wird, wie das Entstehen einer Gänsehaut etwa beim Hören eines Musikstücks (ein Klavierstück von Chopin in (6)), der Atmosphäre in einem Stadion (das Eishockey-Halbfinale Deutschland–Kanada bei den Olympischen Winterspielen in (7)) oder der Solidarität unter Menschen (Polizisten, die sich weigern, auf die demonstrierende Bevölkerung loszugehen, in (8)).

- (6) Musikerin Ji-Hae Park im Interview, es geht grad um den Ausdruck von Gefühlen „Es gibt da ein Stück von Chopin...“ sie fängt an zu spielen und alle legen die Smartphones weg #Gänsehaut #NWX18 (Tw, @laurahaverkamp, 2018-03-06, L:1, RT: 0)
- (7) Fast zwei Stunden später. Immernoch #Gänsehaut und Pippi in den Augen. #CANGER (Tw, @MH56, 2018-02-23, L: 9, RT: 1)
- (8) Die Polizei in Italien weigert sich auf die demonstrierende Bevölkerung loszugehen und entledigen sich ihrer Helme #Gänsehaut (Link) (Tw, @SirSchnee, 2018-03-06, L: 233, RT: 161)

Mit dem Hashtag #Gänsehaut wurden solche affektiven Reaktionen quasi öffentlichkeitsauglich gemacht. Er wird inzwischen als Index in allen möglichen positiv emotional aufgeladenen Situationen verwendet, was keinesfalls bedeutet, dass die benannte körperliche Reaktion auf ein spezifisches Ereignis auch tatsächlich eintritt. Vielmehr wird ein ganzes Repertoire an Emotionen so auf eine kurze Formel komprimiert, die aber eben auch ohne Scham verwendet und kulturell verankert wird (vgl. Schützeichel 2006; Keil/Grau 2005).

Es lohnt sich, das Potenzial des Hashtags, den ich als „virtuelles Makrozeichen“ bezeichne, im Hinblick auf Sagbarkeit noch ein wenig genauer zu betrachten. Hashtags sind eine Kombination aus Rautenmarker und dem Hashtagkonnektiv, das strukturell recht disparates sprachliches Material sein kann. Dieses ist unmittelbar an die Raute geknüpft, z.B. *Gänsehaut*. Der Ko-Text des Kommunikats ist eine fakultative Komponente. Hashtags haben eine Reihe von pragmatischen Funktionen, auf die ich hier nicht eingehen kann (Marx 2017b). Im Zusammenhang von Sagbarkeit ist die Praktik des Labelns mit einem Hashtag relevant. So sind Hashtags nicht mehr nur eine diskursbündelnde und damit ordnende Instanz (vgl. hingegen Yang et al. 2012). Das kann man unter anderem daran sehen, dass Hashtags inzwischen auch analog verwendet werden, und zwar selbst wenn sich

durch die Eingabe in den Rechner keine Textwelt erschließt. Sie sind abgedruckt auf Kleidung, Produkten oder werden im Gespräch verwendet, indem sie etwa explizit benannt werden (oft begleitet durch die Rautengeste, siehe Abb. 1 rechts).

Abb. 1: Beispiele für „analoge“ Hashtags (Quellen: spreadshirt.de 6.3.2018 und Kläwer 2017)

Das macht eine besondere Funktion der Labeling-Praktik transparent, die losgelöst von der rein technischen Funktion ist. Mit Hashtags kann nämlich auch Diskursfähigkeit oder Agendawürdigkeit indiziert werden. Wenn ich also sprachliches Material innerhalb eines Kommunikats mit einem Hashtag labelle, nehme ich die Entscheidung über die öffentliche Sagbarkeit quasi vorweg, ich konstatiere sie gleichsam in diesem Moment und kann damit einen im wahrsten Sinne des Wortes virtuellen – also auch noch nicht existenten – Diskurs indizieren und ggf. Viralität und damit eine rege Anschlusskommunikation und Interaktivität prospektiv konstruieren. Das liegt einfach daran, dass sich die Funktion von Hashtags, nämlich die technisch gestützte Diskursbündelung, als konstitutive Bedeutungskomponente verankert hat und nun auch losgelöst und unabhängig von der tatsächlichen Anwendung funktioniert.

Hashtags sind omnipräsent und längst im analogen Gebrauch und/oder funktionieren als Verknüpfung zwischen analoger und digitaler Ebene. Die Instagram-typische inflationäre Gebrauchsweise ist aber durchaus etwas, das meines Erachtens in eine Sagbarkeitsphänomenologie gehört. Ich sehe hierin den Versuch, im Kontext von höchstpersönlichen Inhalten Sprachskepsis oder Sprachlosigkeit zu überwinden, Dinge also sagbar zu machen. Dabei muss nicht die Emotion, die man zu versprachlichen möglicherweise nicht in der Lage ist, ausdifferenziert werden, es reichen Schlüsselwörter wie svv für „selbstverletzendes Verhalten“, *ritzen*, *Überdosis*, *Klingen*, *angst*, *esstörung* usw., die sich ihrerseits wieder zu einem assoziativen Netz zusammenfügen, das eine Makroproposition erschließbar macht – in (9) etwa die Leidensgeschichte (PROP → Leidensgeschichte) einer Person mit Depressionen und Essstörung, Selbstmordgedanken und möglicherweise -versuchen, Klinikaufenthalt und schwindender Kraft; siehe auch den Hashtag *#aufge-*

ben, der wirkungsvoll am Ende dieser Aufzählung platziert wird (zum Narrationspotenzial von Hashtags vgl. Marx 2017b).

- (9) #suizid #depressionen #tod #svv #ritzen #narben #einsam #leer #traurig #todeswunsch #verlassen #klinik #brücke #überdosis #klingen #blut #therapie #psychologe #alleine #antidepressiva #medikamente #narben #angst #essstörung #panikattacken #schlaflos #kämpfen #aufgeben (Instagram, 2018-03)

Darüber hinaus werden bei Instagram möglichst viele semiotische Ressourcen genutzt, um das sonst so schwer Artikulierbare sichtbar zu machen. Nicknames zum Beispiel, wie *ritzen_trinken_tod*, *nikki_ana_thinspo*⁴ und *herzgeschrei* (siehe zu sprechenden Nicknames Kaziaba 2016 oder Lotze/Sprengel/Zimmer 2015), Bilder, die die Selbstverletzungen oder den körperlichen Zustand schonungslos aufzeigen und/oder den psychischen Zustand pointieren – aber als Inschrift eines Bildes, hinter dem der/die Autor*in verschwindet und quasi mit fremder Stimme und damit möglicherweise mit Distanz zu sich selbst spricht (vgl. Abb. 2, ganz rechts).

Abb. 2: Beispiele für die Nutzung mehrdimensionaler semiotischer Ressourcen zum Emotionsausdruck auf Instagram

Im Kontext von Sagbarkeit ist der Schritt der betroffenen Personen auf eine öffentlich zugängliche Plattform (z.B. Instagram) hochinteressant. Was hier thematisiert wird, wird schon lange in Ana-Foren elaboriert (vgl. u.a. Wesemann/Grunwald 2010). Der Zugang zu diesen Foren ist jedoch an die Bedingung geknüpft, selbst von der Krankheit betroffen zu sein. Nun wird die Problematik aber offenbar von den Betroffenen selbst auch auf einer öffentlichen Plattform (Instagram)

⁴ *thinspo* ist eine Kontamination aus *thin* und *inspiration*. Mit dem Wort werden Personen bezeichnet, die dieses Ideal verkörpern oder verkörpern wollen.

thematisiert und damit für die Verhandlung (Bewertung) auch von nicht Betroffenen freigegeben. Interessant ist hierbei, dass der diffuse Adressat*innenkreis für Nutzer*innen (der nun nicht mal mehr nur aus Leidensgenoss*innen besteht) eine vertrautere Kommunikationsumgebung sein kann als Personen, die den Betroffenen unmittelbar nahe stehen, wie die Beispiele (10) und (11) zeigen, in denen Verwandte als Mitwisser*innen ausgeschlossen werden.

- (10) Maaaaan..... ich flieg sonntag nach Gran Canaria (?) und freu mich nicht wirklich..... ich meine, meine Mutter wird dann vllt meine Narben und Schnitte am Bein sehen sie wird ausrasten... Aber ich wünsche euch allen einen wunderschönen Tag (Instagram, 2018-03)
- (11) Ich w 17 beichte, dass ich magersüchtig war und 20kilo abgenommen habe. Meine Eltern haben sich dafür aber nicht interessiert. (Tell-Beichte auf Instagram, 2018-03-04).

Diese Nähe – aber eben digitale Isolation – kann vielleicht gerade deshalb zugelassen werden, weil die eigene Identität nicht preisgegeben werden muss, um höchstpersönliche Inhalte auszutauschen (Chenault 1998 spricht von „Depersonalisierung“ als Voraussetzung für eine besonders persönliche Ebene), weil aber auch keine direkte Adressierung vorgenommen wird. Das ruft das Konzept der negativen Höflichkeit (Brown/Levinson 1987) auf, denn obgleich die Produzent*innen hier ihr Territorium öffnen, belasten sie niemanden damit. Rezipient*innen nominieren sich im Netz folglich selbst.

2.3 Metapragmatik im Vollzug im Kontext intraterritorialer Daten

Im Kontext von Themen, wie psychischen und physischen Krankheiten, von Trauma oder Trauer wird Sagbarkeit aber auch selbst zum Thema. Sagbarkeit wird hier quasi im Vollzug⁵ reflektiert und als Bedingung für Sagbarkeit formuliert.

„Nun möchte ich einen Beitrag dazu leisten, dass über Trauer und Tod geredet wird. Wir müssen unsere Trauer nicht still und alleine ganz für uns tragen und ausmachen [...]“, schreibt die Autorin des Blogs „In stiller lauter Trauer“.⁶ Auf

⁵ Ich übertrage hier ein Konzept von Hauser/Meier (2018) auf meine Daten, mit dem die Autoren versuchen, den kritiklinguistischen Fokus weg von der Richtigkeit (laien-)sprachkritischer Urteile mehr auf den konkreten Vollzug metasprachlicher Kategorisierungen zu verschieben.

⁶ <http://in-lauter-trauer.de> (Stand: 19.7.2018).

einem Sternenkind-Hilfe-Blog heißt es: „Wir wollen dieses Schweigen brechen...“.⁷ Eine junge Stoma-Patientin wird folgendermaßen zitiert: „Wer selber nicht krank ist, kann einfach nicht nachvollziehen, wie es einem wirklich geht. Für sowas ist das Internet genial. Ich kann mit allen Menschen auf der ganzen Welt schreiben und merke so, dass ich nicht alleine bin.“ Zum Blog „22 Monate“ erläutern die Eltern: „Durch die Erfahrung zusammen über Josef zu sprechen [vor Fachleuten], wurde der Wunsch nach einer Ausdrucksform immer stärker – dann kamen wir auf die Idee mit dem Blog. Durch die tagebuchartigen Eintragungen möchte ich den Prozess spürbar machen. [...] Dass es ein Leben im Sterben ist. Dann möchten wir auch spürbar machen, was es bedeutet. Konkret, wenn täglich Menschen ins Haus kommen. Zur Pflege. Wie es sich auf uns ausgewirkt hat. Dazu möchten wir ganz dicht an die Zeit heranzoomen.“⁸

2.4 Zwischenfazit

An den bis hierher diskutierten Beispielen wurde ersichtlich, dass Inhalte aus höchstpersönlichen Lebensbereichen (intraterritoriale Daten) quasi vorgeführt werden, wie die Liebeskommunikation, dass Inhalte komprimiert und sprichwörtlich in Hashtags verschlüsselt oder „verschlüsselwortet“ werden, dass auf multimodale Artikulationsformen zurückgegriffen wird, beispielsweise auf Text-Bild-Kombinationen. Ziel dieser Äußerungen scheint es zu sein, sich aktiv aus einer Sprachlosigkeit/Sprachkrise zu befreien und einen Zustandswechsel von schweigend zu sprechend (oder schreibend) zu demonstrieren. Mit der Öffnung eines inneren Raums und damit des eigenen Territoriums im Sinne einer Selbstoffenbarung geht Psychohygiene und Entlastung einher. Diese Öffnung geschieht unidirektional in einen diffusen Rezeptionsraum hinein. Dadurch wird im Web (anders als in der Face-to-Face-Interaktion) niemand kompromittiert. Wer sich angesprochen fühlt, kann reagieren, es muss sich aber niemand angesprochen fühlen. Die Öffnung des eigenen Territoriums geschieht zudem mit dem Ziel der Vernetzung. Das wirkt wahrhaftig und scheint gleichermaßen anzuzeigen, dass die eigene Verletzlichkeit durch die offene Demonstration für den Diskurs freigegeben wird, der im Prozess der Bearbeitung offenbar eine wichtige Rolle spielt. Sagbarkeit wird in diesem Zusammenhang als eine WERTZUSCHÄTZENDE AFFORDANZ des Webs konzeptualisiert, als etwas, das verfügbar, also existent ist.

⁷ <https://www.sternenkind-hilfe.de/2016/08/09/sternenkind-elaine/> (Stand: 19.7.2018).

⁸ <http://kaiserinnenreich.de/2018/03/03/22-monate/> (Stand: 19.7.2018).

3 Extraterritoriale Daten

Anders verhält es sich bei extraterritorialen Daten. Hier wird diese Affordanz des Webs negiert und paradoxerweise gleichzeitig kontinuierlich strapaziert und überstrapaziert, indem in das Territorium anderer hineingewirkt wird. In diesem Bereich verorte ich Herabwürdigung, Diskriminierung, Verleumdung, Volksverhetzung, kurz: Hate Speech und Fake News. Sagbarkeit wird hier als etwas nicht Existentes skizziert, etwas, um das man sich aktiv bemühen muss. Folglich geht es zumeist um Kritik an Sagbarkeitsbegrenzungen oder die ostentative Auflehnung gegen Sagbarkeitsbegrenzungen. Diese Begrenzungen werden als „Zensur“ oder „Maulkorb“ konzeptualisiert, die – Thomas Niehr (2018, S. 140) schreibt es in seinem Aufsatz „Das Unsagbare sagbar machen“ sehr treffend – „im Namen der Wahrheit [...] transzendier[t]“ werden sollen:

[die] Grenzen des Sagbaren [werden] instrumentalisiert [...], z.B. durch die Behauptung, dass bestimmte Meinungen systematisch aus dem Diskurs ausgeschlossen würden. Gerne wird in solchen Zusammenhängen behauptet, die jeweils eigene Position werde trotz ihrer rationalen Begründung aus Rücksichtnahme auf Political Correctness im Diskurs nicht zugelassen. Die Emittenten solcher Äußerungen stilisieren sich in meist populistischer Weise zu Märtyrern, die sich trotz der widrigen diskursiven Umstände nicht davon abschrecken lassen, ‚die Wahrheit‘ ans Tageslicht zu bringen und öffentlich zu äußern. (Niehr 2018, S. 142).

Wir fühlen uns sogleich erinnert, und Niehr greift das ebenfalls auf, an Martin Walsers „vor Kühnheit zitter[n]“, wenn er am 11. Oktober 1998 Auschwitz als für Drohroutinen und Moralkulen ungeeignet klassifiziert.⁹ Thilo Sarrazin verwendet in der Einleitung zu seinem 2010 erschienenen Buch „Deutschland schafft sich ab“ etwas mehr als eine Seite darauf, Dinge aufzuzählen, über die man nicht reden dürfe: die Folgen des Geburtenrückgangs, die sozialen Belastungen einer ungesteuerten Migration, Schüler, die mit Hochschulreife einem Mathematikstudium nicht gewachsen sind, die Verantwortlichkeit des Einzelnen für das individuelle Verhalten usw., um es auf eine von ihm sogenannte „Wahrheit“ zusammenzuführen, die „auszusprechen [als] politisch inkorrekt [gilt]: ‚Wer nicht lernt, bleibt unwissend. Wer zuviel isst, wird dick‘“ (S. 9). Solche Wahrheiten werden gleichgesetzt mit Tabus und einer allgemein eingenommenen Haltung des Nicht-hören-Wollens gegenübergestellt. Etwas nicht sagen dürfen entpuppt sich hier also als etwas, das nicht gehört, wohl aber gesagt wird oder dem widersprochen wird, was einem Missverstehen oder Missdeuten gleichgesetzt wird. In der Pose eines Anwalts für alle in diesem Dilemma Gefangenen ergreift Günter Grass 2012

9 Vgl. die Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels.

schließlich das Wort, um „mit letzter Tinte“¹⁰ zu sagen, was gesagt werden muss; zu inferieren ist hier: weil sich andere nicht trauen und das Offensichtliche verschweigen.

3.1 Extraterritoriale Daten und das Maulkorb-Postulat

Der Rückblick zeigt, dass es sich bei der Strategie, Rede- oder Meinungsäußerungsverbote zu postulieren, keinesfalls um ein Phänomen neuer Medien handelt. Getragen von dieser Attitüde aber entstehen auf Facebook und Twitter und in vielen Kommentarbereichen nach wie vor Äußerungen, in denen ein Redeverbot deklariert wird. Es fungiert sogar als Kurzbeschreibung des Twitter-Accounts in (12).

(12)

In der Namenswahl *@mittelfinger* (z.B. oben links) akkumuliert sich eine auflehrende Haltung, weil hier auf eine typische Kontra-Geste, das Zeigen des Mittelfingers, referiert wird. Das korrespondiert mit der Herkunftsangabe *Hölle* (im christlichen Glauben die Heimat des Teufels) anstelle der Angabe eines Ortsnamens, der hier normalerweise eingetragen wird, und wird mit dem Zitat von Nietzsche assoziiert. Bemerkenswert ist, dass der/die Profilurheber*in hier genau den Philosophen „sprechen“ lässt, auf den die bekannteste Übermensch-Konzeption zurückgeführt wird (obgleich sich unzählige andere Philosophen zum Thema Wahrheit geäußert haben).

Bei einer Kurzcharakterisierung eines Twitterprofils stehen nur begrenzte Platzressourcen zur Verfügung. Dieser Platz wird hier dazu genutzt, um über die Sperrung des vorherigen Accounts zu informieren. Das dient einerseits der Identifizierung, aber andererseits unterstreicht es auch die Märtyrerposition, mit der signalisiert wird: ‚Ich mache weiter, im Kampf für die Wahrheit‘, und das ist so zentral, dass an dieser Stelle darauf hingewiesen werden muss. Im angehefteten

¹⁰ Vgl. das Grass-Gedicht „Was gesagt werden muss“, erschienen am 4.4.2012 u.a. in der Süddeutschen Zeitung.

Tweet (in (12) auf der rechten Seite) finden wir diese Haltung auch expliziert: *Ich gebe nicht auf*.

In Beispiel (13a) wird explizit moniert, „etwas nicht sagen zu dürfen“, und dann die Unterordnung unter dieses Verbot in der nicht-konventionalisierten Abkürzung *se* visualisiert, indem *Scheiße* gerade nicht ausgeschrieben wird. Die Dechiffrierung gelingt dennoch leicht, weil die Explikation im Initialtweet (13b) in zwar anderer Referenzialisierung als Zitat verfügbar ist und eine analoge Verwendung als parallel strukturierte Formel nahelegt. Zur Erklärung: Im Original folgt (13a) auf (13b).

- (13a) Claudia das unnötigste Stück *se* wäre treffender und ehrlicher. aber das darf man ja nicht sagen. überhaupt die grünen weiber samt antonia hofreiter sollten abkommandiert werden um Syrien und andere Staaten aufzubauen..
- (13b) Top-Rede von Dr. Marc Jongen (Afd). Hält Claudia Roth vor: deutschland du mieses Stück Scheiße.¹¹

Es zeigt sich hier exemplarisch, dass es nicht die Wahrheit ist, für die man das Rederecht erkämpft, sondern eine aus einer subjektiven Einschätzung resultierende vulgäre Diskreditierung. Interessant an diesem Beispiel ist auch, dass das Monitum, in dem mit der Anapher *das* ausschließlich das vorher Gesagte als nicht sagbar klassifiziert wird, fast zentral selbst wie eine Grenze im Kommentar (13a) platziert wird, nun aber weitere Diskreditierungen folgen, z.B. das ebenfalls abwertende *Weiber* oder die verballhornende Namensmodifizierung *Antonia* – vermutlich in Anspielung auf die Frisur von Anton Hofreiter, die damit als Gegenstand kategorisiert wird, der a) meinungsfähig ist, zu dem man also eine Meinung haben kann, die man b) auch äußern dürfen muss. Hinzu kommt das durch *abkommandieren* aktivierte Konzept einer möglichen Entledigung von unliebsamen Personen, eine denkbare Referenz auf Alexander Gaulands Entsorgungsforderung in Bezug auf die Integrationsbeauftragte Aydan Özoguz (SPD) im August 2017, aber eben verbal/stilistisch weniger drastisch, also im Vergleich zur vulgären Ausdrucksweise am Beginn abgeschwächt und auf diese Weise als „sagbar“ ausgewiesen, wie auch die Diskreditierungen *Weiber* und *Antonia*.

Neben performativ ausagierten verbalen Grenzüberschreitungen finden sich auch explizit verbalisierte „Brüche“ des vermeintlichen Redeverbots, wie *aufgedeckt* in (14). Auf diese Weise werden Fake News als Wahrheiten gerahmt. Im hier

¹¹ Der Vorwurf des Redners ist hier, dass das Zitat „Deutschland du mieses Stück Scheiße“ Inschrift eines Transparents auf einer Demonstration gewesen sei, an der auch Claudia Roth teilgenommen haben soll.

vorliegenden Fall können auch die Anführungszeichen, die den Namen der Fernsehsendung flankieren, über deren Zitationsfunktion hinaus als Markierungen dafür gelesen werden, dass das Konzept hinter der Sendung infrage gestellt wird. Hilfreich zur Enttarnung solcher als Wahrheit gerahmten Verleumdungen ist nicht nur ein Blick auf die wenig Vertrauen erweckende Domain (anonymousnews.ru), sondern auch in den Text, in dem kaum überzeugend davon die Rede ist, dass „Eine Recherche belegt, dass [...]“. Diese Recherche wird an keiner Stelle im Text spezifiziert.

- (14) Aufgedeckt: ARD-Chef-„Faktenfinder“ Patrick Ginseng ist Mitglied der linksterroristischen ANTIFA (anonymousnews.ru, 2018-03-08)

3.2 Hashtag-Annexion als semantisches Trittbrett

Am Beispiel des Hashtags #esreicht soll ein weiteres typisches Mittel zur extraterritorialen Ausweitung des Sagbarkeitsraumes illustriert werden. Seit dem 23. Februar 2018 gibt es eine Twitter-Aktion, mit der unter dem Hashtag #esreicht ein Zeichen gegen „Hetze und Fremdenfeindlichkeit“ gesetzt werden soll.¹² Es handelt sich hier also um den Versuch, den Sagbarkeitsraum zu regulieren, an dem sich viele Twitterer beteiligt haben, vergleichbar etwa mit (15).

- (15) Wer Vorurteilen und Diskriminierung begegnet, muss den Mund aufmachen. Wer leise ist, verliert. Wir sind bunt und laut. #esreicht (Tw, @deinTherapeut, 2018-02-23, L: 2,0Tsd, RT: 403, K: 28)

Hier wird die Notwendigkeit, sich zu äußern (*den Mund auf[zu]machen, laut zu sein*), betont. Zugleich aber wurde dieser Hashtag annektiert, und unter einer Überschrift gegen Hetze und Fremdenfeindlichkeit wird nun auch Hetze und Fremdenfeindlichkeit verbreitet, wie Beispiel (16) zeigt. Es handelt sich hier um einen Tweet, der als Reaktion auf die Kritik der Bundesregierung an der Syrienreise einer AfD-Delegation Anfang März 2018 verfasst wurde.

- (16) Weil jetzt unangenehme Wahrheiten ans Licht kommen? Das passt dem Merkel-Clan natürlich nicht, der Wähler soll weiter dumm und desinformiert gehalten werden. Das Bild unten stammt übrigens aus Aleppo, es ist vom 1.3.18! #Remigration #AfD #esreicht (Tw, @FrLoewenherz, 2018-03-07, L: 84, RT: 52, K: 8)

¹² <https://esreicht.mischmasch.ch> (Stand: 19.7.2018).

Es zeigen sich hier die typischen rhetorischen Muster, die unter 3.1 skizziert wurden (das Kokettieren mit *unangenehme[n] Wahrheiten* und *Wähler[n]*, die *dumm gehalten werden* sollen). Was sich hier abzeichnet, wurde von Bendl/Spitzmüller (2017, S. 9) als „Verkopplung mit vordergründig unverdächtigen, ja gesellschaftlich hochkonsuellen Werten“ beschrieben, die mit dem Hashtag #esreicht zumindest suggeriert wird. Liest man die Inhalte, gibt es in diesem Fall zwar eine klare Distanzierung von den Werten, die mit dem Hashtag ursprünglich intendiert waren. Wie Bendl/Spitzmüller an Kommunikaten der Identitären Bewegung nachweisen, müssen die Grenzen der Sagbarkeit jedoch gar nicht ausgelotet werden, um rassistische Inhalte zu verbreiten. Hate Speech funktioniert auch darüber, „die Lexik einer Gruppe [zu] verwende[n], die dem Verdacht, rassistisch zu sein, wenig ausgesetzt ist, nämlich (unter anderem) der der linken Intellektuellen“ (Bendl/Spitzmüller 2017, S. 9). U.a. an solchen Phänomenen wird deutlich, wie wichtig es ist, dass die automatische Detektion von Hate Speech¹³ durch linguistische Analysen ergänzt wird, um „semantisches Trittbrettfahren“ zu dechiffrieren.

3.3 Zwischenfazit

Als kurzes Zwischenfazit sei festgehalten, dass Sagbarkeit im Bereich der extraterritorialen Phänomene negiert und gleichzeitig instrumentalisiert und dabei aber auch strapaziert wird. Es geht hier vor allem darum, nach außen zu agieren, z.B. durch persönliche Angriffe in die Territorien anderer einzudringen. Dabei nehmen die Agierenden für sich in Anspruch, Sachverhalte einzig richtig beurteilen und einordnen zu können. Gerade bei Hate Speech ist es schwierig, Rückschlüsse auf zugrundeliegende Emotionen zu ziehen, der drastische Emotionsausdruck kann immer auch Anpassung an die disparate und unübersichtliche Kommunikationsumgebung sein, von der es sich abzuheben gilt. Wenn mit einem Kommunikat die Popularität gesteigert werden soll, sind es Tabubrüche, zumindest aber deren Ankündigung, die zu einer hohen Aufmerksamkeit und Anzahl von Klicks führen. Der ‚negative bias‘, der bereits im Rahmen der Vigilanzforschung der 90er-Jahre festgestellt worden ist, scheint hier weiterhin zum Tragen zu kommen (vgl. Pratto/John 1991; Shoemaker 1996).

¹³ Vgl. etwa die automatische Lösung von Sylvia Jaki und Tom DeSmedt (<https://www.unihildesheim.de/fr/fb2/aktuelles/detailansicht/artikel/neue-technologie-erkennt-deutsche-hass-botschaften-in-sozialen-medien/>; Stand: 19.7.2018).

4 Fazit oder: Normalisierung als Folge von Handlungsraumdiffusion

Bislang habe ich anhand von konkreten Phänomenen veranschaulicht, dass sich Sagbarkeit insbesondere in intra- und extraterritorialen Daten im World Wide Web manifestiert. Hierbei werden Tabugrenzen überschritten, sowohl hinsichtlich einer Selbstoffenbarung als auch hinsichtlich der Diskreditierung anderer Personen. Es stellt sich nun die Frage, warum das Social Web eine so geeignete Projektionsfläche für derartige Grenzexpansionen ist.

Wenn wir unser Handeln auf die Projektionsfläche des Social Web bringen (und dieses Handeln kann natürlich auch rein sprachliches Handeln sein), dann wird aus diesem Handeln ein gezeigtes Handeln. Dinge werden also nicht einfach nur getan, sondern sie werden auch gezeigt.¹⁴ Das ist zweierlei, denn das Zeigen unterliegt anderen Regeln als das Handeln. Handeln richtet sich aus an meiner konkreten Umgebung, am konkreten Raum, in dem ich mich befinde, an konkreten Menschen, die mich umgeben. Zeigen richtet sich aus an einem für uns sehr unübersichtlichen Konstrukt, dem Social Web. In diesem hochdynamischen Interaktionsraum, obliegt den Produzent*innen keine Kontrolle über Daten, sie sind Bewertungen ausgesetzt, Informationen über den Adressat*innenkreis oder die Rezeptionsbedingungen sind kaum verfügbar. Gleichzeitig stellt dieser Kommunikationsraum eine Werbefläche dar, auf der aufmerksamkeitsökonomischen Prozessen Rechnung getragen und der Negativ-Bias einkalkuliert werden muss. In einem derart unsicheren Raum soll gesehen werden, was gezeigt wird, deshalb wirken die Zeigensbedingungen der Sozialen Medien auf das Handeln zurück, und zwar in einer Weise, in der bereits beim Handeln Zeigensbedingungen berücksichtigt werden. Es ist anzunehmen, dass das Handeln in einen Transformationsprozess zum Zeigen übergeht. Sowohl materiell (die Zugangsgeräte werden immer kleiner, sodass wir nicht mehr davorsitzen müssen, sondern sie bei uns tragen, in der Hosentasche z.B.) als auch konzeptuell infiltriert das Social Web unser Leben, was zur Folge haben könnte, dass unser Handeln um des Zeigens willen geschieht, oder anders, dass das Zeigen vom Handeln in der Wahrnehmung der Interagierenden nicht mehr getrennt wird. Die Sensibilität dafür, dass z.B. Zufahren, Den-Tisch-Decken oder Einkaufen eine andere Bedeutung erlangt, wenn es nicht nur getan, sondern auch gezeigt wird, könnte gerade schwinden, was ich als sich derzeit ereignenden dynamischen Prozess verstanden wissen möchte.

¹⁴ Ein herzliches Dankeschön an meinen Kollegen, Axel Schmidt, für eine sehr inspirierende Diskussion zu diesem Thema.

Damit wird nicht nur das Zeigen öffentlich, sondern auch das Handeln beeinflusst von den Bedingungen des Zeigens.

Verhalten könnte sich also ändern, um es repräsentierbar zu machen; der Blick dafür, dass sich die Kommunikationsbedingungen und Regeln auf der Präsentationsbühne von den Regeln in der persönlichen Interaktion unterscheiden, könnte sich trüben. Wenn Handlungen so konzeptualisiert werden, machen sich die Produzierenden selbst zu Personae (vgl. Zappavigna 2014). In einem der Wirklichkeit so entfremdeten Distanzraum ist natürlich deutlich mehr möglich – sowohl intra- als auch extraterritorial. Der Kontext als wesentliche die Sagbarkeit regulierende Komponente gerät also aus dem Fokus. Umso wichtiger ist es, diesen ins Bewusstsein zu rücken und die Wahrnehmung der Kommunikationsteilnehmer*innen dafür zu schärfen, dass es Menschen sind, die hier miteinander interagieren (vgl. Vosoughi/Roy/Aral 2018). Eine Aufgabe, der sich die Sprachwissenschaft in der Beschäftigung mit „Neuem vom heutigen Deutsch“ gut annehmen kann. Es geht also nicht nur darum, der Antwort auf die generelle Frage, wo die Grenzen der Sagbarkeit liegen, mit dem Hinweis auf jeweils spezifische Kontexte auszuweichen (wie das häufig, durchaus auch berechtigterweise, geschieht, wenn Linguist*innen sich zu Dimensionen von Sagbarkeit positionieren sollen), sondern diese Kontexte auch konkret zu konturieren und für die Interagierenden rekonstruierbar zu machen.

Literatur

- Auer, Peter (1988): Liebeserklärungen. Oder: Über die Möglichkeiten, einen unmöglichen Handlungstyp zu realisieren. In: Sprache und Literatur 61, S. 11–31.
- Bendl, Christian/Spitzmüller, Jürgen (2017): ›Rassismus‹ ohne *Rassismus*? Ethnoseparatistische Diskurse in sozialen Netzwerken. In: Wiener Linguistische Gazette 80, S. 1–26.
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1987): Politeness: Some universals in language usage. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 4). Cambridge.
- Busse, Dietrich/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (Hg.) (2005): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. (= Reihe Germanistische Linguistik 259). Tübingen.
- Chenault, Brittney G. (1998): Developing personal and emotional relationships via computer-mediated communication. In: CMC-Magazine 5, 5. Internet: www.december.com/cmc/mag/1998/may/chenault.html (Stand: 28.3.2018).
- Freud, Sigmund (1953): Abriss der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt a.M./Hamburg.
- Goffman, Erving (1974): Frame analysis: An essay on the organization of experience. Cambridge, MA.

- Hauser, Stefan/Meier, Simon (2018): „Des war ne Phrase? Dann sind ja alles Phrasen!“ – Feste Wortverbindungen und ihre metapragmatische Thematisierung in der TV-Talkrunde Doppelpass. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 14, 2. Themenheft „Fußballkultur und Sprachkultur“, S. 157–174.
- Hermanns, Fritz (1982): Brisante Wörter. Zur lexikographischen Behandlung parteisprachlicher Wörter und Wendungen in Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie*. Bd. 2. (= Germanistische Linguistik 80, 3/6). Hildesheim u.a., S. 87–108.
- Kaziaba, Viktoria (2016): Nicknamen in der Netzkommunikation. In: *Der Deutschunterricht* 68, 1, S. 24–28.
- Keil, Andreas/Grau, Oliver (2005): Mediale Emotionen: Auf dem Weg zu einer historischen Emotionsforschung. In: Grau, Oliver/Keil, Andreas (Hg.): *Mediale Emotionen. Zur Lenkung von Gefühlen durch Bild und Sound*. Frankfurt a.M., S. 7–19.
- Kläwer, Judith (2017): Der #Hashtag. Eine Untersuchung zu den Funktionen von Hashtags in der Online- und Offline-Kommunikation. Masterarbeit Universität Mannheim.
- Lacan, Jacques (2015): Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse: Das Seminar. Buch 11. Wien. [Erstausg. 1964].
- Lotze, Netaya/Sprengel, Sebastian/Zimmer, Anne (2015): Rückgriffe auf ‚dunkle‘ Zeiten? Zur Verwendung historischer Ausdrücke in jugendsprachlichen Subkulturen. In: *Der Deutschunterricht* 67, 3, S. 38–47.
- Marx, Konstanze (2017a): Feldforschung 1.0 adé? Scheiden tut weh (und auch nicht not). Gründe für einen Mixed Methods-Ansatz bei der Erhebung brisanter Daten. Vortrag auf dem 2. Netzwerktreffen „Diskurse – digital: Theorien, Methoden, Fallstudien.“ Zürich, 14.–16. Juni.
- Marx, Konstanze (2017b): Zur Kartographie einer Rautenwanderung – #Intermedialität. Vortrag auf der Tagung „Medienkulturen – Multimodalität und Intermedialität.“ Helsinki, 23.–25. August.
- Marx, Konstanze/Weidacher, Georg (2014): *Internetlinguistik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen.
- Meyrowitz, Joshua (1990): Redefining the situation: Extending dramaturgy into a theory of social change and media effects. In: Riggins, Stephen H. (Hg.): *Beyond Goffman. Studies on communication, institution, and social interaction*. (= *Approaches to Semiotics* 96). Berlin/New York, S. 65–97.
- Niehr, Thomas (2018): Das Unsagbare sagbar machen. Immunisierungsstrategien im öffentlichen Diskurs. In: Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (Hg.): *Diskurs, Wissen, Sprache. Linguistische Annäherungen an kulturwissenschaftliche Fragen*. (= *Sprache und Wissen* 29). Berlin/Boston, S. 139–161.
- Pratto, Felicia/John, Oliver P. (1991): Automatic vigilance: The attention-grabbing power of negative social information. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 61, 3, S. 380–391.
- Rüdiger, Thomas-Gabriel (2018): Das Broken Web: Herausforderung für die Polizeipräsenz im digitalen Raum. In: Rüdiger, Thomas-Gabriel/Bayerl, Petra Saskia (Hg.): *Digitale Polizeiarbeit – Herausforderungen und Chancen*. Wiesbaden, S. 259–299.
- Schützeichel, Rainer (2006): Emotionen und Sozialtheorie – eine Einleitung. In: Schützeichel, Rainer (Hg.): *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a.M./New York, S. 7–26.
- Shoemaker, Pamela J. (1996): Hardwired for the news. Using biological and cultural evolution to explain the surveillance function. In: *Journal of Communication* 46, 3, S. 32–47.

- Staffeldt, Sven (2011): „Ich liebe dich“ sprechakttheoretisch. In: Freienstein, Jan Claas/Hagemann, Jörg/Staffeldt, Sven (Hg.): Äußern und Bedeuten. Festschrift für Eckard Rolf. Tübingen, S. 179–196.
- Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela (1989): Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist: Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 2). Berlin/New York.
- Vosoughi, Soroush/Roy, Deb/Aral, Sinan (2018): The spread of true and false news online. In: Science 359, 6380, S. 1146–1151. DOI: 10.1126/science.aap9559.
- Wesemann, Dorette/Grunwald, Martin (2010): Inhaltsanalyse von Online-Diskussionsforen für Betroffene von Essstörungen. In: Welker, Martin/Wünsch, Carsten (Hg.): Die Online-Inhaltsanalyse. Forschungsobjekt Internet. (= Neue Schriften zur Online-Forschung 8). Köln, S. 387–408.
- Yang, Lei et al. (2012): We know what @you #tag: Does the dual role affect hashtag adoption? In: Proceedings of the 21st International Conference on World Wide Web, WWW'12, S. 261–270. Internet: <https://pdfs.semanticscholar.org/3050/ac83859cd059b28d63db1e-93a00ffda8b29.pdf> (Stand: 28.3.2018).
- Zappavigna, Michele (2014): Enacting identity in microblogging through ambient affiliation. In: Discourse and Communication 8, 2, S. 209–228. DOI: 10.1177/1750481313510816.

Vilmos Ágel (Kassel)

Grammatische Textanalyse (GTA) – eine deszendente Syntax des Deutschen

Abstract: Der Blick auf die Syntax und generell auf die Grammatik ist traditionell aszendent, ‚von unten nach oben‘ gerichtet: Einer Wortgrammatik folgt eine Satzgrammatik und dieser eventuell eine Textgrammatik. Doch wir schreiben und sprechen weder in Wörtern noch in Sätzen, sondern wir produzieren Texte und Gespräche. Deshalb müsste auch der diametral entgegengesetzte Blick, der zu einer deszendenten Grammatik führt, möglich sein. Eine solche Grammatik liegt mit der Grammatischen Textanalyse (= GTA), einer funktionalen Syntax des Gegenwartsdeutschen vor, die das grammatische System ‚von oben nach unten‘ – von der Text- (Textglieder) über die Satz- (Satzglieder) zur Wortgruppenebene (Wortgruppenglieder) – modelliert. Im Beitrag werden Grundlagen und Leitbegriffe der GTA vorgestellt und an ausgewählten Phänomenen exemplifiziert.

1 Was von der GTA zu erwarten ist

Im vorliegenden Beitrag soll es um die kurze Vorstellung eines grammatischen Modells gehen, das unter dem Titel „Grammatische Textanalyse. Textglieder, Satzglieder, Wortgruppenglieder“ (= GTA 2017) erschienen ist.¹

Der Blick auf die Syntax und generell auf die Grammatik ist traditionell aszendent, ‚von unten nach oben‘ gerichtet: Einer Wortgrammatik folgt eine Satzgrammatik und dieser eventuell eine Textgrammatik. Doch bekanntlich schreiben und sprechen wir weder in Wörtern noch in Sätzen, sondern wir produzieren Texte (inkl. „textes oraux“; Adam 2005, S. 122). Deshalb müsste auch der diametral entgegengesetzte Blick, der zu einer deszendenten Grammatik führt, möglich sein. Eine solche Grammatik liegt mit der GTA, einer funktionalen Syntax des Gegenwartsdeutschen vor, die das grammatische System ‚von oben nach unten‘ – von

¹ Die Vorstellung kann angesichts des Umfangs des Buches – 789 Seiten ohne Apparat – tatsächlich nur sehr kurz (und verkürzt) erfolgen. Dabei werden zahlreiche Formulierungen ohne Selbstzitat aus der GTA übernommen. Sonst würde der vorliegende Beitrag überwiegend aus Selbstreferenzen bestehen. Generell gilt, dass alle Theoriebausteine, die in dem vorliegenden Beitrag vorgestellt werden, in der GTA wesentlich ausführlicher beschrieben und da auch begründet werden.

der Text- (Textglieder) über die Satz- (Satzglieder) zur Wortgruppenebene (Wortgruppenglieder) – modelliert. Die GTA ist also keine Textgrammatik, sondern eine ‚auf den Kopf gestellte‘ Syntax, die auf der Textebene ansetzt.

Aszendenz und Deszendenz, die nicht mit Projektionismus vs. Konstruktivismus (siehe Jacobs 2008, 2009; Welke 2011) gleichzusetzen sind, stellen zumindest idealiter komplementäre Forschungslogiken dar: Baut man eine Brücke von beiden Seiten des Ufers her, erwartet (oder hofft) man, dass sich die Brückenhälften in der Mitte treffen und auch exakt passen. Doch bei Aszendenz vs. Deszendenz sind die ‚beiden Seiten des Ufers‘ schwer zu vergleichen: ein einfaches Wort vs. ein beliebig komplexer Text.

Die Chance, dass sich beliebig komplexe Texte ausgehend von einfachen Wörtern exhaustiv und widerspruchsfrei nach oben hin ableiten lassen, ist gering. Denn nicht nur Satzglieder sind Glieder von Sätzen, auch Sätze sind Glieder von Texten. Deshalb ist die Rekonstruktion der – grammatischen (und nicht der orthografischen) – Satzgrenze keine bloße ‚innere Angelegenheit‘ des Satzes, sondern sie hängt auch von der Modellierung der Textglieder ab.

Umgekehrt zwingt der Ausgang vom Text den Grammatiker dazu, gemäß dem Matroschka-Prinzip zu agieren: Er hat alle Makroglieder (Textglieder) zu beschreiben, dann alle Mesoglieder von allen Sätzen (Satzglieder) und schließlich alle Mikroglieder von allen Satzgliedern (Wortgruppenglieder und andere Mikroglieder).

Der ‚Weg nach unten‘ betrifft also drei Ebenen und drei Analyseeinheiten, denen jeweils ein grammatischer Wert, eine ‚Matroschka‘, zugeordnet ist:

Tab. 1: Ebenen, Analyseeinheiten und Werte

Ebene	Analyseeinheit	grammatischer Wert
Makroebene	Text	Textglied
Mesoebene	Satz	Satzglied
Mikroebene	Wortgruppe	Wortgruppenglied

Auf dem ‚Weg nach unten‘ darf dabei keine Vereinfachung vorgenommen werden und keine Struktur unberücksichtigt bleiben.

Der Ausgang vom Text führt notwendigerweise zu einer funktionalen Syntax in dem Sinne, dass im Zentrum des grammatischen Modells grammatische Werte stehen, die terminologisch, wenn möglich, durch das Grundwort *...glied* eines Kompositums gekennzeichnet sind. Diese stellen das Resultat der Anwendung einer bestimmten grammatischen Funktion auf eine bestimmte grammatische Form dar (siehe Kap. 2).

Was aber ist von einer Grammatik im Allgemeinen und was von der GTA im Besonderen zu erwarten? Einen Leitfaden hierzu bietet die IDS-Grammatik (1997, S. 3 f.):

- (a) Grammatiken sollen auf maximale Extension des Gegenstandsbereichs zielen, sie sollen eine Einzelsprache deskriptiv vollständig in ihrer mündlichen und schriftlichen Ausprägung erfassen, möglicherweise noch in ihrer Aufgliederung in historische, regionale oder soziale Varietäten.
- (b) Grammatiken sollen theoretisch fundiert und homogen sein, sie sollen größtmögliche wissenschaftliche Aktualität bieten, auch in der Untersuchung der einzelnen Phänomene.
- (c) Grammatiken sollen die Teilbereiche des sprachlichen Systems wohlproportioniert behandeln und keine theoretisch nicht legitimierbaren Gewichtungen haben.
- (d) Grammatiken sollen universellen Fragestellungen zugänglich sein, d.h. die Besonderheiten der Sprache, wie sie für Typologie- und Universalienforschung relevant sind, hervorreten lassen und ein Begriffsnetz verwenden, das auch für andere Sprachen verwendet wird oder verwendbar ist.
- (e) Grammatiken sollen nicht normativ sein, sondern die Sprachwirklichkeit zum Gegenstand machen.
- (f) Grammatiken sollen Handbücher zur Problemlösung sein, d.h. eher Resultate als Lösungswege, Theorien- oder Alternativendiskussion präsentieren.

Was ist nun – im Lichte dieser Punkte – von der GTA zu erwarten?

Gemäß dem „Vollständigkeitsparadox“ der IDS-Grammatik (1997, S. 4) schließen sich „deskriptive Vollständigkeit“ (= (a)) und „theoretische Fundierung“ (= (b)) derzeit aus: „Vollständigkeit geht auf Kosten theoretischer Konsistenz und umgekehrt“ (ebd.).

Da die GTA eine wissenschaftliche Grammatik ist und da wissenschaftliche Grammatiken „eher den Anspruch auf Vollständigkeit als den auf theoretische Fundierung abschwächen“ (ebd.), sollen die nachfolgenden Kapitel vor allem (b), d.h. den theoretischen Grundlagen und Leitbegriffen der GTA bzw. deren Exemplifizierung an ausgewählten Phänomenen der deutschen Gegenwartsgrammatik, gewidmet werden.

Was deskriptive Vollständigkeit anbelangt, sie ist einerseits *variationsbezogen*, andererseits *phänomenbezogen* zu verstehen.

Das Streben nach variationsbezogener deskriptiver Vollständigkeit bedeutet im Hinblick auf die Standardsprache (siehe Schmidt/Herrgen 2011, S. 59 ff.), dass in der GTA auch syntaktische Phänomene berücksichtigt wurden, die spezifisch für Österreich oder die Schweiz sind. Im Hinblick auf Schriftlichkeit/Mündlichkeit liegt der Fokus zwar auf der Schriftlichkeit, doch auch Phänomene der (echten oder literarisch simulierten) mündlichen Alltagssprache wurden herangezogen.

Das Streben nach phänomenbezogener deskriptiver Vollständigkeit bedeutet das Streben nach Exhaustivität sowohl auf der Text- als auch auf der Satzebene.

Da diese Punkte eng mit (b) verzahnt sind, können sie in die Vorstellung der theoretischen Grundlagen integriert werden (siehe Kap. 3 und 5).

Aus (a) und (b) ergibt sich somit folgender Aufbau:

- Funktion-Argument-Wert-Formel (Kap. 2),
- Exhaustivität auf Textebene (Kap. 3),
- Rekursivität, Recycling, Deszendenz (Kap. 4),
- Restlosigkeit der Satzanalyse (Kap. 5),
- Grammatische Grundstruktur als semantischer Differenzwert (Kap. 6) und
- Statik und Dynamik (Kap. 7).

Die Erwartungen (c) bis (f) können hier nur kurz kommentiert werden:

- ad (c): Die Teilbereiche des syntaktischen Systems in der GTA sind die Makroebene (Textebene), die Mesoebene (Satzebene) und die Mikroebene (Wortgruppenebene). Entsprechend der syntaktischen Tradition und dem Erforschungsgrad der Ebenen entfallen dabei ca. 60% des Umfangs auf die Mesoebene. Die Makroebene umfasst ca. 25%, die Mikroebene ca. 15%.
- ad (d): Verbindungen zur Typologie- und Universalienforschung wurden in der GTA systematisch angestrebt. Dies zeigt sich besonders deutlich bei folgenden Themen: Reflexivität und Medialität, Kopula+Prädikativ als Prädikat, Subjektlosigkeit und Empfindungsprädikate, Transfer- und Benefaktiv-Alternation, Pertinenzdativ und externe Possession, Mikro- und Makrosatzglieder, Passive.
- ad (e): Die GTA ist nicht normativ, sondern macht „die Sprachwirklichkeit zum Gegenstand“. Dies geht so weit, dass auch Texte von Autoren, deren Sprache mitunter als ‚schlechtes Deutsch‘ abgelehnt wird, berücksichtigt werden (z.B. Wolf Haas). Wie sich Ungrammatikalität und sogenannte Performanzfehler abgrenzen lassen, wurde am Beispiel der Apokoinu-Konstruktionen gezeigt (GTA 2017, S. 153 ff.).
- ad (f): Da „Grammatiken eher benutzt als gelesen werden“ (IDS-Grammatik 1997, S. 7), plädiert die IDS-Grammatik tendenziell für eine Resultatsgrammatik und nicht für eine Problemgrammatik (zur Unterscheidung siehe Helbig 1992, S. 142 f.). In der GTA wurden allerdings „strukturelle Maßnahmen“ ergriffen, um die Lektüre den anvisierten Benutzergruppen anzupassen (siehe GTA 2017, S. XIV–XVI). Eine dieser Maßnahmen ist der zunehmende Schwierigkeitsgrad innerhalb der einzelnen Hauptkapitel. Dies impliziert u.a., dass tendenziell resultatsgrammatische Kapitel zunehmend in problemgrammatische übergehen.

2 Funktion-Argument-Wert-Formel

Die Grundidee des Konzepts der Grammatischen Textanalyse ist, dass sich die Architektur der Grammatik in Analogie zu einer einfachen logischen Formel beschreiben lässt (siehe Allwood/Andersson/Dahl 1973, S. 8 ff.):

$$F(A) = W$$

Diese Formel besagt, dass die Anwendung einer bestimmten Funktion (= F) auf ein bestimmtes Argument (= A) einen bestimmten Wert (= W) ergibt. Wenn man ein bestimmtes Argument in einen bestimmten Zusammenhang stellt wie z.B. die Betrachtung einer Stadt unter dem Aspekt der Einwohnerzahl oder die Betrachtung eines Menschen in seiner Eigenschaft als Autor, betrachtet man das Argument in einer bestimmten Funktion. Das Ergebnis sind Werte, d.h. funktionale Einordnungen von Argumenten:

$$F(A) = W$$

Einwohnerzahl (Kassel) = 195.000

Autor sein (Wolf Haas) = der Autor Wolf Haas

Die Anwendung der Funktion-Argument-Wert-Formel auf die drei grammatischen Ebenen der GTA ergibt Folgendes:

Makroebene:

textgrammatische Funktion (Textsequenz) = Textglied

Mesoebene:

satzgrammatische Funktion (Satzsequenz) = Satzglied

Mikroebene:

wortgruppengrammatische Funktion (Wortgruppensequenz)
= Wortgruppenglied

Eine Sequenz ist eine grammatische Form, eine Konstituente, auf der jeweiligen Ebene, der sich eine bestimmte grammatische Funktion auf derselben Ebene zuordnen lässt. Qua grammatischer Funktion erhält dann die grammatische Form ihren grammatischen Wert.

Auf Meso- und Mikroebene lässt sich mit den (relativ gut) etablierten Funktionen Subjekt, Objekt und Adverbial (Mesoebene) bzw. Kopf, Kern und Attribut (Mikroebene) arbeiten.² Hier am Beispiel der Anwendung von zwei satzgramma-

² Die wortgruppengrammatischen Funktionen ‚Kopf‘ und ‚Kern‘ werden in Anlehnung an Teuber (2005, S. 25 ff.) und Eisenberg (2006, S. 51 ff.) verwendet. Die Unterscheidung entspricht in etwa der zwischen lexikalischem und funktionalem Kopf in der generativen Grammatik.

tischen Funktionen und einer wortgruppengrammatischen Funktion auf dieselbe grammatische Form, die Präpositionalgruppe *auf der Startbahn*:

- (1) a. Sie besteht *auf der Startbahn*.
 - b. Sie übernachteten *auf der Startbahn*.
 - c. Die Landung *auf der Startbahn*.
- (Beispiele nach Eisenberg 2006, S. 40)

F (A) = W

- a. Objekt (Präpositionalgruppe) = Präpositional_{auf+DAT}-objekt
- b. Adverbial (Präpositionalgruppe) = Lokaladverbial
- c. Attribut (Präpositionalgruppe) = Präpositionalattribut

Die Werte sind auf der Mesoebene Satzglieder (hier: Präpositional_{auf+DAT}-objekt, Lokaladverbial), auf der Mikroebene Wortgruppenglieder (hier: Präpositionalattribut).³

Auf der Makroebene hingegen gibt es keine etablierten (text-)grammatischen Funktionen. Deshalb mussten sie in der GTA neu eingeführt und begründet werden.

F (A) = W

- +Textautokod (Textsequenz) = Satz
- Textautokod (Textsequenz) = Nichtsatz
- Textkohäsiv (Textsequenz) = Kohäsionsglied

Die erste Makroformel besagt, dass Textsequenzen, die grammatisch autonom kodieren (= +Textautokod) den (textgrammatischen) Wert ‚(grammatischer) Satz‘ erhalten.⁴ Ein Satz enthält dabei ein einziges Hauptprädikat (= Prädikat eines einfachen Satzes oder Hauptsatzprädikat eines Satzgefüges) und hat qua Klammerbildungspotenzial des Hauptprädikats eine Felderstruktur.⁵

³ Unterschieden werden in der GTA 16, in Höllein (2019) 17 Präpositionalobjekte. Entscheidend ist dabei, dass es keinen satzgrammatischen Wert, d.h. kein Satzglied ‚Präpositionalobjekt‘ gibt, weil der Begriff ‚Präpositionalobjekt‘ ein abstrakterer Begriff ist als ‚Akkusativobjekt‘, ‚Dativobjekt‘ oder ‚Genitivobjekt‘. ‚Präpositionalobjekt‘ stellt einen Oberbegriff dar und liegt auf derselben begriffslogischen Ebene wie ‚Kasusobjekt‘. Eisenbergs Analyse und die Anwendung der Formel werden in Kapitel 4 noch zu präzisieren sein. In Kapitel 6 wird gezeigt, dass bei *bestehen* in den letzten Jahrzehnten ein Sprachwandel *auf*_{+DAT} > *auf*_{+AKK} stattgefunden hat, sodass Eisenbergs Beispiel nicht mehr dem Sprachgebrauch der jungen Generation entspricht.

⁴ Der Textautokod-Begriff stellt die analogische Übertragung des Konzepts der autonomen Kodierung (siehe IDS-Grammatik 1997, S. 1039 f.) auf die Makroebene dar.

⁵ Unter ‚Satz‘ (ohne Attribuierung) wird immer der grammatische Satz verstanden. Von diesem zu unterscheiden ist der orthografische Satz, siehe Kapitel 3.

Dagegen stellen Nichtsätze (textgrammatische) Werte von Textsequenzen dar, die grammatisch nicht autonom kodieren. Nichtsätze können deshalb nicht autonom kodieren, weil sie keine Prädikate enthalten, die ihre Satzglied-Grundstruktur und ihre Felderstruktur festlegen und somit für eine (relative) grammatische Autonomie sorgen könnten.

Die (textgrammatische) Funktion ‚Textkohäsiv‘ wird auf Textsequenzen angewandt, die aus Sätzen, Nichtsätzen oder aus ganzen Textsequenzen Satz- und Nichtsatzverbindungen bzw. Textverkettungen machen. Sie können in der sogenannten Zwischenstelle zwischen Sätzen und/oder Nichtsätzen stehen (siehe Kap. 3) oder in die topologische Struktur des jeweiligen Satzes integriert sein (siehe Kap. 5). Ein Kohäsionsglied stellt also einen textgrammatischen Relator zwischen zwei Sätzen, zwischen zwei Nichtsätzen oder zwischen einem Satz und einem Nichtsatz dar.

Die drei Makrowerte (= Makroglieder/Textglieder) sollen im folgenden Kapitel kurz exemplifiziert werden.

3 Exhaustivität auf Textebene

Wie erwähnt, bedeutet das Streben nach phänomenbezogener deskriptiver Vollständigkeit das Streben nach Exhaustivität sowohl auf der Text- als auch auf der Satzebene. Exhaustivität auf der Textebene heißt, dass der Text vollständig in Textglieder segmentiert wird bzw. dass diese klassifiziert und zueinander in Relation gesetzt werden. Die drei Makrowerte ‚Satz‘, ‚Nichtsatz‘ und ‚Kohäsionsglied‘, die in Kapitel 2 eingeführt wurden, sollen nun an dem folgenden (einfachen) Beispiel exemplifiziert werden:⁶

- (2)
1. Reither **sah** auf die Straße,
 2. er **hatte** das schon fast **vergessen**, wie gut es tun konnte, nachts neben einer Frau Auto zu fahren.
 3. Und
 4. von der Seite kein Wort,
 5. Stille im Wagen,
 6. nur das Motorgeräusch;

⁶ In der GTA werden folgende Markierungskonventionen verwendet, um die drei Sorten von Textgliedern optisch leicht identifizieren zu können: Bei Sätzen werden die Hauptprädikate fett markiert. Nichtsätze sind Punkt-Strich unterstrichen, Kohäsionsglieder unterstrichen.

7. unzählige Male **hatte** er so die Nacht überwunden,
8. neben sich eine Schlafende,
9. irgendwie in den Sitz gekauert,
10. ein Bein **bedeckt**
11. und
12. eines **nackt**
13. und
14. auf dem nackten seine Hand.
15. Aber
16. Leonie Palm **war hellwach,**
17. sie **zündete** eine Zigarette **an**
18. und
19. **reichte** sie ihm,
20. das **war** auch **ein Wort,**
21. dann **rauchte** sie selbst
22. und
23. öffnete etwas ihr Fenster
24. und
25. er **machte** seins ganz **auf**, weil sie schon zur Mautstelle für die Brennerautobahn kamen;
(Kirchhoff Widerfahrnis, S. 55)

Wie die Nummerierung anzeigt, enthält die Textstelle insgesamt 25 Textglieder: zwölf Sätze, sechs Nichtsätze und sieben Kohäsionsglieder.⁷ Diese entfallen auf insgesamt zweieinhalb orthografische Sätze.⁸

7 Auf die Begründung und die Unterklassen kann hier nicht eingegangen werden. In der GTA gibt es zu jedem Makroglied-Typ und dessen Klassen ein eigenes Kapitel. Erwähnt werden soll an dieser Stelle lediglich, dass jede Grammatik einen wohl begründeten Prädikatsbegriff braucht. Zur Begründung des Prädikatsbegriffs der GTA gehört auch, dass das Prädikativum als Teil des Prädikats modelliert wird (siehe GTA 2017, S. 358 ff.). Wenn jemand das Prädikat „aus dem Inventar der Satzglieder“ eliminieren will (Christ 2017, S. 170), dann müsste er auch zeigen können, wie eine exhaustive Mesoglied-Lehre, mit der man beliebige Texte grammatisch beschreiben kann, ohne ein umfangreiches Prädikatskonzept und ausschließlich unter Bezug auf die grammatische Form ‚Verb‘ funktionieren könnte. Gerade für den schulischen Grammatikunterricht braucht man einen wert- (und nicht form-)bezogenen archimedischen Punkt für den Satz, um die Grundstruktur des Satzes verständlich machen und überhaupt den Sinn der Satzgliedanalyse vermitteln zu können.

8 Der dritte orthografische Satz, der mit Textglied Nr. 15 anfängt, endet ja mit Textglied Nr. 25 noch nicht.

Zwar ist die Untersuchung der Relation von Textgliedern zu orthografischen Sätzen, besonders im Falle von literarischen Texten, eine lohnende Aufgabe (siehe Ägel 2015a), doch steht aus syntaktischer Sicht ein anderer Aspekt im Mittelpunkt: Würde man die Syntax auf die Satzebene reduzieren, bliebe mehr als die Hälfte des obigen Textauszugs – sieben Kohäsionsglieder und sechs Nichtsätze (vs. zwölf Sätze) – aus der syntaktischen Analyse ausgeklammert.

Was die Kohäsionsglieder anbelangt, gab es bislang keine Angebote, diesen makrosyntaktischen Wert in ein syntaktisches Modell zu integrieren, obwohl die Wörter und Ausdrücke (siehe Hennig/Buchwald-Wargenau 2010), die der Klasse zuzuordnen sind, alle bekannt sind. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als der traditionell aszendente und an der Satzgrenze haltmachende Blick auf die Syntax Kohäsionsglieder nicht als syntaktische Werte, sondern eben nur als Wörter und Ausdrücke modellieren kann, die mehr oder weniger problematischen Wortarten oder Ausdrucksklassen angehören. Aus traditioneller Sicht wären also die – im Übrigen recht schlichten – Kohäsionsglieder des Kirchhoff-Textes nur als Wörter, als (kopulative und adversative) Konjunkturen, zu bestimmen.⁹ Dass dies ein elementarer theoretischer Widerspruch ist, ist leicht einzusehen: Wer auf der Makroebene Wörter als syntaktische Grundwerte akzeptiert, müsste dies auch auf der Mesoebene tun. Ein Analogon auf der Mesoebene wäre etwa, den Satz *Klaus trifft Peter* nicht als Subjekt-Prädikat-Akkusativobjekt, sondern als Substantiv-Verb-Substantiv zu analysieren.¹⁰

Was nun die Nichtsätze anbelangt: Theoretisch bestünde höchstens die Möglichkeit, die sechs Nichtsätze als Ellipsen, als unvollständige Sätze zu analysieren, also sie allesamt auf ein Satzformat zu beziehen.

Dies dürfte einerseits syntaxtheoretisch problematisch sein, da es sich bei den sechs Nichtsätzen des Kirchhoff-Textes nicht um Koordinationsellipsen handelt.¹¹

Andererseits wäre die Rekonstruktion von Satzformaten bei Texten, die kaum Sätze enthalten, nicht nur sprachrealitätsfern, sondern schlicht auch unmöglich. Man betrachte etwa den Anfang von Finn-Ole Heinrichs Erzählung „Soweit kein ungewohntes Wort“. Der Text beginnt mit dreizehn Nichtsätzen, erst das vierzehnte Textglied ist ein Satz:

⁹ Schlicht sind diese Kohäsionsglieder auch deshalb, weil sie im Gegensatz zu satzintegrierten Kohäsionsgliedern (Kap. 5) in der *Zwischenstelle* zwischen zwei Sätzen stehen.

¹⁰ Auf die syntaktische Notwendigkeit des Makrowerts ‚Kohäsionsglied‘ und auf weitere Widersprüche einer aszendenten Satzsyntax kommen wir in Kapitel 4 und 5 zu sprechen.

¹¹ Formale Syntaktiker versuchen lediglich die Koordinationsellipsen auf das Satzformat zu beziehen. Der Bezug auf das Satzformat ist zwar richtig, doch Koordinationsellipsen sind weder prosodisch noch syntaktisch elliptisch (siehe Ägel/Kehrein 2013). In der GTA werden sie als virtuelle Sätze modelliert (Textglieder Nr. 19 und 23 im Kirchhoff-Text).

- (3)
1. Sechs Schubladen insgesamt.
 2. Links Stifte, Zeichenutensilien, Schere und Messer,
 3. rechts Papier, Briefumschläge und Heftchen,
 4. karierte, linierte und französisch linierte.
 5. In der Mitte: Pfeife, Tabak, Pfeifenreiniger,
 6. von allem eine beträchtliche Auswahl.
 7. Darüber ein Klappfach, in dem er die Dokumente aufbewahrte,
 8. Zeugnisse von Marie und mir, Geburtsurkunden, Impf- und Reisepässe,
Meldebescheinigungen, den Trauschein; [...].
 9. Unter der Arbeitsfläche ein Flügelklappfach,
 10. gehalten von zwei kleinen Magneten,
 11. geteilt von zwei Brettern in drei Kammern.
 12. Oben Briefe und Postkarten,
 13. darunter Steuererklärungen und Belege auf zwei Ebenen.
 14. **Er hat nichts *mitgenommen*.**
- (Heinrich Soweit, S. 67)

Wie ließen sich die ersten dreizehn Textglieder in einer traditionellen, aszendenden Satzsyntax beschreiben?

4 Rekursivität, Recycling, Deszendenz

Das Beschreibungs- und Erklärungspotenzial der Funktion-Argument-Wert-Formel erschöpft sich nicht in ‚horizontalen‘, sich auf eine Ebene beziehenden, Anwendungen. Denn die Formel ist rekursiv: Ein erster Wert als Ergebnis der ersten Anwendung der Funktion-Argument-Wert-Formel ($= W_1$) kann in einem neuen Zusammenhang, d.h. bei einer zweiten Anwendung, als Argument ($= A = W_1$) eingesetzt werden. Das Ergebnis ist ein zweiter Wert ($= W_2$):

$$F(A) = W_1$$

Autor sein (Wolf Haas) = der Autor Wolf Haas

$$F(A = W_1) = W_2$$

lesen (der Autor Wolf Haas) = der lesende Autor Wolf Haas

Rekursivität leistet ‚vertikale‘, deszendente-ebenenübergreifende, Transparenz zwischen der Erst- und der Zweitanwendung, d.h. Wiederverwendbarkeit eines primären Werts (hier: *der Autor Wolf Haas*) bei der Herstellung eines sekundären Werts (hier: *der lesende Autor Wolf Haas*).

Überträgt man dieses rekursive Potenzial auf die drei funktionalgrammatischen Ebenen der GTA, ergibt sich daraus die Möglichkeit, syntaktische und semantische Transparenz zwischen syntaktisch analogen Strukturen auf unterschiedlichen Ebenen herzustellen, indem Werte höherer Ebenen auf niedrigeren Ebenen *recycelt* werden.¹² *Recycling* bedeutet also *Rekursivität zwischen funktionalgrammatischen Ebenen* mit den folgenden Optionen:

1. Makroglied > Mesoglied: Makroglieder (bzw. Textsequenzen oder ganze Texte) können als Mesoglieder *recycelt* werden, d.h.

$$F(A) = W_1$$

textgrammatische Funktion (Textsequenz) = Textglied

$$F(A = W_1) = W_2$$

satzgrammatische Funktion (Textglied) = Text-Satzglied

2. Makroglied > Mikroglied: Makroglieder (bzw. Textsequenzen oder ganze Texte) können als Mikroglieder *recycelt* werden, d.h.

$$F(A) = W_1$$

textgrammatische Funktion (Textsequenz) = Textglied

$$F(A = W_1) = W_2$$

wortgruppengrammatische Funktion (Textglied) = Text-Wortgruppen-
glied

3. Mesoglied > Mikroglied: Mesoglieder können als Mikroglieder *recycelt* werden, d.h.

$$F(A) = W_1$$

satzgrammatische Funktion (Satzsequenz) = Satzglied

$$F(A = W_1) = W_2$$

wortgruppengrammatische Funktion (Satzglied) = Satz-Wortgruppen-
glied

12 Das Recycling-Konzept der GTA lehnt sich an Lucien Tesnières Translationstheorie (siehe Tesnière 1976, S. 359 ff.) an. Besonders wichtig ist dabei seine Theorie der Translation zweiten Grades („translation du second degré“) (siehe Tesnière 1976, S. 543 ff. und 1980, S. 334 ff.). Eine Andeutung, dass Recycling eine wichtige Technik in den menschlichen Sprachen ist, findet man auch bei Coseriu (1994, S. 210), der von Subordinierung spricht: „Die *Subordinierung* ist das Gegenteil der *Superordinierung*, nämlich eine allgemein gegebene Möglichkeit, die darin besteht, daß Einheiten, die konstitutionell einer bestimmten grammatischen Schicht angehören, ‚im Rang zurückgestuft‘ werden und auf einer niedrigeren Ebene funktionieren“.

Ein Beispiel für 1. ist die Wiederverwendung eines (komplexen) Satzes als Akkusativobjekt (rec = recycelt):¹³

- (4) Ich fürchtete, _{(Akkusativobjekt- (Sa- wenn ich sie länger ansähe, würden kleine Tierchen hinter ihr hervorkriechen _{tz})^{rec} text(glied))}. (Hein Freund, S. 156)

F (A) = W₁
 +Textautokod (Textsequenz) = Satz
 F (A = W₁) = W₂
 Objekt (Satz) = Akkusativobjekttext(glied)

Ein Beispiel für 2. ist die Wiederverwendung eines (ebenfalls komplexen) Satzes als Attribut:

- (5) Ich traute meinen Ohren nicht, was meine Gefährten da zum Besten gaben, war das Lied _{(Attribut- (Sa- Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt _{tz})^{rec} text(glied))}, [...]. (Lenz Landesbühne, S. 34)

F (A) = W₁
 +Textautokod (Textsequenz) = Satz
 F (A = W₁) = W₂
 Attribut (Satz) = Attributtext(glied)

Was 3. – Mesoglied > Mikroglied – anbelangt, sollen Eisenbergs Beispiele aus Kapitel 2 – hier jedoch mit seiner Indizierung der Konstituenten – erneut aufgegriffen werden:

- (6) a. Sie [besteht]_v [auf der Startbahn]_{PrGr}.
 b. [Sie übernachteten]_s [auf der Startbahn]_{PrGr}.
 c. Die [Landung]_N [auf der Startbahn]_{PrGr}.
 (Eisenberg 2006, S. 40)

Eisenberg (2006, S. 41) unterscheidet zwischen dem Vor- und dem Nachbereich von syntaktischen Relationen. Angenommen wird, dass bei syntaktischen Relationen eine Konstituente f₁ im Vorbereich der Relation (= eine grammatische Form) zu einer Konstituente f₂ im Nachbereich der Relation (= zu einer anderen gramma-

¹³ Bei einsilbigen Termini wie ‚Satz‘ umklammern rechtschreibwidrige Trennungen wie *Sa-tz* das fragliche Glied.

tischen Form) in Beziehung gesetzt werde. „f₁ ist die Konstituente, um deren Funktion es geht“ (ebd.).

Der Vorbereich ist in allen drei Fällen dieselbe Konstituente, die Präpositionalgruppe (= PrGr) *auf der Startbahn*. Die Nachbereiche sind unterschiedlich. Eisenberg setzt die Konstituentenkategorien ‚Verb‘ (= V), ‚Satz‘ (= S) und ‚Nomen‘ (= N) an. Die Präpositionalgruppe im Vorbereich hat demnach, je nachdem ob es sich um die PrGr-zu-V-, PrGr-zu-S- oder PrGr-zu-N-Relation handelt, drei verschiedene grammatische Funktionen: Präpositionalobjekt, adverbiale Bestimmung und Präpositionalattribut (siehe Eisenberg 2006, S. 40 f.).

Diese Auffassung scheint auf den ersten Blick mit der in Kapitel 2 vorgenommenen Abbildung von Eisenbergs Modell auf die Funktion-Argument-Wert-Formel im Einklang zu stehen:

F (A) = W

- a. Objekt (Präpositionalgruppe) = Präpositional_{auf+DAT}-objekt
- b. Adverbial (Präpositionalgruppe) = Lokaladverbial
- c. Attribut (Präpositionalgruppe) = Präpositionalattribut

Doch die Ersatzprobe bestätigt diese vorläufige Rekonstruktion nicht:

- (6') a. Sie besteht *darauf*.
 b. Sie übernachteten *hier/da/dort*.
 c. Die Landung *hier/da/dort*.

Im Allgemeinen fällt auf, dass *nicht* die Präpositionalgruppen als *grammatische Formen*, sondern deren *grammatische Werte anadeiktisiert werden müssen*, was unabhängig von Eisenberg oder der GTA ein sehr starkes Argument für funktionale Grammatiken ist.

Im Besonderen fällt auf, dass Eisenbergs Form-zu-Form-Modell – und somit auch meine vorläufige Rekonstruktion – zwar die unterschiedlichen Werte ‚Präpositional_{auf+DAT}-objekt‘ vs. ‚Lokaladverbial‘ vs. ‚Präpositionalattribut‘, d.h. die ‚horizontalen‘ Differenzen zwischen a, b und c erklärt: identische Formen mit unterschiedlichem Werten. Sie erklärt aber nicht, woher die ‚vertikalen‘ Gemeinsamkeiten zwischen b und c, d.h. die ‚vertikalen‘ Differenzen zwischen a (*darauf*) auf der einen Seite und b und c (*hier/da/dort*) auf der anderen, kommen. Denn, wie die Ersatzprobe zeigt, der Adverbialwert auf Mesoebene und der Attributwert auf Mikroebene werden identisch anadeiktisiert. Dies muss ein syntaktisches Modell auch abbilden können.

Um solche ‚vertikalen‘ Analogien in den Griff zu bekommen, muss die rekursive Anwendbarkeit der Funktion-Argument-Wert-Formel genutzt werden:

$F(A) = W_1$

b. Adverbial (Präpositionalgruppe) = Lokaladverbial

$F(A = W_1) = W_2$

c. Attribut (Lokaladverbial) = Lokal(adverbial)attribut

Die ‚vertikalen‘ Gemeinsamkeiten zwischen b und c sind also nicht zufällig, ausschließlich formbezogen sind sie jedoch nicht zu erfassen. Dasselbe gilt für das Präpositional_{auf+DAT}-objekt, das sich als Präpositional_{auf+DAT}-objektattribut recyceln lässt:

(6'') a. Sie besteht *auf der Startbahn/darauf*.

d. Ihr Bestehen *auf der Startbahn/darauf*.

$F(A) = W_1$

a. Objekt (Präpositionalgruppe) = Präpositional_{auf+DAT}-objekt

$F(A = W_1) = W_2$

d. Attribut Präpositional_{auf+DAT}-objekt) = Präpositional_{auf+DAT}-objektattribut

Daraus folgt, dass auch der traditionelle formale Begriff des Präpositionalattributs inadäquat ist: Bei recycelten Adverbialen stellt eine bestimmte Präpositionalgruppe nur eine von vielen möglichen Realisierungen des adverbialen Werts dar: *die Landung darauf/auf/neben/vor der Startbahn/hier/da/dort*. Bei recycelten Präpositionalobjekten hingegen ist sie die einzig mögliche Realisierung des Präpositionalobjektwerts: *das Bestehen darauf/auf/*neben/*vor der Startbahn/*hier/*da/*dort*.

Im Lichte des Recycling-Konzepts sind aber nicht nur die traditionellen Attributwerte zu korrigieren, sondern auch die Wortart ‚Präpositionaladverb‘. Es stellt sich nämlich die Frage, warum anadeiktisches *darauf* nur dann mit einem anderen anadeiktischen Adverb kommutiert, wenn beide einen – genuinen oder recycelten – Adverbialwert haben.

(6''') a-d. Sie besteht/Ihr Bestehen *darauf/*dort*.

b-c. Sie übernachteten/Die Landung *darauf/dort*.

Hier führt die ascendente, ‚von unten nach oben‘-Perspektive theoretisch in eine Sackgasse: Man ordnet *vor* der Satzgliedbestimmung jedem Wort eine Wortart zu, die *dann* der Satzgliedbestimmung zugrunde liegt. Doch lassen sich Objekte im Allgemeinen und Präpositionalobjekte im Besonderen durch keine Adverbien realisieren. Dagegen kann ein Adverbial sowohl durch ein Adverb als auch durch (diverse) Präpositionalgruppen realisiert werden:

F (A) = W

- a. Objekt (Präpositionalgruppe/*Adverb) = Präpositional-_{auf+DAT}-objekt
- b. Adverbial (Präpositionalgruppe/Adverb) = Lokaladverbial

Die nominale Realisierungsform eines Präpositionalobjekts ist die *Präpositionalgruppe*. Grafische Wörter wie *darauf*, *dagegen*, *danach* usw. sind demnach syntaktisch keine Wörter, sondern Pro-Präpositionalgruppen, d.h. *deiktische Minimalformen von Präpositionalgruppen*. Auch in den Fällen, in denen die Pro-Präpositionalgruppe adverbialen Satzgliedwert hat, d.h. Adverbialbestimmung ist, bleibt sie ja eine Präpositionalgruppe und mutiert nicht zu einem Adverb.

Die sogenannten Präpositionaladverbien stellen also syntaktisch *keine Wortart*, keine Adverbsubklasse dar, *sondern* sie gehören der *Wortgruppenart* ‚Präpositionalgruppe‘ an: Sie stellen die deiktische Realisierungsform von Präpositionalgruppen dar.

Die Erörterungen in diesem Kapitel sollten exemplifizieren, was unter einer *deszendenten Syntax* zu verstehen ist:

1. Theoretisch bedeutet Deszendenz Recycling. In einer deszendenten Syntax werden grammatische Werte nicht nur horizontal, auf derselben Ebene, modelliert, sondern sie werden auch vertikal von oben nach unten ‚gereicht‘. Durch grammatisches Recycling, das sprachenübergreifend einen Ökonomiefaktor darstellen dürfte, werden syntaktisch-semantische Zusammenhänge zwischen den drei funktionalgrammatischen Ebenen sichtbar gemacht.
2. Methodisch bedeutet Deszendenz die Vorgehensweise bei jeder Textanalyse: von der Makro- über die Meso- bis hin zur Mikroebene. Dieses Vorgehen hat theoretische Konsequenzen, weil Beschreibungs- und Erklärungsoptionen ins Blickfeld rücken, die alszendent wohl nicht erschließbar gewesen wären. Hierzu gehören die *Wörter ohne Wortart*, d.h. die Präpositionaladverbien genannten Pro-Präpositionalgruppen, aber auch die satzinternen Kohäsionsglieder, die im folgenden Kapitel behandelt werden sollen.

5 Restlosigkeit der Satzanalyse

Das Streben nach phänomenbezogener deskriptiver Vollständigkeit (Kap. 1) bedeutet nicht nur Exhaustivität auf Textebene (Kap. 3), sondern auch Exhaustivität auf Satzebene: In einer funktionalen Satzanalyse müssen *allen* grammatischen Formen in einem Satz Werte zugewiesen werden können; die Analyse muss also dem *Kriterium der Restlosigkeit der Satzanalyse* genügen.

Genau das ist jedoch in einer ‚Von unten nach oben‘-Satzanalyse, die mit *grammatischen Verlusten* einhergeht, nicht der Fall: In Sätzen lassen sich die Wörter in der Regel zwar Wortarten zuordnen, aber zahlreiche Wörter – und auch Ausdrücke – gehen auf dem Wege von den Wortarten zu den Satzgliedern (oder Gliedteilen) ‚verloren‘: Abtönungspartikeln, Fokuspartikeln, die Negationspartikel, sogenannte Textadverbien und satzintegrierte Junktoren. In Grammatiken sucht man vergeblich nach einer Antwort etwa auf die Frage, wie Abtönungspartikeln auf der Satzebene einzuordnen sind. Somit ergibt sich auch hier ein vergleichbarer theoretischer Widerspruch wie bei Kohäsionsgliedern in der Zwischenstelle (Kap. 3): Aszendent könnte man auf der Mesoebene einen Satz wie *Klaus trifft ja Peter* nur als Subjekt-Prädikat-Abtönungspartikel-Akkusativobjekt beschreiben.

In der GTA werden Abtönungspartikeln, Fokuspartikeln, satzintegrierte Junktoren und Textadverbien als Kohäsionsglieder, d.h. als *Textglieder im Satz*, modelliert:¹⁴

- (7) Warum dieser Schreck, den er noch in allen Gliedern spürte? Es ist
(Abtönungs- doch partikel) nichts als eine alte dumme Geschichte [...]. (Werfel Blassblau, S. 18)
- (8) Sie [= die Minister, VÁ] besaßen keinen rechten Einblick in die Labyrinth des Geschäftsganges [...]. (Su- Leonidas b-) (integrierbarer aber Konjunktors)
(je- und seinesgleichen kt) hatten das Regieren gelernt wie Musiker den Kontrapunkt lernen in jahrelang unablässiger Übung. Sie besaßen ein nervöses Fingerspitzengefühl für die tausend Nuancen des Verwaltens und Entscheidens. Die Minister spielten (in ihren Augen) (Fokus- nur partikel)
 die Rolle politischer Hampelmänner [...]. (Werfel Blassblau, S. 67)

Die Abtönungspartikel *doch* in (7) verbindet den *Warum*-Nichtsatz mit dem darauf folgenden Satz. Ihre kohäsive Leistung lässt sich mit der eines konzessiven Junktors vergleichen.

In dem Beleg (8) gibt es gleich zwei Kohäsionsglieder: Der integrierte (adversative) Konjunktors *aber* verbindet den ersten mit dem zweiten Satz, die Fokuspartikel *nur*, die ebenfalls adversativ funktioniert, den dritten mit dem vierten.

Besonders aufschlussreich ist die Stellung des Konjunktors *aber*. Er ist in das Subjekt des zweiten Satzes (*Leonidas und seinesgleichen*) integriert, gehört aber weder zum Subjekt, das hier als ein „Koordinatepaar“ (HdK 2003, S. 268) reali-

¹⁴ Die Textadverbien, auf die hier nicht eingegangen wird, heißen *Ordnungsglieder* und gehören der Subklasse der Konnektoren an. Die Negationspartikel wird als *Kommentarglied*, ein Satzgliedtyp auf Mesoebene, rekonstruiert.

siert wird, noch zu einem anderen Mesoglied. Für diese Stelle nach dem ersten „Koordinat“ (ebd.), d.h. nach *Leonidas*, ist selbst in dem differenzierten Felderstrukturmodell des HdK 2003 keine Stelle vorgesehen. Vielmehr stellt der Belegtyp das Konzept der Nacherstposition (siehe ebd., S. 71 f.) infrage.¹⁵ Man vergleiche den Originalbeleg mit den folgenden Varianten mit und ohne Koordinatepaar:

- (8') Sie besaßen keinen rechten Einblick in die Labyrinth des Geschäftsganges. (Sub- Leonidas und seinesgleichen jekt) (integrierbarer aber Konjunkt) hatten das Regieren gelernt wie Musiker den Kontrapunkt lernen in jahrelang unablässiger Übung.
- (8'') Sie besaßen keinen rechten Einblick in die Labyrinth des Geschäftsganges. (Sub- Leonidas jekt) (integrierbarer aber Konjunkt) hatte das Regieren gelernt wie Musiker den Kontrapunkt lernen in jahrelang unablässiger Übung.

Das integrierte Kohäsionsglied *aber* kann seine kohäsive Leistung erbringen, indem es nach einer potenziell mesogliedfähigen Textsequenz platziert wird. Diese kann ein einfaches Satzglied, das erste Koordinat eines Koordinatepaars oder ein Koordinatepaar sein.

Beleg (8) exemplifiziert übrigens einen Typ, der in der recht umfangreichen Literatur zur sogenannten mehrfachen Vorfelddbesetzung nicht vorzukommen scheint.¹⁶ Genauso wenig wie der folgende Typus:

- (9) Von seiner »sozialen Entbindung« überschätzt der junge bürgerliche Mensch die Schwierigkeit des Sprunges in die Welt. (Sub- Ich jekt) (Fokus- persönlich partikel) (Nacherst- zum Beispiel Adverbjunkt) verdankte meine erstaunliche Karriere durchaus keinen überragenden Eigenschaften, sondern drei musikalischen Talenten [...]. (Werfel Blassblau, S. 52)

Hier verbinden gleich zwei Kohäsionsglieder den ersten mit dem zweiten Satz: die Fokuspartikel *persönlich*, deren kohäsive Leistung sich als Individuierung – *der junge bürgerliche Mensch* > *ich* – beschreiben lässt, und der Nacherst-Adverbjunkt *zum Beispiel*, der exemplifizierend funktioniert.¹⁷

¹⁵ Die Kritik betrifft auch die GTA, in der mit dem Konzept ebenfalls gearbeitet wurde.

¹⁶ Einen materialreichen Überblick bieten Bassola/Schwinn (2016).

¹⁷ In dem Korpus von Bassola/Schwinn (2016, S. 251) kommen Satzglieder im Vorfeld entweder mit einer „Rangierpartikel“ wie *beispielsweise* oder mit einer Fokuspartikel vor.

Kurzes Fazit: In Sätzen kommen nicht nur Satzglieder, sondern auch Textglieder vor. Eine funktionale Satzanalyse mit dem Anspruch, alle grammatischen Werte, die in einem Satz vorkommen, zu identifizieren, bedeutet also, dass auch die satzintegrierten Kohäsionsglieder identifiziert werden müssen.

6 Grammatische Grundstruktur als semantischer Differenzwert

Einzelsprachliche Grammatik und einzelsprachliche Semantik sind keine autonomen Größen (siehe Coseriu 1987). Die Wahl einer bestimmten grammatischen Struktur in einer Sprache – genauer: Vollvarietät – impliziert immer auch die Wahl einer bestimmten semantischen Struktur (und die Abwahl alternativer Strukturen). Grammatische Strukturen sind also Zeichen mit einer Form- und einer Inhaltsseite. Entsprechend sind auch Satzbaupläne, die die grammatisch-semantischen *Grundstrukturen* von Sätzen einer Einzelsprache repräsentieren, Zeichen.

Die grammatische Grundstruktur eines Satzes besteht aus dem Hauptprädikat und dessen Komplementen. Semantisch stellt ein Satz einen qua Hauptprädikat entworfenen und qua Hauptprädikat und Komplementen realisierten einzelsprachlichen Sachverhalt, ein *Szenario* (siehe Fischer 2003, S. 28 ff.), dar. Dabei ist unter ‚Semantik‘ strikt ‚*signifikative Semantik*‘ zu verstehen. Signifikativ-semantisch werden – im Gegensatz zur herkömmlichen denotativen Semantik – keine außer(einzel)sprachlichen Situationen, sondern eben Szenarios, *einzel-sprachlich* perspektivierte *Sachverhalte* beschrieben (Welke 2005, S. 95 ff.).¹⁸

Doch in welchem Sinne genau sind grammatische Grundstrukturen semantisch?

Sie sind nicht in dem Sinne semantisch, dass Satzglieder oder gar Kasus eigene Bedeutungen hätten, sondern in dem Sinne, dass sie einen *semantischen Differenzwert* (*valeur*) haben. Dies ist das Thema des vorliegenden Kapitels und soll unter drei Aspekten kurz beleuchtet werden:

1. Das System grammatischer Grundstrukturen hat semantischen Differenzwert.
2. Jede einzelne grammatische Grundstruktur hat semantischen Differenzwert.

¹⁸ Signifikativ-semantische Grundstrukturen – inkl. der semantischen Subjektrollen HANDLUNGSTRÄGER, VORGANGSTRÄGER und ZUSTANDSTRÄGER – wurden bereits in Fleischmann (1985) entwickelt und angewandt, ohne dass dies in der Linguistik rezipiert worden wäre. Für den Hinweis danke ich Dagobert Höllein.

3. Der Wechsel der grammatischen Grundstruktur indiziert den Wechsel der semantischen Grundstruktur (Neuerung oder Wandel).

ad 1.:

Betrachten wir einen Satz und eine mögliche alternative Formulierung mit der Beschreibung ihrer Grundstrukturen:¹⁹

- (10) Ich schicke voraus, daß ich kein Kunstkenner bin, sondern Laie. Ich habe oft bemerkt, daß mich der Inhalt eines Kunstwerkes stärker anzieht als dessen formale und technische Eigenschaften, auf welche doch der Künstler in erster Linie Wert legt. *Für viele Mittel und manche Wirkungen der Kunst fehlt mir eigentlich das richtige Verständnis.* Ich muß dies sagen, um mir eine nachsichtige Beurteilung meines Versuches zu sichern. (Freud Moses, S. 172)

Dativobjekt	– Prädikat –	Subjekt
ZUSTANDBETROFFENER	– ZUSTAND –	ZUSTANDSTRÄGER
<i>mir</i>	<i>fehlt</i>	<i>das richtige Verständnis für...</i>

- (10') Für viele Mittel und manche Wirkungen der Kunst bringe ich eigentlich kein richtiges Verständnis auf.

Subjekt	– Prädikat –	nominales Akkusativobjekt
HANDLUNGSTRÄGER	– HANDLUNG –	HANDLUNGSGEGENSTAND
<i>ich</i>	<i>bringe ... auf</i>	<i>kein richtiges Verständnis für ...</i>

Im Originalbeleg nimmt Freud keine Handlungsperspektive ein. Mithilfe des FEHLEN-Szenarios und der grammatischen Grundstruktur ‚Dativobjekt – Prädikat – Subjekt‘ positioniert er sich als ZUSTANDBETROFFENER, als jemand, der sich selbst beobachtend feststellen muss, dass er über eine bestimmte innere Disposition nicht verfügt, dass er eben kein ZUSTANDSTRÄGER ist.

Diese Szenierung (= einzelsprachliche Sachverhaltperspektivierung) passt gut zur Captatio Benevolentiae, die hier von Freud angestrebt wird. Die alternative Handlungsperspektivierung mithilfe des AUFBRINGEN-Szenarios hätte weniger gut gepasst.

Szenierungsalternativen lassen sich nicht nur lexikalisch – durch Hauptprädikatswechsel –, sondern auch grammatisch herstellen:

¹⁹ Die semantische Grundstruktur (= semantisches Prädikat + signifikativ-semantische Rollen) wird durch Kapitälchen gekennzeichnet.

- (11) Jetzt hat sich die Witwe sofort wieder beruhigt.
(Haas Silentium, S. 80)

Subjekt	– Prädikat –
ENDO-VORGANGSTRÄGER	– ENDO-VORGANG –
<i>Die Witwe</i>	<i>beruhigt sich</i>

- (11') Der Brenner beruhigt die Witwe.

Subjekt	– Prädikat –	Akkusativobjekt
HANDLUNGSTRÄGER	– HANDLUNG –	HANDLUNGSGEGENSTAND
<i>Der Brenner</i>	<i>beruhigt</i>	<i>die Witwe</i>

- (11'') Die Witwe wird (vom Brenner) beruhigt.

Subjekt	– Prädikat –
Exo-Vorgangsträger	– Exo-Vorgang – (Exo-Vorgangsauslöser)
<i>Die Witwe</i>	<i>wird beruhigt (vom Brenner)</i>

Die drei Szenarios – das SICH-BERUHIGEN-, das BERUHIGEN- und das BERUHIGT-WERDEN-Szenario – stellen drei verschiedene Perspektivierungen derselben Situation dar. Je nachdem welche semantische Rolle das Subjekt indiziert, wird die Situation aus der Perspektive des HANDLUNGSTRÄGERS oder aus der von zwei verschiedenen VORGANGSTRÄGERN szeniert.²⁰

Wie die Beispiele andeuten, lässt sich signifikativ-semantisch das Potenzial grammatischer Grundstrukturen quasi kontrastiv beschreiben. Es geht nicht, wie bei der denotativen Semantik, um die grammatische Umordnung *derselben* außer(einzel)sprachlichen semantischen Rollen, mit denen die Autonomie der Semantik geschickt vorgetäuscht wird, sondern um das System einzelsprachlich realisierbarer Satzbauplanzeichen: Die semantische Leistung jedes einzelnen Satzbauplanzeichens einer Einzelsprache unterscheidet sich von der jedes anderen.

²⁰ Um die Unterschiede zwischen passivischer und medialer Realisierung zu erfassen, wurden in der GTA in Anlehnung an Haspelmath (1993, S. 108) zwei Typen von sprachlichen Perspektivierungen von Zustandsveränderungen eingeführt: *exo-* und *endoaktiv*: In ‚exoaktiver‘ Perspektive (kurz: EXO) wird eine Zustandsveränderung als äußere Einwirkung, als die Einwirkung einer externen Kraft (eines ‚Auslösers‘) dargestellt. Dies ist per definitionem der Fall in Handlungssätzen (mit Agenssubjekt), aber auch in passivischen Vorgangssätzen. Umgekehrt heißt ‚endoaktiv‘ (kurz: ENDO), dass eine Zustandsveränderung einzelsprachlich als ein spontanes Geschehen, als ein Geschehen ohne äußere Einwirkung, wiedergegeben wird. Bei ENDO-Vorgängen kann es also keinen VORGANGSAUSLÖSER geben.

ad 2.:

Dass jede einzelne grammatische Grundstruktur semantischen Differenzwert hat, bedeutet, dass die semantische Grundstruktur desselben Satzbauplanzeichens auch dann erhalten bleibt, wenn die lexikalischen Besetzungen der Komplemente inkongruent sind. Z.B. wenn man die Besetzungen der Dativobjekt- und der Subjektstelle des Freud-Satzes vertauscht:

- (10'') Dem richtigen Verständnis für viele Mittel und manche Wirkungen der Kunst fehle ich.

Dativobjekt	– Prädikat –	Subjekt
ZUSTANDBETROFFENER	– ZUSTAND –	ZUSTANDSTRÄGER
<i>dem richtigen</i>	<i>fehle</i>	<i>ich</i>
<i>Verständnis für ...</i>		

Die grammatische Grundstruktur macht trotz Inkongruenz eindeutig, wer (/was) ZUSTANDBETROFFENER und was (/wer) ZUSTANDSTRÄGER ist (siehe Knobloch 1990, S. 186). Der Inhalt des Originalsatzes hat sich zwar radikal geändert, aber die semantische Differenz zwischen ZUSTANDBETROFFENEM und ZUSTANDSTRÄGER ist erhalten geblieben. Daraus lässt sich das Prinzip des *Einmaleins der Satzgliedlehre* (siehe GTA 2017, S. 493 ff.), der Grundsatz, dass dasselbe Satzglied in demselben Satz nur einmal vorkommen darf, ableiten. Schließlich setzt erfolgreiche Verständigung voraus, dass Szenariobeteiligte grammatisch einmalig kodiert und somit semantisch unterscheidbar sind.

ad 3.:

Dass der Wechsel der grammatischen Grundstruktur den Wechsel der semantischen Grundstruktur indiziert, manifestiert sich valenzdynamisch einerseits in (in den Texten permanent stattfindenden) Neuerungen, andererseits im Sprachwandel (siehe Coseriu 1974, S. 67 ff.; Ágel 2000, S. 268 ff.).

Neuerung bedeutet, dass sich ein Prädikat, das konventionell dem Satzbauplan A zuzuordnen ist, okkasionell mit einem Satzbauplan B verbindet:

- (12) Im Gegensatz zum Medellin-Kartell war das Cali-Kartell vertikal organisiert und definierte sich *auf gemeinsame Kooperationen*. (9.12.2014 <http://de.wikipedia.org/wiki/Cali-Kartell>)

Das Hauptprädikat *sich definieren* bedient sich hier des Satzbauplans, dem konventionell Verben wie *hoffen* oder *sich freuen auf*_{+AKK} angehören. Entsprechend übernimmt das Präpositional_{auf+AKK}-objekt, das ein „zukünftiges Ereignis“ kodiert, die semantische Rolle PROSPECTUM (siehe Höllein 2019, S. 179–181).

Scheinbar derselbe Fall liegt im folgenden Beleg vor:

- (13) Er [= Krüger, VÁ] fuhr zu den Ziegelwerkern hinaus. »Ihr macht hier viel, aber schlechte Ziegel, meine Freunde.« »Hoho, was für Weisheiten!« die Ziegler erboten sich, gute, dafür aber weniger Ziegel zu machen. »Alle Tage, Sportsfreund!« *Krüger bestand auf viel Ziegel und gute Ziegel*, aber in dieses Paradies schien kein Weg zu führen. (Strittmatter Bienkopp, S. 264)

Doch hier geht es nicht um eine okkasionelle Innovation, sondern um den Sprachwandel *bestehen*_{auf+DAT} > *auf*_{+AKK}. Obwohl in den Referenzwerken (fast) nur *bestehen*_{auf+DAT} kodiert ist, zeigen Tests mit jungen ProbandInnen, dass *bestehen*_{auf+DAT} nicht nur veraltet ist, sondern von der jungen Generation mehrheitlich sogar abgelehnt wird. Die folgende Tabelle fasst das Ergebnis eines Kasseler Tests zusammen (+ = „gut“, m = „möglich“, – = „schlecht“):²¹

Tab. 2: Testergebnisse zu *bestehen auf*_{+AKK}/*auf*_{+DAT}

URTEILE	AKKUSATIV	DATIV
Σ (absolut):	+(233); m(19); –(20)	+(36); m(49); –(187)
Σ (%):	+(85,7%); m(7%); –(7,3%)	+(13,2%); m(18%); –(68,8%)

Das Präpositional_{auf+DAT}-objekt der älteren Generation trägt nach Höllein (2019, S. 190 f.) die semantische Rolle BASIS, deren Bedeutung er als ‚Grundlage des Szenarios‘ paraphrasiert. Der Wandel der grammatischen Grundstruktur mit Präpositional_{auf+DAT}-objekt > Präpositional_{auf+AKK}-objekt indiziert also den semantischen Wandel BASIS > PROSPECTUM.

²¹ Zu Details des 2012 in Kassel mit 23 muttersprachlichen Studierenden durchgeführten Tests, bei dem auch Eisenbergs Beispiel *Die Regierung besteht auf der neuen Startbahn* (Eisenberg 2006, S. 39) getestet wurde, siehe GTA 2017, S. 537 f. Der Kasseler Test wurde 2018 in Leipzig mit 18 muttersprachlichen Studierenden wiederholt. Die Ergebnisse waren im Wesentlichen identisch. Ich danke Mathilde Hennig (Gießen), die die Testwiederholung initiiert, Sandra Döring (Leipzig), die den Test durchgeführt, und Vanessa Langsdorf (Gießen), die ihn ausgewertet hat. Aufschlussreich ist der Umstand, dass eine Recherche von Volker Emmrich (Gießen) im Dudenkorpus im Rahmen der Vorbereitung der 8. Auflage von Duden 9 zum diametral entgegengesetzten Ergebnis gekommen ist: *auf*_{+DAT}-Annotation = ca. 83%, *auf*_{+AKK}-Annotation = ca. 17%. Es fragt sich also, inwiefern große Korpora in der Lage sind, rezenten Sprachwandel abzubilden.

7 Statik und Dynamik

Der letzte Theoriebaustein, auf den hier kurz eingegangen werden soll, ist die Unterscheidung zwischen statischen und dynamischen Sätzen.

Die Grundstruktur eines Satzes basiert auf der konventionalisierten, im Lexikoneintrag des prädikatsstiftenden Verbs, Adjektivs oder Substantivs festgehaltenen *Grundvalenz* (z.B. Welke 2011, S. 167 ff.; 2015).

Wenn die Grundvalenz 1:1 realisiert wird, wenn also das in der Grundvalenz angelegte Szenario ohne Abwandlung, ohne *Umszenierung*, aktualisiert wird, entstehen *statische* Sätze mit statischer Valenzrealisierung (Hauptprädikate fett markiert):²²

- (14a) Er **hat** »mutmaßlich« etwas **vergessen**.
- (15a) Er **hat geschrien**.
- (16a) Erst vom Major aufwärts **stinkt** man nicht.

In den Originalbelegen wurden jedoch die Grundvalenzen der Verben *vergessen*, *schreien* und *stinken* nicht 1:1 realisiert, die jeweiligen statischen Szenarios wurden umszeniert:

- (14b) Er **hat** »mutmaßlich« ein bißchen Geld an der Steuer **vorbeivergessen**. (Hildebrandt achtzig, S. 42)
- (15b) Er **hat** seine eigenen Zweifel **niedergeschrien**. (Timm Sommer, S. 207)
- (16b) Erst vom Major aufwärts **wird** nicht **gestunken**. (Lenz Überläufer, S. 203)

Die Umszenierung erfolgte in (14b) und (15b) durch Valenzträgererweiterung (*vergessen* > *vorbeivergessen*, *schreien* > *niederschreien*), in (16b) durch Passivierung (*stinken* > *wird gestunken*).²³

Solche Sätze, die konventionell oder kreativ sein können (Ágel 2015b), stellen *dynamische Sätze mit dynamischer Valenzträger- und partiell dynamischer Valenzrealisierung* dar. Dynamisch sind in allen drei Sätzen die Prädikate, darüber hinaus das Präpositional_{an+DAT}-objekt *an der Steuer* und das Akkusativobjekt *seine eigenen Zweifel*.²⁴

²² Dasselbe Verb kann mehrere Grundvalenzen haben, d.h., es gibt keine 1:1-Relation zwischen Verb und Grundvalenzträger (siehe Ágel 2000, S. 113 ff.; Welke 2015). Das Kriterium für einen Grundvalenzträger ist, dass er die Grundlage für Umszenierungen, beispielsweise für Valenzreduktionen und -erhöhungen, bilden können muss.

²³ Zu den zahlreichen Formen der Prädikatsdynamik siehe Ágel (2015b) und GTA (2017, S. 399 ff.).

²⁴ In der GTA sind dynamische Prädikate und Satzglieder türkis markiert.

Valenz(träger)dynamik lässt sich mithilfe der Funktion-Argument-Wert-Formel abbilden. Die allgemeine Formel lautet:²⁵

$$F(A) = W$$

$$F(\text{Satz}_{\text{stat}}) = \text{Satz}_{\text{dyn}}$$

Je nachdem ob die Funktion, die auf den statischen Satz angewandt wird, eine Konstruktion oder eine Kategorie ist, lassen sich konstruktionell und kategorial dynamische Sätze als zwei grundlegende Typen von Satzwerten unterscheiden:

$$\{\text{Konstruktion}\} (V(\text{TR})_{\text{stat}}) = \text{konstruktionell } V(\text{TR})_{\text{dyn}}$$

$$\{\text{vorbei-Konstruktion}\} (V(\text{TR})_{\text{stat}} \text{ vergessen}) = V(\text{TR})_{\text{dyn}} \text{ vorbeivergessen}$$

$$\{\text{nieder-Konstruktion}\} (V(\text{TR})_{\text{stat}} \text{ schreien}) = V(\text{TR})_{\text{dyn}} \text{ niederschreien}$$

$$\text{Kategorie } (V(\text{TR})_{\text{stat}}) = \text{kategorial } V(\text{TR})_{\text{dyn}}$$

$$\text{subjektloses Passiv } (V(\text{TR})_{\text{stat}} \text{ stinken}) = V(\text{TR})_{\text{dyn}} \text{ gestunken werden}$$

Die Unterscheidung von statischen und dynamischen Sätzen hat weitreichende Folgen für die Satzgliedlehre, die sich gewissermaßen verdoppelt: Unterschieden und ausführlich beschrieben werden in der GTA statische und dynamische Prädikate und statische und dynamische Satzglieder.

Durch diese Unterscheidung ist es u.a. möglich, dem Prinzip des Einmaleins der Satzgliedlehre auch in den Fällen zu genügen, wo es scheinbar verletzt wird:

- (17) [...] und [er] **schob** (statisches) das Fahrrad Akkusativobjekt schräg (dynamisches) den wulstigen Deich Akkusativobjekt **hinauf**. (Lenz Deutschstunde, S. 10)

- (18) Ich **sehe** (dynamisches) ihn Akkusativobjekt (statisches) die Einfahrt Akkusativobjekt **ausbessern**.

- (19) Der Inspektor **lässt** (dynamisches) die Polizisten Akkusativobjekt (statisches) die Verbrecher Akkusativobjekt **entwaffnen**.

Hier liegen konstruktionell dynamische Prädikate mit zwei Akkusativobjekten – einem statischen und einem dynamischen – vor. In der Grundvalenz der den Konstruktionen zugrunde liegenden statischen Valenzträger (*schieben*, *ausbessern*, *entwaffnen*) ist jeweils nur ein (statisches) Akkusativobjekt verankert. Es ist erst die Anwendung der jeweiligen Konstruktion auf die statischen Valenzträger, die die dynamischen Akkusativobjektwerte des Komplexverbs (*hinaufschieben*), des *AcI*- und des *lassen*-Prädikats erzeugt.

²⁵ Satz_{stat} = statischer Satz, Satz_{dyn} = dynamischer Satz, V(TR) = Valenz(träger).

8 Schluss

Für ein echtes Fazit ist kein Raum mehr geblieben. Es kann aber festgestellt werden, dass die IDS-Grammatik (1997, S. 4) Recht hat, wenn sie darauf hinweist, dass das Postulat (b) – die theoretische Fundierung – „prinzipiell nicht voll eingelöst werden (kann). Vielmehr gilt das Hase-Igel-Paradox:“

Wie gut theoretisch fundiert auch immer die Systematisierung sprachlicher Phänomene in einer Grammatik sein mag – sie fällt notwendig hinter den sich entwickelnden Forschungsstand zurück, weil die konzeptionellen Grundentscheidungen in der konkreten Ausarbeitung nicht mehr revidierbar sind und damit auch die Zugriffsweise auf Einzelphänomene prinzipiell präjudiziert ist. (IDS-Grammatik 1997, S. 5)

In der Tat musste ich in den langen Jahren der Fertigstellung des recht umfangreichen Buches feststellen, dass das theoretische Korsett, das hier kurz vorgestellt wurde, bei manch einer Beschreibung oder Erklärung eng geworden ist. Trotzdem bleibt es zu hoffen, dass die Beschreibungs- und Erklärungsansätze der GTA ausbaufähig sind, sodass die Arbeiten, die Theoriebausteine der GTA verwenden, das theoretische Korsett lockern können.

Literatur

Textquellen

- Freud Moses = Freud, Sigmund (1981): Der Moses des Michelangelo. In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Bd. 10. Werke aus den Jahren 1913–1917. Frankfurt a.M., S. 172–201.
- Haas Silentium = Haas, Wolf (1999): Silentium! Reinbek bei Hamburg.
- Hein Freund = Hein, Christoph (1987): Der fremde Freund. Novelle. 5. Aufl. Berlin/Weimar. [Erstausg. Berlin/Weimar 1982].
- Heinrich Soweit = Heinrich, Finn-Ole (2005): Soweit kein ungewohntes Wort. In: Heinrich, Finn-Ole: Die Taschen voll Wasser. Erzählungen. Hamburg, S. 67–68.
- Hildebrandt achtzig = Hildebrandt, Dieter (2007): Nie wieder achtzig! München.
- Kirchhoff Widerfahrnis = Kirchhoff, Bodo (2016): Widerfahrnis. Eine Novelle. 4. Aufl. Frankfurt a. M.
- Lenz Deutschstunde = Lenz, Siegfried (1973): Deutschstunde. München.
- Lenz Landesbühne = Lenz, Siegfried (2009): Landesbühne. Hamburg.
- Lenz Überläufer = Lenz, Siegfried (2016): Der Überläufer. Roman. 7. Aufl. Hamburg.
- Strittmatter Bienkopp = Strittmatter, Erwin (2003): Ole Bienkopp. Roman. (= Die DDR-Bibliothek 23). Leipzig. [Erstausg. Berlin 1963].
- Timm Sommer = Timm, Uwe (1977): Heißer Sommer. Reinbek bei Hamburg.
- Werfel Blassblau = Werfel, Franz (2017): Eine blassblaue Frauenschrift. Köln. [Erstausg. Buenos Aires 1941].

Wissenschaftliche Literatur

- Adam, Jean-Michel (2005): *La linguistique textuelle. Introduction à l'analyse textuelle des discours*. Paris.
- Ágel, Vilmos (2000): *Valenztheorie*. Tübingen.
- Ágel, Vilmos (2015a): *Grammatik und Literatur. Grammatische Eigentlichkeit bei Kehlmann, Timm, Liebmann, Handke, Strittmatter und Ruge*. In: Brinker-von der Heyde, Claudia et al. (Hg.): *Eigentlichkeit. Zum Verhältnis von Sprache, Sprechern und Welt*. Berlin/München/Boston, S. 159–174.
- Ágel, Vilmos (2015b): *Brisante Gegenstände. Zur valenztheoretischen Integrierbarkeit von Konstruktionen*. In: Engelberg et al. (Hg.), S. 61–87.
- Ágel, Vilmos/Kehrein, Roland (2013): *Sogenannte Koordinationsellipsen. Von der Prosodie zur Theorie*. In: Hennig, Mathilde (Hg.): *Die Ellipse. Neue Perspektiven auf ein altes Phänomen*. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 52). Berlin/Boston, S. 107–158.
- Allwood, Jens/Andersson, Lars-Gunnar/Dahl, Östen (1973): *Logik für Linguisten*. (= Romanistische Arbeitshefte 8). Tübingen.
- Bassola, Péter/Schwinn, Horst (2016): *Markierte Vorfeldbesetzungen im Deutschen*. In: Dalmas, Martine/Fabricius-Hansen, Cathrine/Schwinn, Horst (Hg.): *Variation im europäischen Kontrast. Untersuchungen zum Satzanfang im Deutschen, Französischen, Norwegischen, Polnischen und Ungarischen*. (= Konvergenz und Divergenz 5). Berlin/Boston, S. 229–259.
- Christ, Rüdiger (2017): *Niemand braucht das Prädikat. Zur Systematisierung der schulischen Satzgliedanalyse*. In: *Linguistische Berichte* 250, S. 169–218.
- Coseriu, Eugenio (1974): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 3). München.
- Coseriu, Eugenio (1987): *Semantik und Grammatik*. In: Coseriu, Eugenio (Hg.): *Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik*. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 33). Tübingen, S. 85–95. [Originalausg.: Moser, Hugo (Hg.) (1972): *Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch*. (= Jahrbuch 1971 des Instituts für Deutsche Sprache). Düsseldorf].
- Coseriu, Eugenio (1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. 3., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen/Basel.
- Eisenberg, Peter (2006): *Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2: Der Satz*. 3., durchges. Aufl. Stuttgart/Weimar.
- Engelberg, Stefan et al. (Hg.) (2015): *Argumentstruktur zwischen Valenz und Konstruktion*. (= Studien zur Deutschen Sprache 68). Tübingen.
- Fischer, Klaus (2003): *Verb, Aussage, Valenzdefinition und Valenzrealisierung: Auf dem Weg zu einer typologisch adäquaten Valenztheorie*. In: Willems, Klaas/Coene, Ann/Van Pottelberge, Jeroen (Hg.): *Valenztheorie. Neuere Perspektiven*. (= Studia Germanica Gandensia 2003/2). Gent, S. 14–64.
- Fleischmann, Eberhard (1985): *Kasustheorie und Translationslinguistik*. Diss. Leipzig.
- GTA = Ágel, Vilmos (2017): *Grammatische Textanalyse. Textglieder, Satzglieder, Wortgruppenglieder*. Berlin/Boston.
- Haspelmath, Martin (1993): *More on the typology of inchoative/causative alternations*. In: Comrie, Bernard/Polinsky, Maria (Hg.): *Causatives and transitivity*. (= Studies in Language Companion Series 23). Amsterdam/Philadelphia, S. 87–120.

- HdK = Pasch, Renate et al. (2003): Handbuch der deutschen Konnektoren. Linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfers (Konjunktionen, Satzadverbien und Partikeln). (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 9). Berlin/New York.
- Helbig, Gerhard (1992): Grammatiken und ihre Benutzer. In: Ágel, Vilmos/Hessky, Regina (Hg.): Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik. (= Reihe Germanistische Linguistik 128). Tübingen, S. 135–150.
- Hennig, Mathilde/Buchwald-Wargenau, Isabel (2010): Ausdrucksarten – ein neuer Zugang zur Wortschatzvermittlung im DaF-Unterricht? In: Ferraresi, Gisela/Kresić, Marijana (Hg.): Neue Perspektiven auf das Verhältnis zwischen linguistischer und didaktischer Grammatik. Linguistik Online 41, S. 7–23.
- Höllein, Dagobert (2019): Präpositionalobjekt vs. Adverbial. Die semantischen Rollen der Präpositionalobjekte. Berlin.
- IDS-Grammatik (1997) = Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997a): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.
- Jacobs, Joachim (2008): Wozu Konstruktionen? In: Linguistische Berichte 213, S. 3–44.
- Jacobs, Joachim (2009): Valenzbindung oder Konstruktionsbindung? Eine Grundfrage der Grammatiktheorie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37, S. 490–513.
- Knobloch, Clemens (1990): Wortarten und Satzglieder. Theoretische Überlegungen zu einem alten Problem. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 112, S. 173–199.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.
- Tesnière, Lucien (1976): *Éléments de syntaxe structurale*. 2., überarb. u. korr. Aufl. Paris.
- Tesnière, Lucien (1980): *Grundzüge der strukturalen Syntax*. Stuttgart.
- Teuber, Oliver (2005): Analytische Verbformen im Deutschen. Syntax – Semantik – Grammatikalisierung. (= Germanistische Linguistik 18). Hildesheim/Zürich/New York.
- Welke, Klaus (2005): Deutsche Syntax funktional. Perspektiviertheit syntaktischer Strukturen. 2., bearb. Aufl. (= Stauffenburg Linguistik 22). Tübingen.
- Welke, Klaus (2011): *Valenzgrammatik des Deutschen*. Eine Einführung. Berlin/New York.
- Welke, Klaus (2015): Wechselseitigkeit von Valenz und Konstruktion: Valenz als Grundvalenz. In: Engelberg et al. (Hg.), S. 35–59.

Felix Bildhauer/Eric Fuß/Sandra Hansen-Morath/
Franziska Münzberg (Mannheim)

Starke und schwache Adjektivflexion in neuem korpuslinguistischem Licht

Abstract: In Adjektivreihungen ohne Determinierer (*in neuem korpuslinguistisch-em/-en Licht*) und in Fügungen aus Pronominaladjektiv und attributivem Adjektiv (*mancher ausbildend-er/-e Betrieb*) treten Schwankungen zwischen Parallel- und Wechselflexion auf, die von einem komplexen Zusammenspiel verschiedener grammatischer und außergrammatischer Faktoren beeinflusst werden. Auf der Basis einer explorativen Korpusstudie werden im vorliegenden Beitrag zunächst einschlägige Einflussgrößen identifiziert und deren Effektstärken geschätzt. Im Anschluss wird gezeigt, dass entgegen bisherigen Annahmen nach Pronominaladjektiven keine allgemeine Tendenz zur schwachen Flexion vorliegt, sondern mit Ausnahme des Kontextes Dat. Sg. Mask./Neutr. diachron eine Ausbreitung der Parallelflexion (stark/stark) beobachtbar ist.

1 Korpuslinguistische Methoden

Dieser Beitrag präsentiert zwei explorative Korpusstudien zur Adjektivflexion. Beide Fallstudien basieren auf Korpora des Instituts für Deutsche Sprache. In erster Linie werden dabei Ausschnitte verschiedener Größe (ca. 7 Mrd. bzw. ca. 122 Mio. Tokens) des Deutschen Referenzkorpus DEREKo (Kupietz et al. 2010) verwendet, die hinsichtlich bestimmter Dokumentmetadaten (z.B. Land, Region, Medium) vervollständigt und stratifiziert wurden (Bubenhofer/Konopka/Schneider 2014, Kap. 1). Darüber hinaus greift die zweite Studie auf historische Daten des HIST-Archivs zurück, die in ihrer großen Mehrheit aus dem 19. Jahrhundert stammen und für diesen Zweck neu aufbereitet und in einem Korpus von ca. 30 Mio. Tokens zusammengefasst wurden.¹ Die Studien verwenden automatisierte Wortannotationen (Wortart, Lemma, morphologische Merkmale), erzeugt mit Standardwerkzeugen (*TreeTagger*, Schmid 1995; *SMOR*, Schmid/Fitschen/Heid 2004; *MarMoT*, Müller/Schmid/Schütze 2013) und einigen Anpassungen.

¹ Vgl. www1.ids-mannheim.de/lexik/abgeschlosseneprojekte/historischeskorpus/historischeskorpus.html (Stand: 19.7.2018).

Für die erste Fallstudie wurde eine relativ komplexe statistische Modellierung gewählt, u.a. ein hierarchisches generalisiertes lineares Modell mit logit-link (GLMM, entspricht hier einer logistischen Regression mit variablen Intercepts). Dabei wird die Wahrscheinlichkeit modelliert, in einem gegebenen Fall (d.h. abhängig von einer Reihe von Einflussgrößen) eine bestimmte Flexionsendung vorzufinden (starke vs. schwache Flexion).

Die verschiedenen potenziellen Einflussgrößen wurden teils auf Grundlage vorhandener Literatur ausgewählt, teils entsprechen sie eigenen Hypothesen. An dieser Stelle soll betont werden, dass sich beide Studien zunächst als explorativ verstehen: p-Werte werden vorläufig als Maß für Evidenz interpretiert, und insbesondere erfolgt kein Entscheidungstest. Dies ist geboten, weil für keine der potenziellen Einflussgrößen eine spezifische Alternativhypothese (d.h. mit erwarteter Effektstärke) formuliert werden kann. Darüber hinaus sind auch einige ursprünglich berücksichtigte Einflussgrößen nicht mehr in den unten präsentierten Modellen enthalten, sodass die selegierten Modelle streng genommen nicht mehr die Voraussetzungen für übliche inferenzstatistische Verfahren erfüllen (siehe Berk/Brown/Zhao 2010; Selvin/Stuart 1966).

Ein letzter Vorbehalt betrifft die üblichen Schwierigkeiten von Studien, die auf Basis großer, relativ heterogener Korpora durchgeführt werden, so u.a.:

- a) Aufgrund der Korpuszusammensetzung und -aufbereitung lässt sich i.d.R. nur Variation innerhalb der Textmenge untersuchen, jedoch nicht Variation innerhalb aller Texte desselben Verfassers. Daten, die von potenziell unterschiedlichen, individuellen Grammatiken „erzeugt“ wurden, vermischen sich dabei.
- b) Dies kann zu Abhängigkeiten in den Daten führen (mehrere Datenpunkte pro Verfasser, aber gerade in Zeitungstexten sind diese oft nicht namentlich erfasst), die wiederum Voraussetzungen vieler inferenzstatistischer Verfahren verletzen, wenn sie nicht berücksichtigt werden.
- c) Solche Verfahren erfordern zudem echte Zufallsstichproben aus wohldefinierten Grundgesamtheiten (siehe Berk/Freedman 2009). Demgegenüber müssen viele Korpora wohl als *convenience samples* gelten.

Vor diesem Hintergrund sind die hier präsentierten korpuslinguistischen Befunde als tentativ zu betrachten. Sie können als Ausgangspunkt für weitere, auch konfirmative Studien dienen, indem sie wertvolle Anhaltspunkte z.B. für Effektstärken und Modellspezifikationen liefern. Dies ermöglicht wiederum die gebotenen korpuslinguistischen Replikationen und auch experimentelle Validierungen unter kontrollierten Bedingungen, in der Hoffnung auf konvergierende Befunde.

2 Fallstudien zur Adjektivflexion

Eine Besonderheit des Deutschen ist, dass attributive Adjektive nicht nur nach Kasus, Numerus und Genus flektiert werden, sondern zusätzlich stark oder schwach. Dabei lässt sich besonders in redigierten Texten eine Regularität beobachten:

Folgt ein attributives oder nominalisiertes Adjektiv/Partizip auf einen Determinierer mit (immer starker) Flexionsendung, wird es schwach dekliniert (*diese blauen Blüten*), sonst stark (*blaue Blüten*); vgl. u.a. Dudengrammatik (2016, S. 368).² Von dieser Regularität gibt es im standardnahen Deutsch drei Ausnahmen:

1. maskuline und neutrale Adjektive im Dativ Singular, die auf ein anderes attributives Adjektiv folgen (*in neuem korpuslinguistischem/korpuslinguistischen Licht*) – Schwankungen beim jeweils zweiten Adjektiv
2. Adjektive nach Wörtern, die sowohl Eigenschaften von Determinierern als auch Eigenschaften von Adjektiven haben (Pronominaladjektiven wie *solche, manche*) – Schwankungen beim jeweils zweiten Adjektiv
3. maskuline und neutrale Adjektive im Genitiv Singular (*aufgrund schlechten Wetters*) – starke Endung -s nur noch in pronominaler Flexion (*unseres Schrebergartens*)

Die beiden zuerst genannten Ausnahmen betreffen Schwankungen zwischen Parallelflexion (beide Adjektive erhalten die starke Endung) und Wechselflexion (das erste Adjektiv erhält die starke Endung, das zweite die schwache). Dieser Beitrag beschäftigt sich speziell mit diesen beiden Zweifelsfällen.

2.1 Flexionsschwankungen im Dativ Singular Maskulinum und Neutrum

Im Folgenden steht zunächst die Schwankung zwischen starker (1) und schwacher (2) Flexion im Dativ Singular Maskulinum und Neutrum im Fokus:

- (1) Stark: Denn der Rückverweis an die streitenden Parteien ist der einzig mögliche Weg, um jeden Ruch des Staatsinterventionismus zu vermeiden – und mit sanftem, **indirektem** Druck diese leidige, politisch kontraproduktive Affäre beizulegen. (die tageszeitung, 22.4.2004, S. 11)

² Die „Tendenz, die Merkmale nur noch an einem einzigen Wort der Nominalphrase anzuzeigen“ (Dudengrammatik 2016, S. 954), wird als Monoflexion bezeichnet.

- (2) Schwach: Das Gericht hat trotz fehlendem **direkten** Beweis keine Zweifel an der Schuld des Angeklagten. (Die Südostschweiz, 9.6.2012, S. 7)

2.1.1 Erklärungsansätze

Dass in artikellosen Nominalphrasen mit mehr als einem attributiven Adjektiv die schwache Endung *-en* anstelle der starken Endung *-em* stehen kann, wird teilweise unter „phonologische *m*-Schwäche“ gefasst. Dagegen wendet Nübling (2011, S. 178) ein, dass eine rein phonologisch verursachte Präferenz für die schwache Endung auch das erste der Adjektive betreffen müsste, nicht nur das zweite. Würde es sich aber ausschließlich um einen Trend zur Monoflexion handeln, so bliebe unerklärt, warum ausgerechnet der Dativ Singular Maskulinum und Neutrum betroffen ist, nicht aber etwa der Genitiv Plural oder der Dativ Singular Femininum (vgl. Kubczak 2015). Plausibler scheint die Erklärung, dass hier phonologische, morphologische und syntaktische Einflüsse zusammenwirken und so nur beim zweiten Adjektiv zur *m*-Schwäche führen (siehe Gallmann 2016, S. 1). Auch könnten semantisch-syntaktische Normen beim Schreiben und vor allem im Lektorat eine Rolle spielen (vgl. etwa Peter 2013, S. 202).

Dabei konkurrieren drei einander widersprechende Normen:

1. Nach Adelung (1782/2010, S. 634) wird in den obliquen Kasus grundsätzlich wechselflektiert; vgl. auch Behaghel (1923, S. 212, Fall b).
2. Nach Heuer/Flückiger/Gallmann (2017, S. 139) soll immer, auch in Fällen wie (2), parallel flektiert werden. Behaghel (1923, S. 212, Fall a) zufolge ist „dieser Typus [...] der durchaus herrschende, insbesondere in der Gegenwart“, also in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts.
3. Nach der „Einschließungsregel“ (Nübling 2011, S. 179) kann – oder soll – nur dann wechselflektiert werden, wenn das erste Adjektiv die Gesamtheit aus zweitem Adjektiv und Nomen modifiziert, vgl. (2). Behaghel (1923, S. 212, Fall c) kommentiert: „Dieser Typus scheint überwiegend in Norddeutschland zu Hause zu sein.“

Die Einschließungsregel – nicht als Flexions-, sondern als Interpunktionsnorm – ist auch in der geltenden amtlichen Rechtschreibregelung (Rat für deutsche Rechtschreibung 2018, § 71 (2) E1) festgeschrieben: Ein Komma soll nur zwischen gleichrangigen Adjektiven wie in (1) gesetzt werden.

Damit erhält das Komma in Texten geübter Schreibender auf der grafischen Oberfläche eine ähnliche Funktion als Koordinierer wie in der syntaktischen Struktur eine Konjunktion. Tatsächlich wird rechtschreibdidaktisch der „und“-Test ein-

gesetzt: Kann zwischen die beiden Adjektive ein *und* (oder seltener Wörter bzw. Wortgruppen wie *also*, *und zwar*, *d.h.*) gesetzt werden, ist ein Komma an dieser Stelle korrekt.

2.1.2 Datengrundlage

Um zu untersuchen, wie verschiedene mögliche Einflussgrößen (Prädiktoren) bei der Wahl zwischen starker und schwacher Flexion zusammenwirken, haben wir mit zwei leicht voneinander abweichenden Suchanfragen zwei unterschiedlich große Datensätze erzeugt.

Der größere der beiden Datensätze umfasst nach dem Aussortieren von Fehlbelegen noch über 119.000 Belegsätze. Gesucht wurde im größeren, ca. 7 Mrd. Tokens umfassenden Ausschnitt aus DEREKo nach einer Präposition, auf die ein Adjektiv mit der Endung *-em* direkt folgt. Optional kann darauf ein Komma oder eine Konjunktion (ggf. als Komma plus Konjunktion) direkt folgen. Direkt danach steht ein Adjektiv mit einer der Endungen *-em* oder *-en*, unmittelbar darauf ein Nomen.

Der kleinere Datensatz, erzeugt aus dem kleineren Teilkorpus von nur ca. 122 Mio. Tokens, enthält nach dem Aussortieren von Fehlbelegen knapp 1.600 Belegsätze zur Suchanfrage Präposition – optionales Adverb – erstes Adjektiv – optionales Komma – optionales Adverb – zweites Adjektiv – Nomen.

2.1.3 Belegannotation

Beide Datensätze enthielten bereits eine Annotation nach Land, Region, Jahr und inhaltlicher Domäne. Um eventuelle Frequenzeffekte zu kontrollieren, wurde in beiden Datensätzen die DeReWo-Frequenzklasse (Lexemfrequenzen nach Belica et al. 2012) jeweils des ersten und des zweiten Adjektivs nachgetragen.³

Ebenfalls in beiden Datensätzen nachgetragen wurden die Silbenzahl des ersten und des zweiten Adjektivs und ob das Nomen auf *-m* endet und wie viele *m* es zwischen Anfangs- und Endbuchstaben enthält (Zählung von *mm* in beiden Fällen als 1). Die Hypothese war, dass beides starke Flexion des zweiten Adjektivs auslösen würde, *m* in der Mitte des Nomens allerdings seltener als ein *m* am Ende des Nomens, vgl. Niebuhr 2017).

³ Für die nachträgliche Belegannotation danken wir unseren Hilfskräften Anna Konovalova, Oskar Jabs und Nagehan Cetin.

Der kleine Datensatz enthält zusätzlich die manuelle Annotation nach Genus des Nomens, Wortbildung der Adjektive (Partizip – lexikalisiertes Partizip – kein Partizip), semantischer Klasse der Adjektive (eine Synthese aus Eichinger 1987, 1991; Trost 2006; Nübling 2011; Dudengrammatik 2016) sowie „und“-Test.

2.1.4 Auswahl an Ergebnissen

Ein erster Blick auf die Zahlen im großen Datensatz stärkt die Vermutung, dass ein Komma als Prädiktor ähnlich – wenn auch nicht so verlässlich⁴ – wirkt wie eine Konjunktion: Bei Koordination mit *und* wird das zweite Adjektiv in nur 5% der Belege schwach flektiert, bei Koordination mit Komma *aber* sind es 11%, bei Koordination mit Komma (ohne eine Konjunktion) 21% schwach flektierte zweite Adjektive; demgegenüber aber 65%, wenn Anzeichen für Koordination fehlen, also bei direkt aufeinanderfolgenden Adjektiven.

Der Prädiktor Komma bzw. Koordination soll nun nicht isoliert, sondern mithilfe von Regressionsanalysen⁵ im Zusammenspiel mit anderen Einflussgrößen analysiert werden. Im großen Datensatz wie im kleinen Datensatz ist der Faktor „Land“ relevant: Die Beobachtung von Peter (2013, S. 201), dass in der Schweiz eher stark flektiert wird, können wir bestätigen.

Der Unterschied zwischen der Schweiz und den übrigen Ländern wird besonders bei Nominalgruppen ohne Komma sichtbar. Im an die Schweiz angrenzenden Südwesten Deutschlands, aber auch in Thüringen und Sachsen gibt es ähnliche Tendenzen wie in der Schweiz.⁶ Nur am großen Datensatz ist in der Regressionsanalyse eine Entwicklung über die Jahrzehnte (1900 bis 2014)⁷ hin zur schwachen Flexion ablesbar ($p < 0.001$). Besonders in der Schweiz wird immer öfter schwach flektiert, es findet also eine Angleichung an Deutschland und Österreich statt.

⁴ Zu Grenzfällen zwischen Struktur (1) und Struktur (2) vgl. Moulin (2000, S. 87).

⁵ Prädiktoren im gemischten logistischen Regressionsmodell für den großen Datensatz: Konjunktion/Komma, inhaltliche Domäne, Land, Jahrzwanzigst, Silbenanzahl des zweiten Adjektivs, Frequenzklasse des ersten Adjektivs, *m* am Ende des Nomens, *m* in der Mitte des Nomens; Stamm des ersten Adjektivs als Zufallsfaktor (Intercept).

Prädiktoren im logistischen Regressionsmodell für den kleinen Datensatz: Land, „und“-Test-Ergebnis, Komma JA/NEIN, semantische Klasse des zweiten Adjektivs, Silbenanzahl des zweiten Adjektivs, Frequenz des ersten Adjektivs, *m* am Ende des Nomens, *m* in der Mitte des Nomens.

⁶ Beides wurde mit Assoziationsplots (vgl. Cohen 1980; Friendly 1992; Meyer/Zeileis/Hornik 2005) visualisiert.

⁷ Gut belegt sind allerdings nur die Jahre ab 1990.

Überraschend sind die Ergebnisse zur semantischen Klasse des zweiten Adjektivs im kleinen Datensatz: Im multifaktoriellen Modell treten nur Ordinalzahladjektive⁸ und (wesentlich weniger deutlich) Farbadjektive als schwach flektierend hervor (vgl. jedoch Schäfer 2017).

Abb. 1: Einflussgrößen zur Parallel-/Wechselflexion: geschätzte Koeffizienten. Positive Koeffizienten bedeuten eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für Wechselflexion.

ADJ2: zweites Adjektiv, ADJ1: erstes Adjektiv.

ADJ1: frequent: DeReWo-Frequenzklasse des ersten Adjektivs ≤ 8 (je häufiger das Lexem, desto niedriger die Frequenzklasse).

ADJ2: > 4 Silb.: Das zweite Adjektiv hat über 4 Silben (Flexionssuffix mitgerechnet).⁹

Nomen_m_Mitte, Nomen_m_Ende: *m* in der Mitte des Nomens bzw. *m* am Ende des Nomens.¹⁰

„und“-Test: Zwischen die beiden Adjektive lässt sich *und* oder etwas wie *d.h.*, *und zwar* einfügen.¹¹

Abbildung 1 zeigt geschätzte Koeffizienten aus einem logistischen Regressionsmodell¹² zum kleinen Datensatz. Je weiter ein Punkt von der senkrechten Mittellinie

⁸ Es handelt sich fast nur um Sportnachrichten (Muster: *nach gewonnenem ersten Satz, nach glücklichem zweiten Tor*).

⁹ Wie zu erwarten, ist diese Einflussgröße im großen Datensatz (ohne Umcodierung in einen binären Faktor) signifikant ($p < 0.001$).

¹⁰ Beide Einflussgrößen sind im großen Datensatz signifikant ($p < 0.001$).

¹¹ In den Originaldaten 4 Werte: 0 (es lässt sich nichts einfügen), 1 (es lässt sich *und* einfügen), 2 (es lässt sich *und zwar* o.Ä. einfügen), 3 (das Adjektiv wird nach einem Komma wiederholt). 1 und 2 sind hier zusammengeführt, 3 (ein Vorkommen) wurde nicht berücksichtigt.

¹² Alle Prädiktoren wurden hierfür in binäre Faktoren umcodiert.

(0) entfernt ist, desto stärker ist der Effekt. Nach links sind negative Koeffizienten abgetragen: Die Wahrscheinlichkeit für schwache Flexion des zweiten Adjektivs nimmt ab. Nach rechts sind positive Koeffizienten abgetragen, mit denen die Wahrscheinlichkeit für schwache Flexion steigt. Die waagerechten Linien stehen für 95%-Konfidenzintervalle.

Das Komma erlaubt also im gegebenen standardnahen Korpus recht gute Vorhersagen – solange man sich auf die Interpretation des Kommas als Koordinations- symptom einlässt.

2.2 Flexionsschwankungen nach Pronominaladjektiven

2.2.1 Einleitung

Das Flexionsverhalten von Adjektiven nach sogenannten Pronominaladjektiven wie *all-*, *solch-*, *welch-*, *einig-*, *sämtlich-*, *beid-*, *folgend-* und *ander-*, also Elementen, die sowohl Eigenschaften von Determinierern als auch von Attributen aufweisen, ist ein von der germanistischen Linguistik viel diskutiertes Problem.¹³ Die in Kontexten wie (3) und (4) auftretenden Schwankungen zwischen starker und schwacher Flexion (d.h. zwischen Parallelflexion und Wechselflexion) werden in der Literatur oft als Markiertheitsabbau gedeutet, der im Rahmen der voranschreitenden Tendenz zur Monoflexion diachron zum Verlust redundanter starker Flexive am Adjektiv führt.

- (3) a. **einiges** brauchbares Material
b. **einiges** brauchbare Material
- (4) a. **aller** guter Dinge
b. **aller** guten Dinge

Im Gegenwartsdeutschen führt dieser Sprachwandelprozess zu einem komplexen System sprachlicher Variation. Parallel- und Wechselflexion alternieren nicht beliebig, sondern es liegen abhängig von Typ und Form des Pronominaladjektivs von Fall zu Fall unterschiedliche Präferenzen für Parallel- bzw. Wechselflexion vor. Dabei treten die folgenden Variationsmuster auf (vgl. Wiese 2009). Zum einen

¹³ Zu den relevanten Entwicklungen im bzw. bis zum 20. Jahrhundert vgl. Paul (1919); Curme (1922); Behaghel (1923); Steche (1927); Wälterlin (1941); Törnqvist (1974); Solms/Wegera (1991); Voeste (2000); Schwerdt (2007); zum Gegenwartsdeutschen z.B. Ljungerud (1955); Dudengrammatik (1959, 2016); Zifonun et al. (1997); Marillier (2003); Sahel (2006); Wiese (2009).

kann nach ein und derselben Form eines bestimmten Pronominaladjektivs ein nachfolgendes Adjektiv starke oder schwache Flexion tragen:

- (5) a. manche **junge/jungen Männer** (Nom./Akk. Pl.)
 b. **mancher junger/jungen Männer** (Gen. Pl.)

Zum anderen kann man beobachten, dass nach unterschiedlichen Wortformen eines Pronominaladjektivs unterschiedliche Tendenzen zu starker bzw. schwacher Flexion am Adjektiv bestehen können. So wird bei *einig-* im Kontext Nom./Akk. Pl. ein nachfolgendes Adjektiv bevorzugt stark flektiert, während bei dem gleichen Pronominaladjektiv im Dat. Sg. Mask./Neutr. eine Tendenz zur Wechselflexion besteht:

- (6) a. einige **junge Männer** (Nom./Akk. Pl., stark)
 b. **einigem guten Willen** (Dat. Sg., schwach)

Schließlich können auch bei Vorliegen identischer Flexionsmerkmale abhängig von der Wahl des Pronominaladjektivs unterschiedliche Verteilungen von starken und schwachen Formen auftreten. Während nach dem Nom./Akk. Pl. von *welch-* das Adjektiv quasi obligatorisch schwach flektiert wird, besteht im Nom./Akk. Pl. von *ander-* eine Tendenz zur Parallelflexion:

- (7) a. welche **jungen Männer** (Nom./Akk. Pl., schwach)
 b. andere **junge Männer** (Nom./Akk. Pl., stark)

Die Beschreibung und theoretische Deutung dieser empirischen Befunde ist notorisch schwierig. So stellt die Dudengrammatik (1959, S. 209) fest, dass „die Störungen im Deklinationssystem eine übersichtliche Zusammenfassung in Gruppen nicht recht zulassen“. Als Durchbruch kann daher die Arbeit von Wiese (2009) gewertet werden, dem es auf der Basis einer Sichtung der einschlägigen Literatur erstmals gelingt, eine Systematisierung der Schwankungen zu formulieren.

2.2.2 Wiese (2009)

Wieses Ansatz liegt die Erkenntnis zugrunde, dass die Adjektivflexion nicht beliebig alterniert; vielmehr lassen sich beim Übergang von Parallelflexion zu Wechselflexion nach Pronominaladjektiven bestimmte Muster erkennen, die auf das Wirken der folgenden beiden Faktoren zurückgeführt werden können (vgl. auch Dudengrammatik 2016, S. 960 ff.):

- Lexembezogen: Je ähnlicher ein Pronominaladjektiv dem definiten Artikel ist, desto größer ist die Tendenz zur schwachen Flexion am Adjektiv;¹⁴
- Formbezogen: Der Übergang von starker zu schwacher Flexion erfolgt bevorzugt in markierten Flexionsformen (Markiertheitsabbau).¹⁵

Während der erste Faktor die Wahrscheinlichkeit beeinflusst, mit der nach einem bestimmten Pronominaladjektiv ein Adjektiv schwach flektiert wird, beschreibt der zweite Faktor den Weg, den die Ausbreitung der schwachen Flexion innerhalb eines Paradigmas nimmt – zunächst werden stärker markierte Formen wie Gen. Sg. Mask./Neutr. -s oder Dat. Sg. Mask./Neutr. -m verdrängt, zuletzt schwächer markierte wie Nominativ Pl. -e. Zusammen ergeben die beiden Faktoren das Bild in Tabelle 1, in dem sich der Übergang von starker zu schwacher Flexion nach Pronominaladjektiven in verschiedenen Stufen vollzieht (also nicht zufällig verläuft), die sich als verschiedene Flexionstypen systematisieren lassen (vgl. Wiese 2009, S. 186). Die Hierarchisierung der Zeilen (die verschiedene Flexionstypen repräsentieren) ist dabei abhängig von lexikalischen Eigenschaften der jeweiligen Pronominaladjektive. Pronominaladjektive, die weiter oben angesiedelt sind,

14 Um die Nähe eines Pronominaladjektivs zum Prototyp des definiten Artikels zu bestimmen, wendet Wiese eine Reihe von Tests an, die die Syntax und Semantik der Pronominaladjektive betreffen. Generell gilt dabei: Je geringer der deskriptive Bedeutungsgehalt eines Pronominaladjektivs, desto größer die Nähe zum Artikel. So handelt es sich bei *all-* um einen reinen Quantor, während *sämtlich-* zusätzlich noch ausdrückt, dass es sich um alle Mitglieder einer Teilgruppe von Elementen handelt. Bei *beid-* liegt eine Kombination aus Allquantor und dem Zahlbegriff ‚2‘ vor. Ein weiteres semantisches Kriterium wird aus dem Begriff der „Inklusivität“ abgeleitet. Dieser beruht auf der Beobachtung, dass sich Artikel und Allquantoren dahingehend ähnlich sind, dass sie (in einem bestimmten Kontext) auf eine Gesamtheit von Entitäten/Personen referieren können (im Gegensatz zu etwa Existenzquantoren), vgl. (i).

(i) Peter war gestern auf einer Hochzeitsfeier. Die/Alle Brautjungfern trugen Rot.

Auf der Basis dieser semantischen Kriterien schließt Wiese, dass Allquantoren in der Regel artikelähnlicher sind als Existenzquantoren. Ein syntaktischer Test leitet sich ab aus dem sogenannten „NP-Bildungskriterium“ von Zifonun et al. (1997, S. 1929). Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, ob sich das Pronominaladjektiv mit singularischen Individuativa zu einer vollständigen NP verbinden lässt. Wie in (ii) gezeigt, gilt dies zwar für typische Determinierer, aber nicht für das (relativ artikelähnliche) Element *all-*:

(ii) a. das/jedes Pferd
b. *alles Pferd

15 Nach Wiese (2009) ist die relative Markiertheit einer Flexionsform zum einen abhängig von ihrem Merkmalsgehalt (insbesondere der Kasushierarchie Genitiv > Dativ > Akkusativ > Nominativ) und zum anderen von der relativen konsonantischen Stärke des phonologischen Exponenten (-es > -em > -en > -er > -e).

stehen den Artikeln näher und lösen daher tendenziell eher schwache Flexion am nachfolgenden Adjektiv aus. Die Anordnung der Spalten ist abhängig von der relativen Markiertheit der Wortformen, die von links nach rechts zunimmt. Innerhalb eines Flexionstyps (d.h. einer Zeile) gilt, dass sich der Übergang von Parallel- zu Wechselflexion von rechts nach links vollzieht, d.h., der Markiertheitsabbau erfasst zunächst markierte Wortformen.

Tab. 1: Verteilung starker und schwacher Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven (nach Wiese 2009, S. 190)

	Nom./Akk. Pl. (-e/-en)	Gen. Pl. (-er/-en)	Nom. Sg. Mask. (-er/-e)	Dat./Gen. Sg. Fem. (-er/-en)	Nom./Akk. Sg. Neutr. (-es/-e)	Dat. Sg. Mask./ Neutr. (-em/-en)
<i>all</i>	schwach	schwach	schwach	schwach	schwach	schwach
<i>welch</i>	eher schwach	eher schwach	schwach	schwach	schwach	schwach
<i>sämtlich</i>	eher schwach	eher schwach	schwach	schwach	schwach	schwach
<i>beid</i>	eher schwach	eher schwach	NA	NA	NA	NA
<i>solch</i>	eher schwach	eher schwach	schwach	schwach	schwach	schwach
<i>manch</i>	eher schwach/ umstritten	eher schwach/ umstritten	schwach	schwach	schwach	schwach
<i>folgend</i>	eher stark	eher stark	schwach	schwach	schwach	schwach
<i>mehrer</i>	stark	eher stark	NA	NA	NA	NA
<i>einig</i>	stark	stark	eher stark/ umstritten	eher stark/ umstritten	schwach	schwach
<i>viel</i>	stark	stark	eher stark/ umstritten	eher stark/ umstritten	schwach	schwach
<i>wenig</i>	stark	stark	eher stark/ umstritten	eher stark/ umstritten	eher stark/ umstritten	schwach
<i>ander</i>	stark	eher stark	eher stark/ umstritten	eher stark/ umstritten	eher stark/ umstritten	schwach

Dieses Modell erlaubt es, die Beobachtungen aus der einschlägigen Literatur systematisch zu erfassen (der Eintrag „umstritten“ signalisiert, dass sich die von Wiese konsultierten Grammatiken/Beschreibungen nicht einig sind). Zwischen zwei Polen, in denen kaum oder gar keine Variation vorliegt (wie dem Nom./Akk. Pl. von *ander-* und dem Dat. Sg. Mask./Neutr. von *all-*) erfolgt ein gestaffelter Übergang von starken zu schwachen Endungen. Der Ansatz von Wiese macht dabei die folgenden Prognosen:

1. Innerhalb einer Spalte nimmt die Tendenz zu starker Flexion von oben nach unten zu.
2. Innerhalb einer Zeile nimmt die Tendenz zu starker Flexion von rechts nach links zu.

Wir haben bereits erwähnt, dass es sich bei der empirischen Grundlage von Wiese (2009) in erster Linie um Grammatiken bzw. einschlägige Forschungsliteratur handelt, deren Urteile allerdings nicht immer übereinstimmen („umstritten“ in Tab. 1). Um ein klareres Bild von den tatsächlichen Verhältnissen im Gegenwartsdeutschen zu bekommen, haben wir die Prognosen von Wieses Modell im Rahmen einer Korpusstudie überprüft.

2.2.3 Befunde der Korpusuntersuchung

Zunächst haben wir aus dem kleineren Teilkorpus (ca. 122 Mio. Tokens) 21.284 Belege für das Muster „Pronominaladjektiv–Adjektiv (≠Superlativ¹⁶)–Nomen“ extrahiert, durchgesehen und manuell für weitere Informationen wie starke vs. schwache Flexion, Flexionsmerkmale und Kasusregent annotiert.¹⁷ Für Wortformen, die in diesem kleineren Teilkorpus nicht oder nur in zu geringer Zahl auffindbar waren, haben wir zusätzlich Daten aus dem ca. 7 Mrd. Tokens umfassenden Ausschnitt aus DEREKO nacherhoben.¹⁸ Die Befunde sind in Tabelle 2 zusammengefasst. Es lässt sich bereits auf den ersten Blick erkennen, dass die auf Korpusbefunden

¹⁶ Der Superlativ wurde ausgeschlossen, um bei der Suche nach der Form *aller* keine Fehlbelege der Form *das aller schönste Ferienerlebnis* zu erhalten.

¹⁷ In Fällen, in denen die Belegzahl die Schwelle von 500 Beispielen deutlich überstieg, haben wir mindestens 300 Belege gesichtet und das Ergebnis auf die Gesamtheit der Daten hochgerechnet.

¹⁸ Dabei handelte es sich um folgende Fälle: *manch-/viel-/welch-/wenig-* (Nom. Sg. Mask., stark/schwach), *einig-/manch-/viel-/welch-/wenig-* (Dat. Sg. Fem., stark/schwach), *viel-* (Nom./Akk. Sg. Neutr., schwach; Dat. Sg. Mask./Neutr., stark/schwach), *wenig-* (Dat. Sg. Mask./Neutr., stark/schwach) sowie *folgend-* (Gen. Pl., stark/schwach).

basierende Tabelle nicht mehr die Unsicherheiten aufweist, die bei Wiese auf die unterschiedlichen Einschätzungen verschiedener Grammatiken zurückgehen („umstrittene“ Positionen).¹⁹

Tab. 2: Anteil starker Flexionsformen nach Markiertheit der Flexionsendung und Pronominaladjektiv (Ausschnitt aus DEREKo)

	Nom./Akk. Pl. (-e/-en)	Gen. Pl. (-er/-en)	Nom. Sg. Mask. (-er/-e)	Dat./Gen. Sg. Fem. (-er/-en)	Nom./Akk. Sg. Neutr. (-es/-e)	Dat. Sg. Mask./ Neutr. (-em/-en)
<i>all</i>	1%	5%	58%	13%	1%	5%
<i>welch</i>	6%	0%	4%	4%	4%	0%
<i>sämtlich</i>	24%	88%	93%	85%	71%	9%
<i>beid</i>	33%	49%	NA	NA	NA	NA
<i>solch</i>	8%	42%	91%	36%	64%	11%
<i>manch</i>	56%	82%	12%	24%	5%	0%
<i>folgend</i>	86%	98%	97%	68%	65%	12%
<i>mehrer</i>	99%	99%	NA	NA	NA	NA
<i>einig</i>	99%	98%	100%	96%	79%	14%
<i>viel</i>	99%	98%	NA	100%	54%	21%
<i>wenig</i>	100%	100%	100%	100%	100%	40%
<i>ander</i>	99%	98%	100%	99%	95%	23%

¹⁹ Allerdings muss angemerkt werden, dass Fälle, in denen starke und schwache Flexion annähernd gleich verteilt sind (wie der Gen. Pl. von *beid*-), weiterhin schwierig zu interpretieren sind.

In Übereinstimmung mit Wiese (2009) lösen Pronominaladjektive wie *all-* und *welch-*, die nach allgemeiner Auffassung Determinierern ähnlich sind, überwiegend schwache Flexion an einem nachfolgenden Adjektiv aus, wobei ein deutlicher Kontrast zu anderen Pronominaladjektiven vorliegt (insbesondere am unteren Tabellenende dominiert starke Flexion am Adjektiv). Ebenfalls im Einklang mit Wiese (2009) erweist sich die Merkmalskombination Dat. Sg. Mask./Neutr. als bevorzugtes Einfallstor für die schwache Flexion. Wesentlich auffälliger sind allerdings die Abweichungen von der nach Wiese (2009) erwarteten Verteilung der Flexionsvarianten. Generell treten mehr starke Endungen auf, d.h., das Niveau der starken Formen liegt insgesamt wesentlich höher als prognostiziert. Zudem zeigt sich im Übergangsbereich nicht der erwartete gestaffelte bzw. stufenförmige Anstieg der starken Endungen von rechts unten nach links oben. Stattdessen erscheint im mittleren Bereich der Markiertheitsskala ein „Berg“, d.h. eine Häufung starker Endungen, insbesondere im Zusammenhang mit Nom. Sg. Mask. (-*er/-e*) (mit der Ausnahme von *welch-*). Diese etwas überraschenden Ergebnisse der Korpusstudie werfen eine Reihe von Fragen auf. Im weiteren Verlauf wollen wir uns vor allem mit den folgenden beiden Problemen befassen:

1. Wie lässt sich das im Vergleich zu Wiese (2009) insgesamt höhere Niveau starker Endungen interpretieren?
2. Inwiefern lassen sich die Korpusbefunde mit Wieses (2009) Annahme eines gestaffelten Markiertheitsabbaus vereinbaren?

Der Erklärungsansatz, den wir dabei verfolgen wollen, basiert auf der Annahme, dass die Abweichungen von der erwarteten Verteilung der Reflex eines noch nicht abgeschlossenen Sprachwandelprozesses sind, der in Teilen der Ausbreitung der schwachen Flexion entgegenläuft.

2.2.4 Sprachwandel?

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die Beobachtung, dass die Datengrundlage von Wiese (2009) in erster Linie aus grammatischen Beschreibungen des Deutschen in der Mitte des 20. Jahrhunderts besteht (wie Wälterlin 1941; Ljungestrud 1955; Dudengrammatik 1959; Hansen 1963; Pfeffer/Linder 1984). Darauf aufbauend möchten wir die Hypothese vertreten, dass Wieses Analyse zwar eine zutreffende Beschreibung dieses (historischen) grammatischen Systems liefert, dass aber aufgrund von relativ rezenten (und noch nicht abgeschlossenen) Sprachwandelprozessen eine Anpassung des Modells nötig ist. Um diese Annahme zu stützen, haben wir eine Korpusstudie im historischen Korpus HIST durchgeführt, das Texte von 1700 bis etwa 1918 umfasst (Schwerpunkt: 19. Jahrhundert). Für

unsere Untersuchungen haben wir einen ca. 30 Mio. Tokens umfassenden Teil von HIST geparkt und mit zusätzlichen morphosyntaktischen Annotationen versehen. Die Ergebnisse der Untersuchung sind in Tabelle 3 abgelegt.

Tab. 3: Anteil starker Flexionsformen nach Markiertheit der Flexionsendung und Pronominaladjektiv (Untersuchungskorpus HIST)

	Nom./Akk. Pl. (-e/-en)	Gen. Pl. (-er/-en)	Nom. Sg. Mask. (-er/-e)	Dat./Gen. Sg. Fem. (-er/-en)	Nom./Akk. Sg. Neutr. (-es/-e)	Dat. Sg. Mask./ Neutr. (-em/-en)
<i>all</i>	24% (878/3646)	<1% (9/1280)	14% (8/57)	1% (11/807)	<1% (2/308)	3% (7/217)
<i>welch</i>	58% (130/225)	0% (0/8)	0% (0/48)	2% (3/147)	0% (0/64)	2% (2/107)
<i>sämtlich</i>	64% (29/45)	33% (6/18)	NA	NA	NA	NA
<i>beid</i>	81% (59/73)	33% (9/27)	NA	NA	NA	NA
<i>solch</i>	88% (540/613)	18% (35/199)	50% (6/12)	9% (14/157)	37% (7/19)	4% (3/73)
<i>manch</i>	93% (187/202)	18% (9/51)	17% (19/111)	1% (1/89)	5% (8/153)	3% (2/68)
<i>folgend</i>	100% (53/53)	NA	60% (3/5)	50% (7/14)	15% (3/20)	8% (1/13)
<i>mehrer</i>	99% (356/358)	50% (37/74)	NA	NA	NA	NA
<i>einig</i>	99% (1219/1222)	38% (67/177)	NA	44% (8/18)	46% (6/13)	9% (1/11)
<i>viel</i>	99% (947/958)	45% (101/224)	NA	78% (7/9)	75% (3/4)	6% (1/17)
<i>wenig</i>	100% (89/89)	70% (7/10)	NA	NA	100% (1/1)	NA
<i>ander</i>	99% (610/618)	76% (145/190)	100% (4/4)	92% (11/12)	100% (6/6)	27% (3/11)

Aufgrund des im Vergleich zu den anderen verwendeten Korpora relativ geringen Umfangs von HIST sind die Belegzahlen zum Teil recht klein (in Klammern hinter

den Prozentzahlen); zudem gibt es insbesondere bei den markierteren/selteneren Merkmalskombinationen mehr Lücken in der Tabelle. Dennoch ist es augenfällig, dass die Resultate besser in Einklang stehen mit den Prognosen von Wiese (2009) als die Befunde zur Gegenwartssprache. Es liegt insgesamt ein geringerer Anteil starker Endungen vor; auch der gestaffelte, stufenförmige Verlauf des Übergangs von starker zu schwacher Flexion ist wesentlich besser erkennbar. Allerdings ist bereits in den Daten aus HIST in Ansätzen der „Berg“ im Bereich Nom. Sg. Mask. erkennbar, der im Gegenwartsdeutschen noch stärker zutage tritt.

Ein Vergleich der beiden Studien zeigt, dass man im Bereich der Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven offenbar zwei (teilweise) gegenläufige Sprachwandelprozesse unterscheiden muss. Dem Markiertheitsabbau vor allem im Bereich Dat. Sg. Mask./Neutr. steht eine generelle Ausbreitung der starken Flexion nach Pronominaladjektiven entgegen (vgl. bereits van Dam 1963, S. 280 f.). Bei letzterer Entwicklung handelt es sich offenbar um einen rezenten Sprachwandelprozess, der möglicherweise erst in den letzten 50 bis 100 Jahren Fahrt aufgenommen hat und in den von Wiese konsultierten Grammatiken aus der Mitte des 20. Jahrhunderts noch nicht registriert wurde. Zusammengenommen scheinen diese beiden Prozesse das Flexionsverhalten in Kombinationen aus Pronominaladjektiv + Adjektiv an das Flexionsverhalten in Adjektivreihungen anzupassen (möglicherweise handelt es sich also um einen analogischen Sprachwandel): Wechselflexion erfolgt in erster Linie im Kontext Dat. Sg. Mask./Neutr.; in allen anderen Fällen liegt eine Tendenz zur Parallelflexion vor. Eine Ausnahme bilden die Pronominaladjektive *all-* und *welch-*, die den Determinierern nahestehen und daher in der Regel Wechselflexion auslösen. Auffällig ist ferner, dass die Ausbreitung der starken Flexion im Kontext Nom. Sg. Mask. besonders stark fortgeschritten ist. Dies kann als Hinweis darauf verstanden werden, dass es sich hierbei um den unmarkierten Fall (unmarkierte Merkmalskombination + relativ leichtes Flexiv *-er/-e*) handelt und dass diachron die Verteilung der (starken) Endungen im Sinne der Markiertheithierarchie neu geordnet wird – bereits Wiese (2009, S. 187) stellt fest, dass in unmarkierten Positionen des Paradigmas die Verdrängung der schwachen durch die starke Flexion am wahrscheinlichsten ist. Um die Ausbreitung der starken Flexion auf diese Weise zu erfassen, ist es allerdings erforderlich, das Modell von Wiese an die empirischen Befunde anzupassen. Diese Modifikation ist zurzeit in Arbeit und soll Eingang finden in die Grammatik des Deutschen, die gegenwärtig im Rahmen des Projekts „Korpusgrammatik“ am IDS entsteht.

3 Zusammenfassung

Die Stark/schwach-Alternation der Adjektivflexion wird von mehreren Faktoren beeinflusst, deren Zusammenspiel komplexe Muster sprachlicher Variation hervorbringt. Die beiden Endpunkte des Kontinuums sind zum einen die Kombination aus flektiertem Determinierer + Adjektiv, bei der ausschließlich Wechselflexion (stark/schwach) vorliegt. Am anderen Ende der Skala liegen Adjektivreihungen (ohne Determinierer), die in der Regel Parallelflexion (stark/stark) zeigen. Die Ausnahme bildet die markierte Kombination Dat. Sg. Mask./Neutr., bei der die Wechselflexion auch bei Adjektivfolgen ohne Determinierer in Deutschland und in Österreich die häufigste Variante darstellt. Dabei haben wir im Rahmen eines explorativen korpusbasierten Zugangs zunächst weitere Einflussgrößen identifiziert, die auf die Wahl zwischen Parallel- und Wechselflexion wirken. Zwischen den o.g. Polen bewegen sich Pronominaladjektive. Hier ist die Wahl zwischen starker und schwacher Flexion an nachfolgenden Adjektiven abhängig von (i) Eigenschaften des Pronominaladjektivs (Nähe zum Artikel) und (ii) Eigenschaften der Flexionsform (relative Markiertheit), vgl. Wiese (2009). Wir haben in diesem Beitrag gezeigt, dass sich im Gegensatz zur herrschenden Meinung die Parallelflexion (stark/stark) in diesem Kontext ausbreitet. Dies kann so gedeutet werden, dass sich das Flexionsverhalten in Fügungen aus Pronominaladjektiv und Adjektiv an die Gegebenheiten bei Adjektivreihungen ohne Determinierer bzw. bei Kombinationen aus Determinierer und Adjektiv (*welch-* und *all-*) angleicht. Der Markiertheitsabbau ist (analog zu Adjektivreihungen) primär auf den Kontext Dat. Sg. Mask./Neutr. beschränkt.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1782/2010): Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache. Zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Aachen. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:s2w-568> (Stand: 12.12.2017).
- Behaghel, Otto (1923): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. I: Die Wortklassen und Wortformen. A: Nomen. Pronomen. Heidelberg.
- Belica, Cyril et al. (2012): DeReWo. Korpusbasierte Grund-/Wortformenlisten. Derewo-v-ww-bll-320000g-2012-12-31-1.0. Internet: www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/methoden/derewo.html (Stand: 26.7.2017).
- Berk, Richard A./Freedman, David A. (2009): Statistical assumptions as empirical commitments. In: Collier, David/Sekhon, Jasjeet S./Stark, Philip B. (Hg.): Statistical models and causal inference. A dialogue with the social sciences. Cambridge, S. 23–44.
- Berk, Richard/Brown, Lawrence/Zhao, Linda (2010): Statistical inference after model selection. In: Journal of Quantitative Criminology 26, S. 217–236.

- Bubenhofer, Noah/Konopka, Marek/Schneider, Roman (2014): Präliminarien einer Korpusgrammatik. (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 4). Tübingen. [Unter Mitarbeit von Caren Brinckmann, Katrin Hein und Bruno Strecker].
- Cohen, Ayala (1980): On the graphical display of the significant components in two-way contingency tables. In: *Communications in Statistics. Theory and Methods* 9, 10, S. 1025–1041. DOI: 10.1080/03610928008827940.
- Curme, George O. (1922): *A grammar of the German language*. 2., überarb. Aufl. New York.
- Dudengrammatik (1959) = Dudenredaktion (1959) (Hg.): *Der große Duden*. Bd. 4: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Völlig neu bearb. Aufl. Mannheim.
- Dudengrammatik (2016) = Dudenredaktion (2016) (Hg.): *Duden – Deutsche Sprache in 12 Bänden*. Bd. 4: *Die Grammatik*. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 9., vollst. überarb. u. akt. Aufl. Berlin.
- Eichinger, Ludwig M. (1987): Die Adjektive auf *-isch* und die Serialisierungsregeln in deutschen Nominalgruppen. In: Brekle, Herbert E./Asbach-Schnitker, Brigitte/Roggenhofer, Johannes (Hg.): *Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik*. Festgabe für Herbert E. Brekle zum 50. Geburtstag. (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 284). Tübingen, S. 155–176.
- Eichinger, Ludwig M. (1991): Ganz natürlich – aber im Rahmen bleiben. Zur Reihenfolge gestufter Adjektivattribute. In: *Deutsche Sprache* 4, S. 312–329.
- Friendly, Michael (1992): Graphical methods for categorical data. In: *SAS SUGI 17 Conference*, April 1992. Internet: www.math.yorku.ca/SCS/sugi/sugi17-paper.html (Stand 25.1.2017). [Referat auf der SAS SUGI 17 Conference, April 1992].
- Gallmann, Peter (2016): Die m-Verschöpfung. Zum Abbau der starken Deklinationsendung *-em*. Internet: www.personal.uni-jena.de/~x1gape/Wort/Wort_NP_m_Schwaeche.pdf (Stand: 21.12.2016).
- Hansen, Thorolf (1963): Zur Flexion der Adjektive nach Pronominaladjektiven in der deutschen Literatursprache nach 1945. In: *Deutschunterricht für Ausländer* 1, S. 129–137.
- Heuer, Walter/Flückiger, Max/Gallmann, Peter (2017): *Richtiges Deutsch*. Vollständige Grammatik und Rechtschreiblehre. 32. Aufl. Zürich.
- Kubczak, Jacqueline (2015): *Mit echtem bayerischem Senf oder mit echtem bayerischen Senf?* – Flexion bei artikellosen Folgen von Adjektiven (aus „Grammatik in Fragen und Antworten“). In: *Sprachreport* 31, 3, S. 22–27. Internet: https://ids-pub.bsz-bw.de/files/4257/Kubczak_Mit_echtem_bayerischem_2015_3.pdf (Stand: 21.12.2016).
- Kupietz, Marc et al. (2010): The German reference corpus DeReKo. A primordial sample for linguistic research. In: Calzolari, Nicole et al. (Hg.): *Proceedings of the Seventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC '10)*. Valletta, S. 1848–1854.
- Ljungerud, Ivar (1955): *Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900*. Lund/Kopenhagen.
- Marillier, Jean-Francois (2003): Die Deklination der Determinative und Adjektive. Stellungsprinzip vs. Klassenprinzip. In: Baudot, Daniel/Behr, Irmtraud (Hg.): *Funktion und Bedeutung. Modelle einer syntaktischen Semantik des Deutschen*. Festschrift für Francois Schanen. (= *Eurogermanistik* 20). Tübingen, S. 75–94.
- Meyer, David/Zeileis, Achim/Hornik, Kurt (2005): The Strucplot framework. Visualizing multi-way contingency tables with vcd. Internet: <http://epub.wu.ac.at/480/> (Stand: 25.1.2017).
- Moulin, Claudine (2000): Varianz innerhalb der Nominalgruppenflexion. Ausnahmen zur sogenannten Parallelflexion der Adjektive im Neuhochdeutschen. In: *Germanistische Mitteilungen* 52, S. 73–97.

- Niebuhr, Astrid (2017): Mit einem stetigem Anstieg. Variation in der Adjektivflexion. In: 39. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft: Informatik & sprachliche Kodierung. 8.–10. März 2017, Universität des Saarlandes. Saarbrücken.
- Nübling, Damaris (2011): Unter großem persönlichem oder persönlichen Einsatz? Der sprachliche Zweifelsfall adjektivischer Parallel- vs. Wechselflexion als Beispiel für aktuellen grammatischen Wandel. In: Köpcke, Klaus-Michael/Ziegler, Arne (Hg.): Grammatik. Lehren, Lernen, Verstehen. Zugänge zur Grammatik des Gegenwarts-deutschen. (= Germanistische Linguistik 293). Berlin, S. 175–195. Internet: <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/38277> (Stand: 21.12.2016).
- Paul, Hermann (1919): Deutsche Grammatik. Bd. 3/Teil 4: Syntax (1. Hälfte). Halle (Saale).
- Peter, Klaus (2013): Steuerungsfaktoren für Parallel- und Wechselflexion in Adjektivreihungen. In: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 4, 1, S. 186–204. Internet: <https://www.degruyter.com/downloadpdf/j/jbgsg.2013.4.issue-1/jbgsg-2013-0012/jbgsg-2013-0012.xml> (Stand: 12.1.2017).
- Pfeffer, J. Alan/Linder, Beth (1984): The inflection of adjectives after indefinites in written and spoken German. In: Pfeffer, J. Alan (Hg.): Studies in descriptive German grammar. (= Studies in Descriptive Linguistics 12). Heidelberg, S. 135–162.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2018): Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Mannheim. Internet: www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_Regeln_2016_redigiert_2018.pdf (Stand: 28.3.2018).
- Sahel, Said (2006): Die Variation der Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven und einige ihrer Determinanten. Eine empirische Untersuchung. In: Deutsche Sprache 33, S. 355–381.
- Schäfer, Roland (2017): Parallel- und Wechselflexion in obliquen Adjektivreihen – eine empirische Vervollständigung. Vortrag am Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, 31.5.2017.
- Schmid, Helmut (1995): Improvements in part-of-speech tagging with an application to German. In: Proceedings of the EACL SIGDAT-Workshop. Dublin, S. 47–50.
- Schmid, Helmut/Fitschen, Arne/Heid, Ulrich (2004): SMOR. A German computational morphology covering derivation, composition, and inflection. In: Lino, Maria T. et al. (Hg.): Proceedings of the IVth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2004). Paris, S. 1263–1266.
- Schwerdt, Judith (2007): Die Flexion des attributiven Adjektivs im Mittelhochdeutschen. In: Sprachwissenschaft 32, S. 77–97.
- Selvin, Hanan C./Stuart, Alan (1966): Data-dredging procedures in survey analysis. In: The American Statistician 20, 3, S. 20–23.
- Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter (1991): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Bd. 6: Flexion der Adjektive. Heidelberg.
- Steche, Theodor (1927): Die neuhochdeutsche Wortbiegung unter besonderer Berücksichtigung der Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert. Bd. 1: Die Wortklassen. Die Beugung. Breslau.
- Törnqvist, Nils (1974): Zur Geschichte der deutschen Adjektivflexion. In: Neuphilologische Mitteilungen 75, S. 317–331.
- Trost, Igor (2006): Das deutsche Adjektiv. Untersuchungen zur Semantik, Komparation, Wortbildung und Syntax. (= Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 19). Hamburg. [Diss. Passau 2005].
- van Dam, J. (1963): Handbuch der deutschen Sprache. Bd. 2: Wortlehre. Groningen.
- Voeste, Anja (2000): Varianz und Vertikalisierung. Zur Normierung der Adjektivdeklinations in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Amsterdam.

Wälterlin, Kurt (1941): Die Flexion des Adjektivs hinter Formwörtern in der neueren deutschsprachigen Presse. Zürich.

Wiese, Bernd (2009): Variation in der Flexionsmorphologie. Starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 166–194.

Zifonun, Gisela et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.

Robert Dorschel/Jutta Allmendinger (Berlin)

Über die sozialen Fesseln unserer Sprache

Abstract: Der Sprachwissenschaft und der Soziologie eröffnen sich angesichts der Digitalisierung vielversprechende Räume zur produktiven Zusammenarbeit. In unserem Beitrag zeigen wir, dass eine sozialstrukturelle Perspektive auf die Online-Kommunikation neue Erkenntnisse über das Verhältnis von sprachlichem Kapital und sozialer Ungleichheit generieren kann. In Teilen der Sozialtheorie dominiert die Auffassung, dass die sprachliche Praxis ein überwiegend eigendynamisches, von sozialstrukturellen Determinanten weitestgehend unabhängiges System sei. Für ein umfassendes Verständnis der neuen digitalen Interaktionssphären erscheint jedoch eine systematische Berücksichtigung lagebedingter sprachlicher Fähigkeiten notwendig. Der Beitrag wird dies am Beispiel sozialer Medien veranschaulichen.

1 Einleitung

Der Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft wird zunehmend wichtiger. So ist der Diskurs über gendergerechte Sprache längst kein rein universitäres Phänomen mehr: Er durchzieht die Betriebsflure der Ministerien, die Hütten der Metallindustrie, die Wirtshäuser auf dem Land und die Kommentarspalten der sozialen Netzwerke. Sprache ist zu einem gesamtgesellschaftlichen Gegenstand der reflexiven Moderne geworden. Die wiederholten Mahnungen des Bundespräsidenten und des Bundesverfassungsgerichts 2018 machen das sehr deutlich.

Sprache wird in der Öffentlichkeit und in der Wissenschaft immer öfter als eigenständige (Re-)Produktionsinstanz von Macht und sozialer Ungleichheit betrachtet. Diese Perspektive wurde lange vernachlässigt, ermöglicht aber große Erkenntnisgewinne. In unserem Beitrag machen wir am Beispiel der Digitalisierung eine wissenschaftliche Herangehensweise stark, die die Verschränkung von Sprache und Gesellschaft unter der Berücksichtigung ungleich verteilter sprachlicher Kompetenzen untersucht. Die Rede ist von *sozialstrukturellen Determinanten des sprachlichen Kapitals in der Online-Kommunikation*. Bisher werden die Lebenslagen der Sprechenden, so erscheint es uns, bei den neu entstandenen digitalen Kommunikations- und Interaktionsräumen nur am Rande thematisiert.

Seit Langem wissen wir, dass insbesondere in Deutschland sprachliche Fähigkeiten eng mit sozialstrukturellen Faktoren zusammenhängen. Zuletzt zeigte dies die IGLU-Studie: Die Lesekompetenz von Grundschulkindern ist sehr stark an den soziokulturellen Hintergrund der Eltern geknüpft. Grundschulkindern, deren Eltern überdurchschnittlich viele Bücher besitzen und einen höher qualifizierten Beruf ausüben, können deutlich besser lesen und mit Texten umgehen als Kinder aus Familien mit wenigen Büchern und von Eltern in einfachen Berufen (Hufmann et al. (Hg.) 2017, S. 21). Über die letzten 15 Jahre sind die Unterschiede zwischen den leistungsstärksten und -schwächsten Grundschulkindern zudem größer geworden (ebd., für einen Literaturüberblick siehe Allmendinger/Nikolai/Ebner 2018).

Spiegeln sprachliche Fähigkeiten auch im neuen digitalen „Informationsraum“ (Boes/Kämpf 2010, S. 20) eine Rolle? Sind auch hier sozialstrukturelle Prägungen erkennbar? Im Abgleich mit anderen theoretischen Ansätzen wird im Folgenden insbesondere die Sozialtheorie von Pierre Bourdieu herangezogen, um zu verdeutlichen, dass die sprachliche Praxis zum einen als eigenständige (Re-)Produktionsinstanz und zum anderen als (Re-)Produktionsmedium von sozialer Ungleichheit zu durchleuchten ist. Denn soziale Ungleichheit wird nicht nur innerhalb (digitaler) Kommunikationspraktiken produziert, sondern strukturiert Interaktion und Kommunikation bereits durch unterschiedliche habituelle Hintergründe. Dieser analytische Standpunkt korrespondiert mit der Auffassung, dass digitale Ungleichheit nur verstanden werden kann, wenn man die Ungleichheit zwischen den Akteuren erfasst (DiMaggio/Hargittai 2001, S. 8).

In diesem Beitrag wird zunächst anhand eines literarischen und eines sozialtheoretischen Beispiels betrachtet, welchen Stellenwert die sozialstrukturelle Lage für die sprachliche Kompetenz hat. Als literarische Vorlage dient uns das 1836 verfasste Dramenfragment „Woyzeck“ von Georg Büchner, mit dessen Hilfe wir veranschaulichen, was soziale Lage, Erbsen und Sprache miteinander gemein haben. Als sozialtheoretischen Zugang nutzen wir poststrukturalistische und sozialkonstruktivistische Ansätze, um den komplexen Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft zu erklären. In beiden Fällen wird die Rekonstruktion der Verbindungslinien eher holzschnittartig ausfallen. Anschließend wenden wir uns den sozialen Medien zu und zeigen, dass die gesellschaftliche Kommunikation durch die Digitalisierung grundlegend verändert wird. Wir schließen den Beitrag mit konzeptionellen Überlegungen, welche die Bedeutung eines sozialstrukturellen Zugangs zur digitalen kommunikativen Praxis theoretisch und empirisch verdeutlichen und zu einer stärkeren Zusammenarbeit zwischen Sprachwissenschaften und Soziologie aufrufen.

2 Sprache und Gesellschaft

2.1 Erbsen, Sprache und Herrschaft

Was haben Erbsen mit Sprache zu tun? Wenn wir die Sozialfigur des Woyzeck betrachten, eine ganze Menge. Georg Büchner zeigt mit dem Drama „Woyzeck“, dass bestimmte Merkmale von Menschen nicht essenzialistisch aus diesen selbst hervorgehen, sondern ihre Fähigkeiten durch die sozialen Verhältnisse und Relationen geprägt werden. Das gilt auch für die sprachliche Ausdrucksweise und Selbstwahrnehmung von Menschen. Büchner konturiert in seinem Stück das unheilvolle Wechselspiel zwischen der sozioökonomischen Position des einfachen Soldaten Woyzeck, den übermächtigen Institutionen, den erbarmungslosen gesellschaftlichen Wertesystemen und entfremdeten Mitmenschen. Er beschreibt, wie sich gesellschaftliche Strukturen in den Körper und Geist des Woyzeck einschreiben. Die gesundheitlichen Schäden infolge der experimentellen Erbsendiät des Doktors, die konstanten Erniedrigungen durch den Hauptmann, die Stigmatisierungen aufgrund seines unehelichen Liebeslebens und schließlich der drohende Treueverlust seiner geliebten Marie lassen Woyzeck die Bluttat begehen und ihn seine Geliebte umbringen. Nicht eine vermeintlich heimtückische Natur, sondern seine Klassenlage und die damit in Wechselwirkung stehende Lebenswelt treiben Woyzeck in den Wahnsinn. Seine Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, sein ganzer Habitus, sind zutiefst strukturiert durch die Gesellschaft. Ein Habitus, der bewirkt, dass Woyzeck sich barbarisch gegen die Gesellschaft selbst wendet.

Büchner verbindet seine Einsichten in die sozialen Mechanismen seiner Zeit mit einem tiefen Verständnis für die Wirkmächtigkeit der Sprache. So ist Woyzeck einer der ersten Protagonisten des deutschen Dramas, der aus sehr einfachen Verhältnissen kommt. Vorher entstammten die zentralen Figuren der Literatur stets dem Adel oder dem Bürgertum. Plötzlich stehen nun einfache Charaktere auf der Bühne. Ihre Sätze sind grammatikalisch inkorrekt, sie geben umgangssprachliche Wort- und Satzverknappungen von sich. Büchner lässt mit Woyzeck und Marie die Subalternen sprechen und verschafft so jenen Gehör, die bisher nicht zu Wort kamen.

Der Sprache der sozialen Unterschicht wird die Sprache der Wissenschaft und des hochrangigen Militärs gegenübergestellt. Büchner verdeutlicht so den Zusammenhang zwischen Sprache, Subjektivierung und Macht. Er zeigt auf, dass sogenannte einfache Leute oftmals gar nicht die sprachlichen Fähigkeiten besitzen, um die Herrschenden, und somit auch den herrschenden Diskurs, sprachlich effektiv mit ihren Anliegen und Gedankengängen zu konfrontieren. Die Tragödie des Woyzeck offenbart damit die sprachlichen sozialen Fesseln, die eine Gesellschaft einem Individuum auferlegen kann.

2.2 Sprache und Sozialtheorie

Sprache und Sozialwissenschaft stehen nicht erst seit der Ausbreitung digitaler Technologien in einer engen Beziehung. Mit dem *linguistic turn*, der spätestens mit Jürgen Habermas in den Sozialwissenschaften vollzogen wurde, hielt die Sprache Einzug in die Sozial- und Gesellschaftstheorie. In der Sprache wähnt Habermas das Potenzial verständnisorientierter Kommunikation, um unter spezifischen Voraussetzungen einen deliberativen Diskurs zwischen Sprechenden hervorzubringen (Honneth 1999, S. 237). Die sprachliche Interaktion zwischen Menschen eigne sich, um die in Zweifel geratenen Versprechen der Aufklärung kommunikativ zu reaktivieren (Habermas 1981, S. 460).

Die neue Theorieschule des Poststrukturalismus, welche sich über zahlreiche Disziplinen erstreckt, hebt die Sprache unter einem anderen Blickwinkel hervor. Ausgangspunkt ist Ferdinand de Saussures strukturalistische Sprachtheorie. Sprache bzw. sprachliche Zeichen werden hier nicht als Abbild einer den äußeren, nichtsprachlichen Entitäten anhaftenden Realität verstanden, sondern erhalten ihre Bedeutung aus den Relationen bzw. Differenzen zueinander (Saussure 2011). Sprache wird als System begriffen. Ab den 1960er-Jahren wurden diese strukturalistischen Überlegungen von Sozial- und Geisteswissenschaftlern breit aufgegriffen. Der prominenteste Vertreter dürfte der Franzose Michel Foucault sein. Mit dem Konzept des Diskurses postuliert Foucault, dass Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata von Menschen durch machtdurchtränkte Wissensordnungen hervorgebracht werden, die sich stets sprachlich manifestieren (Foucault 1981). Gleichzeitig betont Foucault, dass jeder Diskurs ein strukturiertes Eigenleben führe und sich dessen Logik und Sinn (trotz Äußerungsmodalitäten) nicht aus den sozialstrukturellen Positionen der Sprechenden ableiten ließen (Diaz-Bone 2002). Diskurse bergen eine eigene Ordnung, eine Strukturierung: Sie enthalten eine „Menge von an unterschiedlichen Stellen erscheinenden, verstreuten Aussagen, die nach demselben Muster oder Regelsystem gebildet worden sind“ (Keller 2011, S. 46). Diese scheinbar übersozialen Formationsregeln, welche jedem Diskurs innewohnen, wirken als eine Regulierung von Äußerungen; sie bestimmen, was gesagt und was nicht gesagt wird. Foucault und die Vertreter des Poststrukturalismus weisen also darauf hin, dass die vorhandenen sprachlichen Kategorien vorgeben, was überhaupt denkbar ist (Jäger 2001, S. 91). Trotz wohlgepflegter Distinktion zu Habermas' Diskurstheorie eint beide Ansätze, dass sie die sprachliche Praxis als eigendynamische Instanz ansehen.

Andere Kultur- und Geisteswissenschaftler konzeptualisierten Sprache in noch radikalerem Ausmaß als das fundamentale Strukturprinzip des Sozialen (siehe Butler 1991; Derrida 1983). Solche Theorieprogramme legen nahe, Sprache ausschließlich als (Re-)Produktionsinstanz und nicht als (Re-)Produktions-

medium von sozialer Ungleichheit und Herrschaft zu analysieren. Diese Herangehensweise an Sprache vernachlässigt aber die Positionen der Sprechenden von Diskursen, ihre sozialstrukturellen Hintergründe und damit verbundenen Interessenslagen.

Diese Forschungsausrichtung wurde von Sozialwissenschaftlern mit sozialstrukturellem Hintergrund kritisiert. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu rügte das Konzept des Diskurses von Foucault für seine fehlende sozialstrukturelle Erdung (Bourdieu 1998, S. 58). Laut Bourdieu muss eine Analyse immer die sozialen Strukturen der Produzentinnen der Sprache und Diskurse berücksichtigen:

So tritt schließlich der Begriff sprachliches Kapital an die Stelle des Begriffs der Kompetenz. Spricht man von sprachlichem Kapital, sagt man damit auch, dass es sprachliche Profite gibt: Wer im 7. Arrondissement von Paris geboren ist – und zurzeit ist das die Mehrheit der Leute, die Frankreich regieren –, hat, kaum dass er den Mund aufmacht, schon einen sprachlichen Profit erzielt [...]. Schon die (phonetisch usw. analysierbare) Beschaffenheit der Sprache sagt aus, dass er in einem derart hohen Maße zum Sprechen autorisiert ist, dass es gar nicht darauf ankommt, was er sagt. (Bourdieu 2017, S. 182)

Mit dieser Zuspitzung weist Bourdieu darauf hin, dass die sprachliche Praxis wesentlich durch sozialstrukturelle Machtverhältnisse beeinflusst ist. Sprache muss folglich immer mit einem sprachlichen Markt oder sprachlichen Feld in Verbindung gebracht werden, die kontextabhängig bedingen, welche sprachlichen Äußerungen Profit abwerfen (Bourdieu 2017, S. 183).¹ Die Erforschung des Verhältnisses von Sprache und Gesellschaft erfordert daher, dass der sprachliche Habitus in die Analyse miteinbezogen wird. Eine solche Herangehensweise ermöglicht, Machtverhältnisse offenzulegen, die nicht ausschließlich durch das System der Sprache selbst beschreib- und erklärbar sind, jedoch innerhalb dieses Systems bzw. Mediums wirken. Die Tragödie des Woyzeck ist soziologisch nicht durch eine Rekonstruktion der Diskurse zur damaligen Zeit zu Ende erzählt, sondern muss zugleich die sprachlichen Fähigkeiten der interagierenden Akteure beachten, um soziale und symbolische Grenzziehungen, die als Fesseln wirken, umfassend verstehen und erklären zu können (Lamont/Virág 2002).

¹ Bourdieu analysierte Diskurse jedoch gleichzeitig auch hinsichtlich ihrer strukturellen Wirkmächtigkeit (Bourdieu 2015, S. 38, 307). Ein System von Aussagen ist auch bei Bourdieu mehr als die Summe seiner einzelnen Bestandteile. Doch zugleich ist dieses Mehr kein metaphysisches Faktum, sondern ein Kristallisationspunkt sozialer Beziehungen.

3 Soziale Medien

3.1 Digitaler Strukturwandel der Öffentlichkeit

Durch das Internet ist es möglich, über eine noch größere räumliche Distanz hinweg zu kommunizieren als mit den vorherigen Technologien. Doch das wahrhaft Neue besteht darin, dass in den sozialen Medien des Internets der Konsument nun auch die Rolle des Produzenten übernimmt. Die Soziologen George Ritzer und Nathan Jurgenson (2010) sprechen folglich vom *Prosumenten*. Informationen fließen nicht mehr hierarchisch und einseitig von einer Zeitung oder einem TV-Kanal zu den Konsumenten, sondern verbreiten sich entlang der digitalen Verbindungslinien sozialer Netzwerke (Castells 2009). Die Facebook-Community beispielsweise produziert selbst die Inhalte, die sie konsumiert.

Die Technologie der sozialen Medien schafft damit die vorherige Monopolstellung einer relativ kleinen Anzahl von Journalisten und Verlegern ab. Hier sind wir bei der Machtfrage angelangt. Eine zentrale Kapitalform des journalistischen Feldes – die Verfügung über die Zugangskanäle zur Öffentlichkeit – wurde unterlaufen. Aufgrund der massenhaften Nutzung dieser neuen Technik kann man zu Recht von einer Revolution von Öffentlichkeit sprechen: Es hat ein digitaler Strukturwandel der Öffentlichkeit stattgefunden (Hegelich/Shahrezaye 2017, S. 3). Die alte Öffentlichkeit hat ihre Hegemonie zu großen Teilen eingebüßt. Mit der Etablierung diverser Formen von sozialen Medien hat sich die Öffentlichkeit ausdifferenziert.

Wir haben es also mit einer neuen Praxis des Kommunizierens zu tun, welche auch mit einer Zunahme der Schriftsprache einhergeht (Runkehl/Schlobinski/Siever 1998). Es handelt sich hierbei nicht um die Schriften einer akademischen Avantgarde, sondern einer breiten Masse der Bevölkerung (Hegelich/Shahrezaye 2017, S. 4). Die Sprache der „einfachen Leute“ hat gewissermaßen die Bühne der Gesellschaft erobert. Die sozialen Medien erinnern damit an Büchner; und sie erinnern an Bert Brecht: Der Traum von einem technischen Gerät, das jedem Bürger erlaubt, nicht nur Empfänger von Nachrichten, sondern auch Sender zu sein, ist aufgegangen.

3.2 Soziale Medien und soziale Lage

Die deutsche Sprache ist in Bewegung. Wie Angelika Storrer (2014) festhält, ist die interaktionsorientierte Schreibhaltung auf dem Vormarsch, ohne dass dadurch die textorientierte Schreibhaltung vom Aussterben bedroht sei. Deshalb sei es notwendig,

die Erweiterung des funktionalen Spektrums der Schriftlichkeit in neuen Bereichen und unter neuen Voraussetzungen zu beschreiben; Schriftsprache wird zunehmend und im großen Stil auch für die alltägliche Kommunikation genutzt und dringt in Bereiche vor, die bislang vornehmlich eine Domäne der gesprochenen Sprache waren [...]. Die Deutung als Ausbau impliziert des Weiteren, dass sich die neuen Formen parallel – und nicht in Konkurrenz – zu den Normen der redigierten Schriftsprache entwickeln. (ebd., S. 185)

Anstatt das weitverbreitete Vorurteil eines Sprachverfalls durch internetbasierte Kommunikation zu bedienen, konstatiert die Sprachwissenschaftlerin also eine Pluralisierung von Kommunikationsstilen.

Doch welche weiteren sozialen Auswirkungen haben soziale Medien und die Ausdifferenzierung der Sprachstile? Was spielt sich auf der sozialstrukturellen Hinterbühne ab? Die Anzahl an sozialen Netzwerken und aktiven Nutzern ist mittlerweile enorm hoch. In Deutschland haben etwa 30 Millionen Menschen einen Facebook-Account (Statista 2017). Viele Menschen in Deutschland sind auch auf anderen Plattformen aktiv, etwa dem Instant-Messaging-Dienst WhatsApp, dem Kurznachrichtendienst Twitter, dem Lifestyle-Portal Instagram oder auf den Online-Karrierenetzwerken Xing und LinkedIn. In dieser Landschaft unterschiedlicher soziodigitaler Umwelten muss das digitale Selbst befähigt sein, verschiedene Sprachstile souverän einzusetzen: Die halbwegs formelle WhatsApp-Nachricht an den Kollegen, der lockere Kommentar unter die Urlaubsfotos einer Freundin und die richtige Außendarstellung auf den Karrierenetzwerken sind Beispiele für heterogene Kommunikationsstile, die innerhalb enger Zeitkorridore simultan verwendet werden müssen. Zudem sind neue Tätigkeiten und Anforderungen entstanden. In vielen Bereichen werden lebenslanges Lernen und eine eigenständige Weiterbildung im Gebrauch der digitalen Medien erwartet (Carstensen et al. 2014, S. 10). Soziale Netzwerke sind damit für viele soziale Gruppen unverzichtbare digitale Praxen zum Staterhalt, gleichzeitig dienen sie auch zur Koordinierung des Privatlebens. Nutzerinnen und Nutzer müssen also selbstorganisiert zwischen den verschiedenen Plattformen, und damit auch Sprachstilen, hin und her wechseln können.

An dieser Stelle muss zwingend eine sozialstrukturelle Untersuchung ansetzen. Wie bricht sich die Ausdifferenzierung der Sprachstile sozialstrukturell? Die systematische Erforschung des komplexen Wechselspiels von Sprache und Sozialstruktur im digitalen Raum fehlt bislang aus unserer Sicht. Nicht jeder hat die gleichen Dispositionen, um einen multilinguistischen Habitus zu entwickeln. Doch welche sozialstrukturellen Determinanten sind dafür entscheidend? Die Antwort auf diese Frage würde auch klären, wie unterschiedliche soziale Gruppen mit den Anforderungen der Online-Kommunikation zurechtkommen oder diese strategisch nutzen können. Einen guten Ausgangspunkt bietet Pierre Bourdieus soziologische Ungleichheitstheorie, deren Bestandteile im Folgenden kurz umrissen und auf die digitale Kommunikation bezogen werden.

Bourdieu konzeptualisiert die Sozialstruktur multidimensional anhand von drei zentralen Kapitalformen: ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital (Bourdieu 1983). Bourdieus Theorie erweitert damit klassische, ökonomisch orientierte Ungleichheitstheorien in der Sozialstrukturanalyse um die Dimensionen des kulturellen und sozialen Kapitals. Will man den Zusammenhang von sprachlichen Fähigkeiten und Sozialstruktur im Kontext von sozialen Medien verstehen, lässt sich an diesen drei Ungleichheitsdimensionen ansetzen.

Das *ökonomische Kapital* bezeichnet den Besitz von materiellen Gütern. Diese sind zentral, um überhaupt Zugang zu sozialen Medien zu erhalten. Es erfordert ein technisches Endgerät sowie eine Internetverbindung, um online kommunizieren zu können. Darüber hinaus darf erwartet werden, dass das ökonomische Kapital auch generell mit kulturellen Kompetenzen und Lebensstilen von Akteuren zusammenhängt (Bourdieu 2014). Wünschenswert wäre somit eine genaue Darstellung der Klassenzugehörigkeit der Social-Media-Nutzergruppen mit ihren spezifischen Nutzungspraktiken und Sprachstilen. So könnte die Hypothese getestet werden, dass die Fesseln der analogen Welt nicht einfach in der digitalen Welt abgelegt werden können. Soziale Handlungen von Menschen, so nehmen wir an, werden auch in den digitalen Feldern regelhaft (mit-)strukturiert durch ihre ökonomische Stellung innerhalb der Gesellschaft.

Das *kulturelle Kapital* verweist auf den Aneignungsprozess von Bildung und Wissen. Familie und Bildungsinstitutionen sind die entscheidenden Wegmarker. Das kulturelle Kapital sensibilisiert also insbesondere dafür, dass nicht nur der Besitz des sprachlichen Kapitals ungleich verteilt ist, sondern auch die Möglichkeit seines Erwerbs. Im Zusammenhang mit sozialen Medien stellt sich die Frage, welche Bildungs- und Wissensbestände eine erfolgreiche Online-Kommunikation ermöglichen. Es ist anzunehmen, dass eine hohe formale Bildung auch in der Online-Welt vorteilhaft ist, um als legitimer Sprecher anerkannt zu werden. Trotz scheinbar gestiegener Akzeptanz von Rechtschreibfehlern auf vielen Online-Portalen im Vergleich zur analogen Welt ist eine Beherrschung der Sprache und der deutschen Rechtschreibung in den meisten Feldern höchstwahrscheinlich von Vorteil.² Fremdsprachenkenntnisse könnten eine weitere relevante Variable des kulturellen Kapitals im Internet sein. So ermöglichen erst solide Englischsprachkenntnisse die Kommunikation mit einem Großteil der Nutzerinnen und Nutzer auf Facebook und den Zugang zu vielen Informationsquellen, die ausschließlich in englischer Sprache vorliegen. Von transnationalem sprachlichem Kapital spricht Jürgen Gerhards in ähnlichen Kontexten (Gerhards/Hans/Carlson 2016,

² Spannend wäre es an dieser Stelle, die Nutzergruppen und sozialen Auswirkungen von technischen Instant-Rechtschreibkorrekturprogrammen wie Grammarly zu untersuchen.

S. 51). Um weitere kulturelle Ressourcen zu ermitteln, die für eine erfolgreiche Online-Kommunikation mobilisiert werden, wäre es hilfreich, kulturelle Fähigkeiten zu spezifizieren, die es ermöglichen, den adäquaten Ton und Stil in den jeweiligen Kommunikationsfeldern zu treffen.

Das *soziale Kapital* verweist auf die Macht von Netzwerken und sozialen Beziehungen zwischen Menschen. Soziales Kapital wirkt auf grundlegende Weise, indem es bedingt, ob und mit welchen Mitmenschen jemand sich online austauscht. Soziales Kapital unterteilt soziale Netzwerke gewissermaßen in Subnetzwerke – und es konstituiert daran anknüpfend eine Gruppenzugehörigkeit. Hier besteht folglich ein Untersuchungsspektrum mit engem Bezug zur politischen Soziologie und Politikwissenschaft, etwa im Hinblick auf soziale Bewegungen. Darüber hinaus tendieren Gruppen in der Regel dazu, eigene Symbole, Praktiken und Traditionen zu etablieren und sind dementsprechend fundamental beteiligt an den Dynamiken der Ausdifferenzierung der Sprachentwicklungen. Die Richtschnur des sozialen Kapitals könnte somit erklärende Einsichten in die Wandlungsprozesse der Sprache liefern.

Diese Ansatzpunkte zeigen, dass sozialstrukturelle Faktoren durchaus die sprachliche Praxis in sozialen Medien beeinflussen können. Auf ihnen kann aufgebaut werden, um die sozialstrukturelle Bedingtheit von sprachlicher Online-Kommunikation in sozialen Medien umfassend zu untersuchen.

4 Schluss

Es herrscht Goldgräberstimmung im Brackwasser der Sozial- und Sprachwissenschaften. Mit den Schlagworten wie *text mining*, *computational sociolinguistics* oder Big Data werden große Erwartungen an neue Erkenntnisse über Gesellschaft und Sprache geknüpft. Durch die riesigen Mengen an gut zugänglichen und natürlichen Daten, unter anderem in den sozialen Netzwerken, und durch die neuen computerbasierten Möglichkeiten der Datenauswertung hat sich ein regelrechter Datenrausch entwickelt (Bail 2014). Die digitale sprachliche Praxis avanciert damit zu einer vielversprechenden Schnittstelle zwischen Sprachwissenschaft und Soziologie. Darüber hinaus hat sich ausgehend von poststrukturalistischen Theorien in der methodischen Forschung die Diskursanalyse in Deutschland fest etabliert (Keller 2011). Auch hier existiert eine lebendige Reziprozität zwischen Sprachwissenschaften und Sozialwissenschaften (siehe Link 1983).

Dieser Beitrag zielte darauf ab, in Zeiten der Digitalisierung eine wissenschaftliche Herangehensweise stark zu machen, die die Verschränkung von Sprache und Gesellschaft auch in Hinblick auf ungleich verteilte sprachliche Fähig-

keiten untersucht. Aus unserer Sicht müssen die *sozialstrukturellen Determinanten des sprachlichen Kapitals* im Zusammenhang mit sozialen Medien untersucht werden. Dies würde ermöglichen, Sprache nicht nur als eigenständige (Re-)Produktionsinstanz von sozialer Ungleichheit aufzufassen, sondern auch als (Re-)Produktionsmedium anderer relevanter Ungleichheitsdimensionen. Die Ergänzung durch eine sozialstrukturelle Perspektive könnte durch eine theoretische Öffnung beschleunigt werden. Eine Kombination etwa von poststrukturalistischen Ansätzen mit stärker sozialstrukturell-gründierten Sozialtheorien, wie etwa der soziologischen Theorie Pierre Bourdieus, erscheint grundsätzlich möglich (Diaz-Bone 2002; Kajetzke 2008).

Mit Blick auf soziale Medien ist festzuhalten, dass deren Revolutionierung von Öffentlichkeit weiterer Erforschung bedarf. Aktuelle Diagnosen wie etwa die der Filterblasen muten pauschal an und werden nicht (sozial-)differenzierungstheoretisch gedacht (Hegeler/Shahrezade 2017, S. 8). Zugleich gilt es, die aufgezeigten, sich verändernden habituellen Anforderungen zu beachten. Sozialer Zusammenhalt und im besten Fall eine deliberative Öffentlichkeit in sozialen Netzwerken erfordern kollektives Handeln und institutionelle Arrangements, um eine umfassende und möglichst klassen- und milieuübergreifende Partizipation und Interaktion aller Gesellschaftsmitglieder sicherzustellen. Nur so lassen sich digitale Woyzecks verhindern.

Literatur

- Allmendinger, Jutta/Nikolai, Rita/Ebner, Christian (2018): Soziologische Bildungsforschung. In: Tippelt, Rudolf/Schmidt, Bernhard (Hg.): Handbuch für Bildungsforschung. 4., st. überarb. Aufl. Wiesbaden, S. 47–72.
- Bail, Christopher A. (2014): The cultural environment. Measuring culture with big data. In: *Theory and Society* 43, 3–4, S. 465–482.
- Boes, Andreas/Kämpf, Tobias (2010): Arbeit im Informationsraum. Eine neue Qualität der Informatisierung als Basis einer neuen Phase der Globalisierung. In: Ben, Esther Ruiz (Hg.): Internationale Arbeitsräume. Unsicherheiten und Herausforderungen. Freiburg, S. 19–54.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten (= Soziale Welt. Sonderbd. 2). Göttingen, S. 183–98.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2014): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 24. Aufl. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2015): Manet. Eine symbolische Revolution. Berlin.
- Bourdieu, Pierre (2017): Sprache. Schriften zur Kultursoziologie. Bd. 1. Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.

- Carstensen, Tanja et al. (2014): *Digitale Subjekte. Praktiken der Subjektivierung im Medienumgang der Gegenwart*. Bielefeld.
- Castells, Manuel (2009): *The rise of the network society. The information age: economy, society, and culture*. 1. Bd. 2. Aufl. Chichester.
- Derrida, Jacques (1983): *Grammatologie*. Frankfurt a.M.
- Diaz-Bone, Rainer (2002): *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie*. Opladen.
- DiMaggio, Paul/Hargittai, Eszter (2001): *From the 'Digital Divide' to 'Digital Inequality'. Studying the internet use as penetration increases*. In: Working Paper Series 15. Princeton.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.
- Gerhards, Jürgen/Hans, Silke/Carlson, Sören (2016): *Klassenlage und transnationales Humankapital. Wie Eltern der mittleren und oberen Klassen ihre Kinder auf die Globalisierung vorbereiten*. Wiesbaden.
- Jäger, Siegfried (2001): *Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse*. In: Keller, Rainer et al. (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Bd. 1. Opladen, S. 81–112.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 2. Frankfurt a.M.
- Hegelich, Simon/Shahrezaye, Morteza (2017): *Die Disruption der Meinungsbildung. Die politische Debatte in Zeiten von Echokammern und Filterblasen*. Internet: www.kas.de/wf/de/33.49188 (Stand: 26.7.2018).
- Honneth, Axel (1999): Jürgen Habermas. In: Kaesler, Dirk (Hg.): *Klassiker der Soziologie*. Bd. II: Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu. München, S. 230–251.
- Hußmann, Anke et al. (Hg.) (2017): *IGLU 2016. Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich*. Münster/New York.
- Kajatzke, Laura (2008): *Wissen im Diskurs. Ein Theorienvergleich von Bourdieu und Foucault*. Wiesbaden.
- Keller, Reiner (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 4. Aufl. Wiesbaden.
- Lamont, Michèle/Virág, Molnár (2002): *The study of boundaries in the social sciences*. In: *Annual Review of Sociology* 28, 1, S. 167–95.
- Link, Jürgen (1983): *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*. Paderborn.
- Ritzer, George/Jurgenson, Nathan (2010): *Production, consumption, prosumption. The nature of capitalism in the age of the digital 'prosumer'*. In: *Journal of Consumer Culture* 10, 1, S. 13–36.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998): *Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen*. Opladen.
- Saussure, Ferdinand de (2011): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Göttingen.
- Statista (2017): *Anzahl der monatlich aktiven Facebook Nutzer weltweit vom 3. Quartal 2008 bis zum 2. Quartal 2018*. Internet: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/37545/umfrage/anzahl-der-aktiven-nutzer-von-facebook> (Stand: 27.7.2018).
- Storrer, Angelika (2014): *Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation? Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde*. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin/New York, S. 171–196.

Methodenmesse

Roland Kehrein (Marburg)

Regionalsprache.de (REDE) – das REDE SprachGIS

1 Das REDE SprachGIS: Was ist das?

REDE ist zunächst einmal die Abkürzung für den Projekttitel „Regionalsprache.de“ (für eine ausführliche Beschreibung des Projekts siehe Ganswindt/Kehrein/Lameli 2015). Dieses Projekt wird seit 2008 bis einschließlich 2026 von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz gefördert. Inhaltlich setzt sich das Projekt mit den modernen Regionalsprachen des Deutschen auseinander. Grob vereinfacht umfassen moderne Regionalsprachen alle Varietäten und Sprechlagen, die durch kommunikativ saliente Regionalismen gekennzeichnet sind (vgl. Schmidt/Herrgen 2011). Diesen Regionalsprachen steht auf der vertikalen Dimension sprachlicher Variation die Standardsprache gegenüber.

Die Struktur der Regionalsprachen erstmals mit vergleichbaren Methoden in ganz Deutschland zu untersuchen, ist eines der Projektziele. Das andere übergeordnete Ziel ist der Aufbau eines forschungszentrierten Informationssystems zu den modernen Regionalsprachen. Es handelt sich dabei um ein geografisches Informationssystem (GIS) für Sprache: das REDE SprachGIS.

2 Das REDE SprachGIS: Was ist da drin?

Wie jedes geografische Informationssystem enthält das REDE SprachGIS Daten mit Bezug zum geografischen Raum, in diesem Fall vor allem Sprachdaten. Daten aus den folgenden Datenklassen stehen Nutzern des Systems zurzeit (März 2018) kostenfrei zur Verfügung:

Sprachkarten/-atlanten

- über 13.400 Karten aus Sprachatlanten zum Deutschen
- ca. 5.000 Karten aus der *Bayerischen Dialektdatenbank* (BayDat)

Wenkerbogen

- 57.318 Bogen in 15 Sprachen aus den Erhebungen zu Georg Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reichs* sowie aus Nacherhebungen

Tonkorpora

- ca. 6.000 Aufnahmen aus Dialektatlasprojekten sowie Aufnahmen, die im Rahmen des REDE-Projekts erhoben wurden (REDE-Korpus; verschiedene Erhebungssituationen)

Georeferenzierte Online-Bibliographie Areallinguistik (GOBA)

- ca. 26.300 Titel
- davon ca. 21.000 verschlagwortet, ca. 10.000 georeferenziert

Spektrumsanalysen

- Ergebnisse der Analysen im Rahmen des zweiten Teilziels von REDE; vertikale Spektren anhand von Dialektalitätsmessungen für insgesamt 114 Sprecher aus 38 Orten

Geo-Daten

- zahlreiche Kartenelemente zu politischen und physischen Einheiten (z.B. Gemeindemittelpunkte, Staats-/Bundeslandgrenzen, Flüsse, Seen)

3 Das REDE SprachGIS: Was kann das?

Zunächst mal können Nutzer konsumieren. Alles, was in dem System enthalten ist, können sie sich anschauen und anhören. Die Recherche erfolgt über Freitext, wobei auch verschiedene Filtermöglichkeiten zur Verfügung stehen. Die Anzeige der Suchergebnisse kann einzeln oder über alle Datenklassen hinweg verknüpft erfolgen.

Eine der wichtigsten Funktionen des REDE SprachGIS bildet die Möglichkeit, eigene Karten zu erstellen. Dazu bietet das System zum einen Zeichenwerkzeuge an, zum anderen können Karten via Datenimport und Visualisierung erstellt werden. Darüber hinaus ist diese Kartenerstellung – im Unterschied zu kommerziellen GIS-Anwendungen – „spielend“ einfach:

- Die selbst erhobenen oder zusammengestellten Sprachdaten müssen mit einem geografischen Datum verknüpft sein. Am einfachsten ist es, man exportiert sich solche geografischen Daten im Vorfeld aus dem REDE SprachGIS (siehe oben „Geo-Daten“), beispielsweise GIDs (geografische IDs) für Städte und Gemeinden wie in Tabelle 1.

Tab. 1: Realisierung von germ. *p* in *Apfel*- und *Pfund* laut Wenkerbogen an drei Orten (Ortsname und GID)

GID	Ortsname	<i>Apfel</i> -	<i>Pfund</i>
129185	Büchig	pf	pf
129174	Baiertal	pf	p
95717	Berghausen	pp	p

- Solcherart tabellarisch verknüpfte Daten können über einen CSV-Import in das System geladen werden. Die GID stellt dabei eine exakte Platzierung der Informationen im geografischen Raum sicher.
- Mit dem Visualisierungswerkzeug können die Daten als Karte dargestellt werden. Diese Darstellung kann punktbezogen oder flächenbezogen erfolgen, die Daten können als Originalformen, mit Symbolen oder mit Farben wiedergegeben werden. Darüber hinaus ist die Abbildung relativer Anteile von Varianten durch Kreis- oder Balkendiagramme oder durch Farbspektren möglich. Aus den in eine Ebene importierten Daten wird automatisch eine Legende erzeugt.
- Um aus den visualisierten Sprachdaten eine Sprachkarte zu machen, muss man lediglich noch – am besten in einer separaten Ebene – eine Grundkarte erstellen, die den Kartenlesern eine Orientierung im geografischen Raum ermöglicht. Zahlreiche dafür benötigte Kartenelemente stehen im REDE SprachGIS zur Verfügung (siehe oben „Geo-Daten“).

Selbst erstellte Karten kann man auch mit anderen teilen. Dies ist entweder per Datei-Export in verschiedenen Formaten und Auflösungen oder im REDE SprachGIS selbst möglich. Im System kann man für eigene Karten anderen angemeldeten Nutzern Lese-, Schreib- oder Administrationsrechte einräumen, oder man kann solche Karten – bis hin zu ganzen Atlanten – im REDE SprachGIS online publizieren. Dadurch sind die eigenen Karten auch mit allen anderen im System verfügbaren Daten verknüpfbar.

4 Das REDE SprachGIS: Wem nützt das?

Das System wurde natürlich in erster Linie für die variationslinguistische Forschung entwickelt, ist aber auch der interessierten Öffentlichkeit zugänglich. Man kann das System auch im didaktischen Bereich einsetzen, zum Beispiel im Rah-

men von *Deutsch als Fremdsprache*. Sprachtechnologie ist ein weiteres Anwendungsfeld: Bei der Spracherkennung stellen regionalsprachliche Merkmale nach wie vor eines der größten Probleme dar. Schließlich kann das System auch für die forensische Sprechererkennung nützlich sein. Hier besteht eine enge Zusammenarbeit mit den Ermittlungsbehörden.

Literatur

- Ganswindt, Brigitte/Kehrein, Roland/Lameli, Alfred (2015): Regionalsprache.de (REDE). In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen – Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston, S. 421–453.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.

Stephan Elspaß (Salzburg)/Christa Dürscheid (Zürich)/
Arne Ziegler (Graz)

„Variantengrammatik des Standard-deutschen“ – das neue Online-Nachschlagewerk zur arealen Variation in der Grammatik des Deutschen

In diesem Beitrag soll ein Nachschlagewerk zur arealen Variation in der Grammatik des Deutschen kurz vorgestellt werden: die in Form eines Online-Wikis erschienene „Variantengrammatik des Standarddeutschen“. Sie ist das Hauptergebnis einer langjährigen Zusammenarbeit der Projektgruppe „Variantengrammatik“ unter der Leitung der Autorin und der Autoren dieses Beitrags.¹

Für das Projekt wurde ein areal gewichtetes und annotiertes Korpus erstellt, das aus Lokal- und Regionalteilen der Online-Ausgaben von 68 regional verbreiteten Zeitungen besteht. Die ausgewählten Zeitungen sind nach fünfzehn Arealen des zusammenhängenden deutschsprachigen Raums unterteilt. Das tokenisierte, lemmatisierte und nach Wortarten annotierte Gesamtkorpus, auf das sich die Variantengrammatik stützt, umfasst ca. 600 Millionen Wörter. Für nähere Informationen zur Korpuserstellung und zur Vorgehensweise im Projekt sei insbesondere auf Dürscheid/Elspaß (2015) und Dürscheid/Elspaß/Ziegler (2015) verwiesen.

Die Variantengrammatik wird seit März 2018 am IDS gehostet und ist seitdem online unter der Adresse „mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra“ zugänglich. Durch die Ansiedlung beim IDS kann – im Sinne der Nachhaltigkeit – sichergestellt werden, dass die Ergebnisse dieses Projekts der Wissenschaftsgemeinde sowie der interessierten Öffentlichkeit dauerhaft zur Verfügung stehen. Die Endversion der Variantengrammatik umfasst ca. 1.200 Artikel und Einträge.² Einige der Variantengrammatikeinträge sind darüber hinaus auch in das Wörterbuchportal canoo.net

1 Die Förderung des Projekts basierte in der ersten Phase (2011–2015) auf dem D-A-CH-Abkommen zwischen SNF, DFG und FWF (SNF 100015L_134895; DFG EL 500/3-1; FWF I 716-G18); Projektstandorte waren Zürich (Lead), Augsburg und Graz. Die zweite Projektphase (ab 2015) wurde abermals im Lead-Agency-Verfahren als A-CH-Projekt finanziert, nunmehr vom SNF und dem FWF (SNF 100015L_156613; FWF I 2067-G23) an den Standorten Zürich, Salzburg und Graz.

2 Zum Zeitpunkt des Abschlusses des Manuskripts im Mai 2018 prognostiziert für den Projektabschluss im November 2018.

integriert. Weitere solche Kooperationen sind geplant, denn unser Bestreben ist, dass die Variantengrammatik für Ratsuchende und Interessierte im Internet über verschiedene Wege erreicht werden kann.

Die Variantengrammatik orientiert sich am Konzept des „Gebrauchsstandards“ und dessen inhärenter arealer Variation. Sie schlägt damit den Weg ein, den auch der AADG (Kleiner 2011 ff.) im Bereich der Aussprache sowie das Variantenwörterbuch (Ammon/Bickel/Lenz (Hg.) 2016) im Bereich der Lexik verfolgen. Mit dem AADG gemeinsam hat die Variantengrammatik das Wiki-Format, vom Variantenwörterbuch wurden das Einteilungsraster in fünfzehn Areale und die entsprechenden arealen Markierungen („D-NORDWEST“, „A-OST“ usw.) übernommen. In der Struktur als Nachschlagewerk gleicht die Variantengrammatik am ehesten dem Zweifelsfälle-Duden (Duden 2016): Sie ist, wie dieser, als grammatisches Wörterbuch mit alphabetisch geordneten Einzelartikeln aufgebaut, die durch Überblicksartikel sowie zusätzlich durch Grundlagenartikel ergänzt sind.

Was ist nun das Neue an diesem neuen Nachschlagewerk? Ein Werk, das die arealen Unterschiede in der Grammatik des Standarddeutschen systematisch darstellt, hat es bisher noch nicht gegeben. In dieser Beziehung betritt die Variantengrammatik Neuland. Damit die Benutzer/innen die arealen Informationen schnell erfassen können, finden sich neben den Angaben im Fließtext auch Kartendarstellungen. Neu ist auch, dass konsequent – in Form von Frequenztabellen – die Vorkommenshäufigkeiten der Varianten in den fünfzehn Arealen angegeben werden.

Dazu sei hier nur ein Beispiel genannt: In Darstellungen zur Variation des Genus bei Substantiven, die ins Deutsche entlehnt wurden, werden in der Regel drei Motive der Genuszuweisung genannt: das Gestalt-, das Leitwort- und das Quellgenusprinzip (so zuletzt von Donalies 2018). Dass das Genus auch in diatopischer Hinsicht schwankt, wird in solchen Arbeiten selten beachtet. Wenn dies doch geschieht, dann finden sich hier oft nur vage Angaben, deren empirische Basis unklar bleibt. Bei dem Substantiv *Event* und seinen Genusvarianten (*das Event/der Event*) – um nur ein Beispiel zu nennen – zeigen sich aber eindeutig areale Präferenzen (siehe Abb. 1). Die Antwort auf die Frage, ob man sich mit beiden Varianten oder nur mit einer bestimmten Variante im geschriebenen Standard unauffällig bewegen kann, muss also etwa für Gebiete im Süden des deutschsprachigen Raums anders lauten als in dessen Norden. Da diese Genusvariation kein Einzelfall ist, findet sich in der Variantengrammatik am Ende des Einzelartikels zu *Event* ein Verweis auf einen Überblicksartikel zum „Genus bei Fremdwörtern“. Durch Links verbunden sind Einzel- und Überblicksartikel schließlich mit dem Grundlagenartikel zum Thema „Genus“. Verlinkt sind sie darüber hinaus auch mit Artikeln zu anderen Lehnsubstantiven, die eine areal auffällige Genusvariation aufweisen, wie etwa *E-Mail* oder *Joghurt*. Das Wiki-Format bietet durch diese Hyperlinks vielfältige Möglichkeiten des Navigierens zwischen Artikeln und

Themen, was nicht nur benutzerfreundlich ist, sondern auch neue Perspektiven auf Muster und Zusammenhänge der arealen Variation in der Grammatik des Standarddeutschen eröffnet.

Abb. 1: Genusvariation bei *Event* (aus <http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Event>)

Literatur

- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin/Boston.
- Donalies, Elke (2018): *Das Joghurt, der Joghurt, die Joghurt?* – Variierendes Genus bei Fremdwörtern (aus: Grammatik in Fragen und Antworten). In: Sprachreport 1/2018, S. 46–47.

- Duden (2016): Duden – Deutsche Sprache in 12 Bänden. Bd. 9: Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Richtiges und gutes Deutsch. Hrsg. v.d. Dudenredaktion. 8., vollst. erw. u. überarb. Aufl. Berlin.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan (2015): Variantengrammatik des Standarddeutschen. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen – Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston, S. 563–584.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan/Ziegler, Arne (2015): Variantengrammatik des Standarddeutschen. Konzeption, methodische Fragen, Fallanalysen. In: Lenz, Alexandra N./Glauninger, Manfred M. (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert – Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. (= Wiener Arbeiten zur Linguistik 1). Göttingen, S. 207–235.
- Kleiner, Stefan (2011 ff.): Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG). Unter Mitarbeit von Ralf Knöbl. Internet: <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/> (Stand: 6.5.2018).

Alexandra N. Lenz (Wien)

Der SFB „Deutsch in Österreich. Variation – Kontakt – Perzeption“

Der Spezialforschungsbereich (SFB) „Deutsch in Österreich: Variation – Kontakt – Perzeption“ ist ein vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) geförderter Spezialforschungsbereich, der seit 2016 an den Universitäten Wien, Salzburg und Graz sowie an der Österreichischen Akademie der Wissenschaft durchgeföhrt wird. Thema dieses SFB ist das Gesamtspektrum an Variation und Varietäten des Deutschen in Österreich, kurz „DiÖ“. Dieses Gesamtspektrum wird aus den Perspektiven erstens der Variationslinguistik, zweitens der Sprachkontakt- und Mehrsprachigkeitsforschung sowie drittens der soziolinguistisch basierten Perzeptions- und Spracheinstellungsforschung angegangen.

Abb. 1: Logo des Spezialforschungsbereichs

Der SFB wird in zwei zentrale Outputs münden. Zu diesen gehören erstens umfangreiche und detaillierte Analysen zu Deutsch in Österreich mit seinen vielfältigen Varietäten- und Sprachkontakten, die den Forschungsschwerpunkten der Forschergruppe entsprechend aus verschiedensten linguistischen Teildisziplinen heraus entstehen. Zum Zweiten werden die im SFB erhobenen und aufbereiteten Daten über eine Online-Forschungsplattform beziehungsweise digitale Forschungsinfrastruktur zu Deutsch in Österreich verfügbar gemacht. Die vier inhaltlichen Task-Cluster werden im Koordinationscluster zentral von Wien aus koordiniert.

Die insgesamt fünf Task-Cluster verteilen sich auf neun Teilprojekte an vier Institutionen Österreichs. Unser Konsortium besteht aus fünf ProjektleiterInnen: Alexandra N. Lenz (Sprecherin des SFB; Universität Wien), Gerhard Budin (Universität Wien), Stephan Elspaß (Co-Sprecher des SFB; Universität Salzburg), Stefan Michael Newerkla (Universität Wien) und Arne Ziegler (Universität Graz). Zum SFB-Team gehören darüber hinaus kooptierte ExpertInnen, Postdocs, DoktorandInnen sowie zahlreiche studentische Hilfskräfte und KooperationspartnerInnen.

Unserem SFB liegt die Überzeugung zugrunde, dass gerade Österreich ein ideales Forschungslabor für die Untersuchung von Sprachdynamik in Europa im 21. Jahrhundert darstellt. Dafür sprechen zum einen die komplexen Varietätenkonstellationen des Deutschen in Österreich in einem pluriarealen oder plurinationalen Kontext, das heißt in einem Kontext, in dem eine Standardsprache wie im Falle von Deutsch sich auf mehrere Länder bzw. – je nach theoretischer Perspektive – areale Zentren verteilt und verschiedene Varietäten/Sprechlagen ausgebildet hat, die sich auch gegenseitig beeinflussen. Die standardsprachlichen Varietäten stehen aber nicht nur miteinander in Kontakt, sondern sie koexistieren in Österreich mit einer Vielfalt von nicht-standardsprachlichen Varietäten wie Soziolekten, Dialekten oder Regiolekten. Zu den sprachlichen Besonderheiten Österreichs gehören zweitens ein spezifischer, historisch gewachsener Multilingualismus und drittens die hohen soziosymbolischen und attitudinal-perzeptiven Implikationen, die sich aus diesen beiden ersten Aspekten ergeben.

Abb. 2: Multivariates Methodenset zur Datenerhebung im SFB „Deutsch in Österreich“

Die Komplexität und die Dynamik der Sprach(en)situation in Österreich, wie im modernen Europa generell, verlangt eine multidimensionale Kombination zentraler Forschungsparadigmen, die wir im SFB auch systematisch miteinander zusammenbringen: Das ist zum einen die Variationslinguistik, zum Zweiten die Sprachkontaktforschung und drittens die Forschung zu Spracheinstellungen und

Sprachperzeption. Das notwendige methodische Instrumentarium, das uns zur Modellierung und Repräsentation der Daten und Analysen dient, liefern die Digital Humanities.

Was war beim Stand des SFB DiÖ auf der Methodenmesse zu sehen und zu hören? Zum einen natürlich ein Einblick in das Gesamtprojekt und seine inhaltliche Vielfalt in besagtem Spannungsbereich von erstens Variationslinguistik, zweitens Sprachkontaktforschung mit einem Schwerpunkt – zumindest in der ersten Projektphase – auf dem Kontakt zwischen Deutsch und slawischen Sprachen, und drittens dem Bereich der Spracheinstellungs- und Sprachperzeptionsforschung.

Neben einer allgemeinen SFB-Übersicht bekamen die BesucherInnen des SFB-Stands einen Einblick in folgende Aspekte: zum einen in unser im Aufbau begriffenes Gesamtkorpus gesprochener Sprache des Deutschen in Österreich, zu dessen Aufbau multivariate Erhebungssettings zum Einsatz kommen (vgl. Abb. 2), von sehr standardisierten Erhebungssettings bis hin zu freien Gesprächen (z.B. Interviews, „Freundesgespräche“, Gruppendiskussionen im Schulunterricht). Bei der Zusammenstellung unserer Erhebungsmethoden haben wir bewusst auch auf Überschneidungen mit anderen Projekten im deutschsprachigen Raum geachtet (z.B. das REDE-Projekt in Marburg oder das Projekt „Gesprochenes Deutsch“ am IDS), um auch projekt- bzw. länderübergreifende Vergleiche zu ermöglichen. Ein Fokus des SFB-Messestands lag konkret auf den Sprachproduktionsexperimenten des SFB. Dabei handelt es sich um einen sehr standardisierten Erhebungstyp, bei dem es einerseits um die Erhebung „intendierter Standardsprache“, andererseits um die Erhebung „intendierten Dialekts“ geht, und zwar im Hinblick auf morphologische und syntaktische Variationsphänomene, die in freien Gesprächen nur selten vorkommen. Zum Zweiten hat unser SFB-Stand einen Einblick in unsere kollaborative Forschungsplattform und ihre diversen Tools und Möglichkeiten gegeben.

Hagen Hirschmann (Berlin)/Andreas Nolda (Szeged)

Dulko – auf dem Weg zu einem deutsch-ungarischen Lernerkorpus

Dulko ist ein im Aufbau befindliches fehlerannotiertes deutsch-ungarisches Lernerkorpus an der Universität Szeged. Es wird seit Sommer 2017 von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung gefördert im Rahmen einer Institutspartnerschaft zwischen dem IDS und dem Institut für Germanistik an der Universität Szeged („Deutsch-ungarischer Sprachvergleich: korpustechnologisch, funktional-semantic und sprachdidaktisch (DeutUng)“). Die in Dulko erhobenen Lernerdaten setzen sich zusammen aus kontrolliert erhobenen deutschsprachigen Essays und Übersetzungen aus dem Ungarischen ins Deutsche. Die Probanden sind Studierende am Institut für Germanistik der Universität Szeged mit Ungarisch als Muttersprache und Deutsch als erster oder zweiter Fremdsprache. Metadaten zur Lernerbiografie und zu den Textproduktionsbedingungen werden mit den Textdaten und den Annotationen im Format eines jüngst von Granger/Paquot (2017) vorgeschlagenen Standards gespeichert.

Ziel der Erstellung des Lernerkorpus Dulko ist die Untersuchung sprach-erwerbstheoretischer Fragestellungen der folgenden Art: Welche spezifischen Erwerbsprobleme haben ungarische DaF-Lerner? Inwieweit spielen bei ihnen Transferprobleme eine Rolle, die sich in Form typischer Interferenzfehler manifestieren? Zur empirischen Untersuchung dieser Fragestellungen müssen sowohl grammatische als auch ungrammatische Strukturen in der Lernaltersprache auf verschiedenen sprachlichen Ebenen analysiert werden. Es stellt sich somit die korpuslinguistische Frage, wie sprachliche Abweichungen in einem Lernerkorpus transparent und nachvollziehbar durch die Erstellung von Zielhypothesen (Reznicek/Lüdeling/Hirschmann 2013) als Fehler interpretiert und mithilfe eines mehrdimensionalen Fehler-Taggings kategorisiert werden können.

Zur Illustration dieser korpuslinguistischen Frage soll der folgende Satz aus einem der in Dulko annotierten Lernertexte dienen:

- (1) *Wie in der ganzen Gesellschaft, auch in der Regierung sollte der Anzahl der Frauen 50% sein [...].* (Auszug aus einem Essay eines ungarischen DaF-Lerners, Wintersemester 2017/18, Universität Szeged)

Zu Beispiel (1) sind in Abbildung 1 zwei Zielhypothesen angegeben, die Abweichungen der Lernaltersprache vom muttersprachlichen Deutsch repräsentieren.

Lernertext:

Wie in der ganzen Gesellschaft, auch in der Regierung sollte der Anzahl der Frauen 50 % sein [...].

Zielhypothese 1 (intermediär):

Wie in der ganzen Gesellschaft sollte auch in der Regierung die Anzahl der Frauen 50 % sein [...].

Fehler: Zeichensetzung Wortstellung Genus

Zielhypothese 2 (final):

Wie in der ganzen Gesellschaft sollte auch in der Regierung der Anteil der Frauen 50 % sein [...].

Fehler: Lexik

Abb. 1: Zielhypothesen und Fehleranalyse zu Beispiel (1)

Die mittels der intermediären Zielhypothese 1 repräsentierten Abweichungen können als Zeichensetzungs-Fehler, Wortstellungs-Fehler und Genus-Fehler kategorisiert werden. Die finale Zielhypothese 2 repräsentiert einen lexikalischen Fehler, dessen Skopus sich mit dem Skopus des Genus-Fehlers überlappt. Man beachte, dass es nicht möglich ist, sowohl den Genus-Fehler als auch den lexikalischen Fehler bei *der Anzahl* in ein und derselben Zielhypothese zu repräsentieren, da die ‚Korrektur‘ des lexikalischen Fehlers zu *der Anteil* den Genus-Fehler ‚unsichtbar‘ macht. Deshalb wird hier eine intermediäre Zielhypothese angesetzt, in der zwar der Genus-Fehler zu *die Anzahl* ‚korrigiert‘ ist, das im Kontext 50 % unpassende Substantiv *Anzahl* jedoch vorläufig unverändert bleibt. Die Möglichkeit, einander ergänzende, kumulativ zu interpretierende Zielhypothesen anzugeben – neben einander ausschließenden, alternativ interpretierten Zielhypothesen –, ist ein Charakteristikum des Annotationsverfahrens in Dulko, das 2018 mit dem Innovationspreis der Universität Szeged ausgezeichnet wurde.

Die Korpuserstellung in Dulko ist methodisch angelehnt an das Lernerkorpus Falko (<https://hu-berlin.de/falko/>), das seit 2005 an der Humboldt-Universität zu Berlin entstanden ist. Dies betrifft sowohl automatische Verarbeitungsschritte wie die Annotation von Wortarten, Lemmata und Satzspannen als auch die manuelle Erstellung von Zielhypothesen. Im Unterschied zu Falko gibt es in Dulko ein explizites, mehrdimensionales Fehler-Tagging. Sämtliche Annotationen werden in Dulko mithilfe des EXMARaLDA-Partitureditors vorgenommen (<http://exmaralda.org/>; Schmidt et al. 2016). Hierzu wurde eine Variante namens „EXMARaLDA (Dulko)“ erstellt, die in XSLT implementierte Transformationsszenarien für die Annotation von Lernerdaten in Dulko zur Verfügung stellt (<https://bitbucket.org/nolda/exmaralda-dulko/>).

Abbildung 2 zeigt, wie mittels dieser Transformationsszenarien die Zielhypothesen und die Fehleranalyse in Abbildung 1 annotiert werden. Zunächst wird der Lernertext im Partitureditor maschinell tokenisiert (tok-Ebene). Die sich ergebenden Tokens werden durch internen Aufruf des TreeTaggers (Schmid 1997) nach Wortarten und Lemmata getaggt (pos-Ebene und lemma-Ebene); außerdem

werden Satzspannen als solche identifiziert (S-Ebene). In einem zweiten Verarbeitungsschritt wird eine erste Zielhypothese unter Berücksichtigung der Falko-Guidelines (Reznicek et al. 2012) angegeben (ZH-Ebene), die gleichfalls automatisch mit Wortarten (ZHpos-Ebene), Lemmata (ZHlemma-Ebene) und Satzspannen (ZHS-Ebene) annotiert wird. Ein weiteres Transformationsszenarium erkennt Abweichungen zwischen Tokens der Zielhypothese und des Lernertexts (bzw. einer vorausgesetzten intermediären Zielhypothese) und markiert sie mit den in Falko dafür vorgesehenen Tags (ZHDiff-Ebene). Abweichungen, die als Fehler zu interpretieren sind, werden unter Verwendung eines in EXMARaLDA (Dulko) vordefinierten orthografischen, morphologischen, syntaktischen, lexikalischen und semantischen Fehler-Tagsets auf den dafür zur Verfügung stehenden Fehler-Ebenen manuell kategorisiert. Dieser Verarbeitungsschritt wird so lange wiederholt, bis alle Zielhypothesen annotiert sind.

[tok]	Wie	in	der	ganzen	Gesellschaft,		auch	in	der	Regierung	sollte	der	Anzahl	der	Frauen	50	%	sein	
[S]	s17																		
[pos]	KOUS	APPR	ART	ADJA	NN	S,		ADV	APPR	ART	NN	VMFIN	ART	NN	ART	NN	CARD	NN	VAINF
[lemma]	wie	in	die	ganz	Gesellschaft	,		auch	in	die	Regierung	sollen	die	Anzahl	die	Frau	50	%	sein
[ZH]	Wie	in	der	ganzen	Gesellschaft		sollte	auch	in	der	Regierung		die	Anzahl	der	Frauen	50	%	sein
[ZHDiff]						DEL	MOVT					MOVS	CHA						
[ZHS]	s17																		
[ZHpos]	KOUS	APPR	ART	ADJA	NN		VMFIN	ADV	APPR	ART	NN		ART	NN	ART	NN	CARD	NN	VAINF
[ZHlemma]	wie	in	die	ganz	Gesellschaft		sollen	auch	in	die	Regierung		die	Anzahl	die	Frau	50	%	sein
[FehlerOrth]						ZS													
[FehlerMorph]																			
[FehlerSyn]							StV												
[FehlerLex]													Gen						
[FehlerSem]																			
[ZH]	Wie	in	der	ganzen	Gesellschaft		sollte	auch	in	der	Regierung		der	Anteil	der	Frauen	50	%	sein
[ZHDiff]													CHA	CHA					
[ZHS]	s17																		
[ZHpos]	KOUS	APPR	ART	ADJA	NN		VMFIN	ADV	APPR	ART	NN		ART	NN	ART	NN	CARD	NN	VAINF
[ZHlemma]	wie	in	die	ganz	Gesellschaft		sollen	auch	in	die	Regierung		die	Anteil	die	Frau	50	%	sein
[FehlerOrth]																			
[FehlerMorph]																			
[FehlerSyn]																			
[FehlerLex]															Lex				
[FehlerSem]																			

Abb. 2: Annotation von Beispiel (1) in EXMARaLDA (Dulko)

Die auf diese Weise im EXMARaLDA-Partitureditor erzeugten XML-Dateien lassen sich nach ihrer Fertigstellung in das Format des Suchwerkzeugs ANNIS (<http://corpus-tools.org/annis/>) konvertieren. Perspektivisch sollen sie darüber hinaus auch über das am IDS entwickelte Suchwerkzeug KorAP (<https://korap.ids-mannheim.de>) verfügbar gemacht werden.

Literatur

- Granger, Sylviane/Paquot, Magali (2017): Core metadata for learner corpora. Draft 1.0. Ms. Louvain-la-Neuve.
- Reznicek, Marc/Lüdeling, Anke/Hirschmann, Hagen (2013): Competing target hypotheses in the Falko corpus: A flexible multi-layer corpus architecture. In: Díaz-Negrillo, Ana/Ballier, Nicolas/Thompson, Paul (Hg.): Automatic treatment and analysis of learner corpus data. Amsterdam, S. 101–123.
- Reznicek, Marc et al. (2012): Das Falko-Handbuch: Korpusaufbau und Annotationen. Version 2.01. Ms. Berlin. Internet: www.linguistik.hu-berlin.de/de/institut/professuren/korpuslinguistik/forschung/falko/FalkoHandbuchV2 (Stand: 26.1.2017).
- Schmid, Helmut (1997): Probabilistic part-of-speech tagging using decision trees. In: Jones, Daniel B./Somers, Harold L. (Hg.): New methods in language processing. London, S. 154–164.
- Schmidt, Thomas et al. (2016): EXMARaLDA Partitur-Editor: Manual. Version 1.6. Ms. Internet: www.exmaralda.org/pdf/Partitur-Editor_Manual.pdf (Stand: 27.3.2018).

Andreas Witt (Mannheim/Heidelberg)

Leibniz-WissenschaftsCampus „Empirical Linguistics & Computational Language Modeling (LiMo)“

Im Leibniz-WissenschaftsCampus LiMo arbeiten Forscherinnen und Forscher an der Schnittstelle von empirischer germanistischer Linguistik und Computerlinguistik. LiMo wird von der Leibniz-Gemeinschaft, dem baden-württembergischen Landesministerium MWK, der Universität Heidelberg und dem IDS finanziert und wurde im September 2015 offiziell gegründet.

Ein Leibniz-WissenschaftsCampus ist ein Modell, das von der Leibniz-Gemeinschaft initiiert wurde, um insbesondere den Austausch zu forschungsspezifischen Fragen zwischen Leibniz-Instituten und Universitäten zu stärken. Mit diesem Förderinstrument sollen Aktivitäten angestoßen werden, die sonst so nicht möglich wären. Das IDS bewarb sich in diesem Rahmen im Jahr 2014 erfolgreich darum, ein Projekt zu beginnen, da der Bereich Computerlinguistik am Institut für Deutsche Sprache nicht zu den institutionalisierten Arbeitsbereichen gehört, obwohl insbesondere die Anwendung computerlinguistischer Methoden auch im IDS zunehmend relevant wird. An der Universität Heidelberg ist mit dem Institut für Computerlinguistik (ICL) ein Institut etabliert, das – auch international – zu den besten computerlinguistischen Forschungseinrichtungen gehört. Aufgrund der räumlichen Nähe von Heidelberg und Mannheim bestand die Möglichkeit, das Instrument Leibniz-WissenschaftsCampus für die Kooperation von IDS und ICL zu nutzen.

Da – wie in der gesamten international sichtbaren, computerlinguistischen Forschung – auch am ICL englischsprachige Daten im Zentrum der Arbeiten stehen, besteht eine der Herausforderungen von LiMo darin, neue Methoden, Modelle und Werkzeuge zur Erfassung und Analyse von deutschsprachigen digitalen Sprachbeständen zu entwickeln und die Nutzbarkeit existierender computerlinguistischer Verfahren für das Deutsche zu betrachten. LiMo konzentriert sich auf bestimmte maschinelle Lernverfahren, die in der Computerlinguistik derzeit sehr verbreitet sind.

Ein weiteres Ziel dieser Kooperation ist es, computerlinguistische Analyseergebnisse in Form von Annotation in die Textkorpora des IDS zu integrieren, sodass sie dann, z.B. über die Korpusanalyseplattform KorAP (Bański et al. 2013, Diewald et al. 2016), den empirisch arbeitenden Germanistinnen und Germanisten für ihre Arbeit zur Verfügung gestellt werden können.

Literatur

- Bański, Piotr et al. (2013): KorAP: the new corpus analysis platform at IDS Mannheim. In: Vetulani, Zygmunt/Uszkoreit, Hans (Hg.): Human language technologies as a challenge for Computer Science and Linguistics. Proceedings of the 6th Language and Technology Conference. Poznań: Fundacja Uniwersytetu im. A., S. 586–587.
- Diewald, Nils et al. (2016): KorAP architecture – diving in the deep sea of corpus data. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.): Proceedings of the Tenth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2016), Portorož, Slovenia. Paris: European Language Resources Association (ELRA), S. 3586–3591.

Marc Kupietz/Nils Diewald/Eliza Margaretha/Franck Bodmer/
Helge Stallkamp/Peter Harders (Mannheim)

Neues von KorAP

1 Einleitung

Seit Mai 2017 befindet sich KorAP¹ am IDS in einer Beta-Version im Parallelbetrieb zu COSMAS II² und ermöglicht einen umfassenden Zugriff auf einen Teil von DEREKO (Kupietz et al. 2010). In der Zwischenzeit sind viele neue Funktionen für die Datensuche hinzugekommen, um von Nutzern getestet und bewertet zu werden. Während KorAP noch weit von der Stabilität entfernt ist, mit der COSMAS II seine Dienste anbieten kann, ermöglicht der Status der Beta-Version einen hohen Grad an Flexibilität, Funktionalitäten einzuführen, zu verändern und gegebenenfalls wieder zu verwerfen.

Diese Flexibilität wird zum einen durch die modulare Architektur von KorAP begünstigt (Diewald et al. 2016), die in Zukunft auch optionale Komponenten zur Datenanalyse unterstützen wird (Kupietz/Diewald/Fankhauser 2018), zum anderen durch ein bewusst einfaches Benutzerinterface, in dem neue Funktionalitäten erst angezeigt werden, wenn der Nutzer sie benötigt.

2 Anfrageoptionen

Um Zugriff auf neue Annotationsarten zu ermöglichen, wird zudem die Unterstützung von Anfragesprachen in KorAP ständig erweitert. So wurden Abhängigkeitsbeziehungen für einen Teil von DEREKO mithilfe des MaltParsers³ annotiert⁴ und über die ANNIS-Anfragesprache zugänglich gemacht.

Beispiel: `tt/p="PPOSAT" ->malt/d[func="DET"] node`

¹ <https://korap.ids-mannheim.de/>, Authentifizierung über einen COSMAS-II-Zugang.

² <https://www.ids-mannheim.de/cosmas2/>.

³ <http://www.maltparser.org/>.

⁴ Eine Unterstützung des am Leibniz-WissenschaftsCampus *Empirical Linguistics & Computational Language Modeling* entwickelten Abhängigkeits-Parsers (Do/Rehbein 2017) ist in Vorbereitung.

Die Beispielanfrage sucht nach allen Sequenzen von Wörtern, in denen ein attributives Possessivpronomen in Determinatorfunktion zu einem unbekannten Knoten steht. Durch das *Foundry/Layer*-Präfix ist es möglich, die unterschiedlichen Annotationen direkt anzusprechen – so wird mit „tt/p“ die Part-of-Speech-Annotation des TreeTaggers für die Auszeichnung des Possessivpronomens angefragt und mit „malt/d“ die Annotation des MaltParsers für Dependenzrelationen. Zur leichteren Auswahl dieser Annotationen werden neue Annotationsschemata auch dem Annotationsassistenten hinzugefügt, der mehrstufig die Auswahl hinterlegter Annotationsdaten ermöglicht, ohne von dem Nutzer die Kenntnis aller verwendeten Tagsets zu verlangen (siehe Abb. 2a).⁵

Einen zusätzlichen nutzerfreundlichen Zugang zu Annotationen bietet der neue „Query By Match“-Assistent.⁶ Ausgehend von einem Treffer und dessen wortbasierter Annotationsansicht lassen sich mit ihm neue sequenzielle Abfragemuster durch einfache Auswahl vorliegender Annotationen erstellen – ohne die Notwendigkeit einer eingehenderen Kenntnis der genutzten Abfragesprache (siehe Abb. 1).

die Mehrheit im Parlament nun doch nicht leisten – der Vorstoß hat keine Chance, wie die ersten schroffen Reaktionen zeigen. Nun schimpft Grünen-Verkehrsexperte Winfried Hermann: „Peinlich, wenn alle Parteien Klimaschutz predigen und dann mit dicken Karossen durch Berlin fahren.“ Christian Kerl, **unser Korrespondent** in Berlin, über das Umweltbewusstsein im Parlament „Die Energieversorgung des Bundestags ist vorbildlich, der Fuhrpark nicht“

Foundry	Layer	unser	Korrespondent	in	Berlin	über	das	Umweltbewusstsein
corenlp	p	PPOSAT	NN	APPR	NE	APPR	ART	NN
marmot	m	case:nom gender:masc number:sg	case:nom gender:masc number:sg		case:dat gender:neut number:sg		case:acc gender:neut number:sg	case:acc gender:neut number:sg
marmot	p	PPOSAT	NN	APPR	NE	APPR	ART	NN
opennlp	p	PPOSAT	NN	APPR	NE	APPR	ART	NN
tt	l	unser	Korrespondent	in	Berlin	über	die	Umweltbewusstsein
tt	p	PPOSAT	NN	APPR	NE	APPR	ART	NN

Neue Anfrage: [marmot/p=PPOSAT & opennlp/p=PPOSAT][marmot/m=case:nom & tt/p=NN]

Meta Token Relationen Bundestag als Öko-Vorbild – aber nicht immer (2008-03-28)

[BRZ08/MAR/13632]

Abb. 1: „Query By Match“-Assistent

5 Dabei muss die Ausgabe unter Umständen der gewählten Abfragesprache angepasst werden.
6 In Anlehnung an das Konzept des „Query By Example“ (Resnik/Elkiss 2005).

The screenshot displays the KorAP interface with the following components:

- Document Snippet:**

BRZ08/AUG/10489 ...traue ich **meiner** ...
 ...finden. „**Mein** Zi ...
 ...endurstig. **Seinen** ...
 ...igung, der **seine** K ...

BRZ08/MAR/13832 Bundestag **seiner** ...
 ...die Mehrheit im Parlament nun d ...
 ...schroffen Reaktionen zeigen. Nun ...
 ...wenn alle Parteien Klimaschutz p ...
 ...Kerl, **unser Korrespondent** in B ...
 ...Energieversorgung des Bundestag
- Annotation Dropdown:**
 - PIS Substitutive Indefinite Pronoun
 - PPER Personal Pronoun
 - PPPOSAT Attributive Possessive Pronoun
 - PPOSS Substitutive Possessive Pronoun
 - PRELAT Attributive Relative Pronoun
 - PRELS Substitutive Relative Pronoun
 - PRF Reflexive Pronoun
 - PROAV Pronominal Adverb
- Dependency Tree (b):**

Diagram showing the syntactic structure of the phrase "unser Korrespondent in Berlin, über das". The root node is a PP (Prepositional Phrase) with a DET (Determiner) "unser" and a PN (Noun Phrase) "Korrespondent in Berlin, über das". The PN node further branches into a PP "in Berlin" and a PN "über das".
- Metadata Table (c):**

availability	QAO-NC	corpusSigle	BRZ08	corpusTitle	Braunschweiger Zeitung
creationD...	2008-03-28	docSigle	BRZ08/MAR	docTitle	Braunschweiger Zeitung, März 2008
foundries	corenlp corenlp/constit... corenlp/morpho corenlp/senten... dereko	language	de	pubDate	2008-03-28
pubPlace	Braunschweig	publisher	Braunschweiger Zeitungsverlag, Druckhaus Albert Limbach GmbH & Co. KG	reference	Braunschweiger Zeitung, 28.03.2008; Bundestag als Öko-Vorbild –
textClass	wissenschaft populaerwissens...	textColumn	Mei	textDomain	Kommentar
textSigle	BRZ08/MAR/13832	textType	Zeitung: Tageszeitung	textType...	Tageszeitung
title	Bundestag als Öko-Vorbild – aber nicht immer	tokenSou...	base#tokens		

Abb. 2: Ergebnis-Ansicht mit a) Annotationsassistent, b) Dependenzbaum-Visualisierung, c) Metadatenansicht

3 Ergebnisansichten

Entsprechend den Möglichkeiten der Abfrage von Dependenz-Relationen wurden auch die Trefferansichten um diese Annotationsschicht erweitert. Liegen für ein Dokument Dependenz-Annotationen vor, können diese für den Treffer-Skopus (vergleichbar der Darstellung von Konstituentenbäumen) als Pfeildiagramm visualisiert werden (siehe Abb. 2b). Relationstypen werden dabei als Kantenlabels angegeben. Als weitere Daten-Ansicht lassen sich nun außerdem sämtliche Metadaten eines Trefferdokuments tabellarisch auflisten, was insbesondere für die Erstellung virtueller Korpora basierend auf Metadateninformationen hilfreich ist (siehe Abb. 2c). Auf diese Weise erlaubt KorAP den direkten Zugriff auf alle hinterlegten Daten eines Textes (sowohl Annotationen als auch Metadaten) auf Basis eines Treffers. Wie schon für den „Query By Match“-Assistenten sollen die unterschiedlichen Ergebnisansichten in Zukunft zur vereinfachten Anfrageformulierung durch den Nutzer dienen, etwa zur Konstruktion virtueller Korpora durch Auswahl bestimmter Metadaten in der Metadatenansicht (als „Corpus By Match“-Assistent).

4 Anpassbarkeit

KorAP versucht, sowohl unabhängig von Forschungsfragen als auch unabhängig von Forschungsdaten zu sein. Um KorAP auch für andere Textkorpora neben DEREKO nutzbar zu machen, wurden zahlreiche Verbesserungen hinsichtlich der Anpassbarkeit (Lokalisierung und Internationalisierung) vorgenommen. So ist es nun möglich, für verschiedene Korpora unterschiedliche Annotationshilfen anzubieten und die Dokumentation den zugrundeliegenden Daten anzupassen.

Mittlerweile wird KorAP im Rahmen des Projekts DRuKoLA (Cosma et al. 2016) produktiv für das rumänische Nationalkorpus CoRoLa⁷ eingesetzt (Barbu Mititelu/TuŃiŃ/Irimia 2018). Im Rahmen des Projekts DeutUng wird ein weiterer Einsatz für das ungarische Nationalkorpus angestrebt. Diese Bestrebungen sollen als Teil der EuReCo-Initiative (Kupietz et al. 2017) weiter verfolgt werden.

⁷ <http://corola.racai.ro/>.

5 Abschluss und Ausblick

Auch in Zukunft soll KorAP in Bezug auf Nutzerfreundlichkeit ein hohes Maß an Flexibilität beibehalten, während in Bezug auf Entwicklungsschnittstellen möglichst schnell eine Stabilität und Funktionsabdeckung nach dem Vorbild von COSMAS II angestrebt wird.

In der nächsten Phase wird weiterhin das Hauptaugenmerk der Entwicklung auf Nutzerfreundlichkeit liegen, insbesondere in Hinblick auf eine einfachere Erstellung, Auswertung, Verwaltung und Teilung virtueller Korpora.

Literatur

- Barbu Mititelu, Verginica/Tuşiş, Dan/Irimia, Elena (2018): The Reference Corpus of the Contemporary Romanian Language (CoRoLa). In: Calzolari, Nicoletta et al.: Proceedings of the Eleventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2018). Miyazaki/Paris, S. 1178–1185.
- Cosma, Ruxanda et al. (2016): DRuKoLA – towards contrastive German-Romanian research based on comparable corpora. In: Bański, Piotr et al. (Hg.): 4th Workshop on Challenges in the Management of Large Corpora. Proceedings of the Tenth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2016). Portorož/Paris, S. 28–32.
- Diewald, Nils et al. (2016): KorAP Architecture – diving in the deep sea of corpus data. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.): Proceedings of the Tenth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2016). Portoroz/Paris, S. 3586–3591.
- Do, Bich-Ngoc/Rehbein, Ines (2017): Evaluating LSTM models for grammatical function labelling. In: Proceedings of the 15th International Conference on Parsing Technologies (IWPT 2017). Pisa, S. 128–133.
- Kupietz, Marc et al. (2010): The German Reference Corpus DEREKo: A primordial sample for linguistic research. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.): Proceedings of the Seventh conference on International Language Resources and Evaluation (LREC 2010). Valletta, S. 1848–1854.
- Kupietz, Marc/Diewald, Nils/Fankhauser, Peter (2018): How to get the computation near the data: Improving data accessibility to, and reusability of analysis functions in corpus query platforms. In: Bański, Piotr et al. (Hg.): Proceedings of the 6th Workshop on Challenges in the Management of Large Corpora (CMLC-6) (LREC 2018). Miyazaki, S. 20–25.
- Kupietz, Marc et al. (2017): EuReCo – joining forces for a European reference corpus as a sustainable base for cross-linguistic research. In: Bański, Piotr et al. (Hg.): Proceedings of the Workshop on Challenges in the Management of Large Corpora and Big Data and Natural Language Processing. Mannheim, S. 15–19.
- Resnik, Philip/Elkiss, Aaron (2005): The linguist's search engine: An overview. In: Proceedings of the ACL 2005 Interactive Poster and Demonstration Session. Stroudsburg PA, S. 33–36. DOI: 10.3115/1225753.1225762.

Thomas Schmidt/Joachim Gasch/Julia Kaiser (Mannheim)

DGD – die Datenbank für Gesprochenes Deutsch

Die Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD; <https://dgd.ids-mannheim.de>; Schmidt 2014a) stellt der wissenschaftlichen Gemeinschaft einen großen Teil des Bestandes des Archivs für Gesprochenes Deutsch (AGD; <http://agd.ids-mannheim.de>; Stift/Schmidt 2014) zur Verfügung. Das AGD ist die zentrale Sammelstelle für Korpora des gesprochenen Deutsch am IDS. Gegründet als Deutsches Spracharchiv (DSAv) im Jahre 1932 hat es über Eigenprojekte, Kooperationen und Übernahmen von Daten aus abgeschlossenen Forschungsprojekten einen Bestand von über 80 mündlichen Korpora aufgebaut.

Den Grundbestand des Archivs stellt das unter Leitung des Archivgründers Eberhard Zwirner zwischen 1955 und 1970 aufgebaute Varietäten-Korpus „Deutsche Mundarten“ (ZW in der DGD) dar. Die Korpora „Deutsche Mundarten: ehemalige deutsche Ostgebiete“ (OS), „Deutsche Mundarten: DDR“ (DR), „Deutsche Mundarten: Südwestdeutschland und Vorarlberg“ (SV) sowie „Deutsche Mundarten: Schwarzwald“ (SW) folgen einem ähnlichen Design und können als Ergänzungen bzw. „Nachverdichtungen“ des Zwirner-Korpus aufgefasst werden. Die Korpora „Deutsche Umgangssprache“ („Pfeffer-Korpus“, PF) und „Deutsche Standardsprache“ („König-Korpus“, KN) komplementieren die Mundartenkorpora um Daten zur umgangssprachlichen und standardnahen Variation des Deutschen. Weitere Variationskorpora – wie „Australiendeutsch“ (AD) oder „Russlanddeutsche Dialekte“ (RUDI) – nehmen wie auch drei Korpora zum Emigrantendeutsch in Israel (IS, ISW, ISZ) auslandsdeutsche („Sprachinsel-“)Varietäten in den Blick.

Mit den Korpora „Grundstrukturen“ („Freiburger Korpus“, FR) und „Dialogstrukturen“ (DS) enthält die DGD zwei der frühesten Korpora des Deutschen mit interaktionslinguistischer Ausrichtung. Das Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch (FOLK; Schmidt 2014b) wird seit 2008 am IDS mit dem Ziel aufgebaut, der Forschungsgemeinschaft ein großes, breit diversifiziertes Gesprächskorpus zur Verfügung zu stellen, das aktuellen methodischen, technischen und rechtlichen Best Practices genügt. FOLK umfasst aktuell (April 2018) etwa 230 Stunden Audio- und Videoaufnahmen sowie gut 2,3 Millionen transkribierter Tokens. Die aufgezeichneten Gesprächsereignisse umfassen verschiedenste Bereiche privater (z.B. Tischgespräche, Telefongespräche, Gesellschaftsspiele, Interaktion beim gemeinsamen Kochen), institutioneller (z.B. Schulunterricht, Prüfungsgespräche, berufliche Meetings, Service-Interaktionen) und öffentlicher (Podiumsdiskussionen, öffentliches Schlichtungsgespräch) Interaktion.

Über die DGD werden diese Daten sowie einige weitere mündliche Korpora der wissenschaftlichen Öffentlichkeit für die Nutzung in Forschung und Lehre zugänglich gemacht. Die DGD bietet zwei Zugangsmodi für die Korpora an:

1. Der Browsing-Modus gibt einen Überblick über den Datenbestand und ermöglicht das explorative Ansehen bzw. Anhören von Transkripten und Aufnahmen sowie Metadaten zu (Sprech-)Ereignissen und Sprecher(inne)n. In diesem Modus können Nutzer(innen) sich mit den Daten vertraut machen und Einzelanalysen anhand von Transkripten vornehmen.

Abb. 1: Browsing: Video mit Transkript

2. Der Recherche-Modus ermöglicht das gezielte Suchen in den Datenbeständen und die Analyse der resultierenden Suchergebnisse. Über eine Recherche auf Metadaten können Nutzer(innen) nach Sprechereignissen mit bestimmten Eigenschaften suchen. Auf diese Weise können virtuelle Teilkorpora gebildet werden – in FOLK etwa mit Gesprächen im privaten Umfeld, an denen männliche Sprecher zwischen 20 und 40 beteiligt sind, aber z.B. auch im Zwirner-Korpus mit Datensätzen, in denen Sprecher(innen) aus einer bestimmten Region (z.B. „Schleswig-Holstein, Hamburg oder Niedersachsen“) aufgezeichnet wurden.

Das Kernstück der DGD bildet die Token-Suche. Diese erlaubt eine gezielte Abfrage der Daten über vier Annotationsebenen (transkribierte Form, orthografisch normalisierte Form, Lemma, POS-Tag), wobei auch Kombinationen (z.B. norma-

lisierte Form „meine“ mit Lemma „meinen“ oder weitere Formen im Kontext des Suchausdrucks) und reguläre Ausdrücke (z.B. „ver.+“ für Formen, die mit dem Präfix „ver-“ beginnen) möglich sind. Das Ergebnis einer solchen Recherche wird als Keyword-in-Context-(KWIC-)Konkordanz angezeigt, aus der heraus bei Bedarf zu jedem Treffer auch das zugehörige Audio abgespielt oder der betreffende Transkriptausschnitt angezeigt werden kann (siehe Abb. 2).

The screenshot shows the DGD search interface. At the top, there are tabs for POSITION, TOKEN, KONTEXT, METADATEN, and ANZEIGE. Below the tabs, there are input fields for 'Transkribiert:' (containing 'z.B. 'kannscht''), 'Normalisiert:' (containing 'meine'), 'Lemma:' (containing 'meinen'), and 'POS:' (containing 'z.B. 'VMFIN''). There is also a checkbox for 'Reguläre Ausdrücke' and a 'Suche starten' button. Below the search fields, there is a section titled 'Recherche - Token:' with a status bar indicating 'KWIC wird angezeigt.' and a timer '00:00:00'. The search results are displayed in a table with columns 'Ereignis', 'Sprecher', and 'Treffer'. The table shows 8 results, each with a checkbox, a speaker icon, a speaker name (FOLK_00003, FOLK_00004, FOLK_00006), a speaker role (JS, TH, TF, MS, RZ), and a snippet of text containing the search term 'meine'.

Ereignis	Sprecher	Treffer
1	FOLK_00003 JS	weil es is ja ich meine mh es is schon interessant aber ich kann einiges ablesen
2	FOLK_00003 DM	und eigentlich also das findet man ich meine sie ham ja sehr viel gemacht bei tarlara oder phonetik
3	FOLK_00003 JS	würden sie den ausweg sehen also ich mein jetz nich indem sie neu selbst eigene modelle machen äh
4	FOLK_00003 JS	dass man unterschiedliche möglichkeiten nutzt ich mein ja jetz ham wa das sehr schön ausgedrückt man kann
5	FOLK_00004 TH	mein wenn der zum beispiel den ganzen tuch nur gut gelaunt
6	FOLK_00004 TF	ja gut ich mein ich war da verwöhnt ich hab
7	FOLK_00004 MS	ich mein weil
8	FOLK_00006 RZ	nee ich mein von de von de höhe her

Abb. 2: Tokensuche nach normalisierter Form „meine“ mit Lemma „meinen“, Ergebnis als KWIC-Konkordanz

Wie mittlerweile gut 8.000 Registrierungen für die DGD (seit Ende 2012, Stand: 6.4.2018) bezeugen, besteht seitens Studierender, Lehrender und Forschender ein großes Interesse an den Möglichkeiten, die die DGD zum Arbeiten mit mündlichen Korpora bietet.

Durch regelmäßige Updates werden die Korpusbestände in der DGD kontinuierlich erweitert. So wächst etwa FOLK jährlich um neue Aufnahmen im Umfang von etwa 30 Stunden, und seit Ende 2017 sind auch die deutschsprachigen Daten des Korpus „Gesprochene Wissenschaftssprache“ (GeWiss) in der DGD verfügbar. Aktuell wird im AGD das Korpus „Deutsch heute“ (DH) für eine Veröffentlichung in der DGD vorbereitet, womit den klassischen älteren Variationskorpora des IDS dann eine sehr umfangreiche (mehr als 1.000 Stunden Aufnahmen umfassende) systematische Datensammlung zur regionalsprachlichen Variation des Deutschen im 21. Jahrhundert zur Seite gestellt wird. Mit jedem Update wird außerdem auch die Funktionalität der Plattform erweitert und verbessert.

Literatur

- Schmidt, Thomas (2014a): The database for spoken German – DGD2. In: Proceedings of the Ninth Conference on International Language Resources and Evaluation (LREC 2014). Reykjavik, S. 1451–1457.
- Schmidt, Thomas (2014b): Gesprächskorpora und Gesprächsdatenbanken am Beispiel von FOLK und DGD. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 15, S. 196–233. Internet: www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2014/px-schmidt.pdf (Stand: 9.7.2018).
- Stift, Ulf-Michael/Schmidt, Thomas (2014): Mündliche Korpora am IDS: Vom Deutschen Spracharchiv zur Datenbank für Gesprochenes Deutsch. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.): Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim, S. 360–375.

Annette Klosa-Kückelhaus (Mannheim)

Neuer Wortschatz

Die ständige Anpassung des Wortschatzes an sich wandelnde bzw. neue Gegebenheiten und Sachverhalte ist eine Grundvoraussetzung für eine funktionierende Verständigung. Dieser Ausbau des Lexikons erfolgt im Wesentlichen durch Bildung neuer Wörter oder durch Übernahme neuen fremden Wortgutes. Im Projekt „Neuer Wortschatz“ werden solche im Deutschen gebildeten oder aus anderen Sprachen entlehnten lexikalischen Neuheiten wie *Bitcoin*, *entfreunden* oder *Ehe für alle* und neue Bedeutungen wie die Bedeutung ‚Bildschirmelement‘ für das Wort *Kachel* ermittelt und im Neologismenwörterbuch (im Wörterbuchportal OWID des Instituts für Deutsche Sprache¹) korpusbasiert und nach Prinzipien der wissenschaftlichen Lexikografie dokumentiert (vgl. al-Wadi 2017; Steffens 2017). Eine kurze Vorstellung des Projektes sowie des Neologismenwörterbuches stellt also eine stimmige Ergänzung zum Rahmenthema „Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch“ der Jahrestagung 2018 des IDS dar.

Im Neologismenwörterbuch werden zentrale Begriffe aus bestimmten Diskursen zu bestimmten Themen zu einer bestimmten Zeit erfasst. Für die Wörterbuchbenutzer sind diese Diskurse und Themen in ihrer Verteilung auf die letzten drei Jahrzehnte aufspürbar, wenn sie sich alle Stichwörter im Wörterbuch über den Zugriff nach Sachgruppen anzeigen lassen (vgl. Abb. 1).² So wird erfassbar, dass *Solidaritätszuschlag* ein Neulexem der Neunzigerjahre ist, *Hartz-IV-Reform* aus den Nullerjahren stammt und in der laufenden Dekade z.B. *Brexit* ins Deutsche gekommen ist. Das Neologismenwörterbuch gibt außerdem Antworten bei Normunsicherheiten, die bei neuem Wortschatz häufig vorkommen. Fragen bestehen zum Beispiel zum Genus (*der* oder *das Hashtag*?) oder zur Pluralbildung der Substantive (*die Bitcoin* oder *die Bitcoins*?); eine typische Normunsicherheit bei Neologismen stellt auch die Aussprache dar (Stichwort *Emoji*: e'mo:dʒi oder r'mo:dʒi?).

1 Das Neologismenwörterbuch ist online zu erreichen unter www.owid.de/wb/neo/start.html.

2 Zum Zugriff nach Sachgruppen vgl. www.owid.de/docs/neo/gruppen.jsp.

Abb. 1: Ausschnitt aus der Zugriffsmöglichkeit auf die Stichwörter nach Sachgruppen im Neologismenwörterbuch

Dem Anspruch eines wissenschaftlich erarbeiteten Wörterbuchs wird das Projekt „Neuer Wortschatz“ u.a. gerecht, indem bestimmte Angaben, die man in allgemeinsprachlichen Wörterbüchern nicht findet, in die Wortartikel integriert sind, zum Beispiel zum Aufkommen des Lexems (z.B. „seit Mitte des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts“). Daneben illustrieren Zeitverlaufsgrafiken, seit wann und mit welchem Verlauf die Wörter in DEREKo, dem Deutschen Referenzkorpus des IDS, belegt sind. Diese Grafiken werden gemeinsam mit dem Projekt „Methoden der Korpusanalyse und -erschließung“ am IDS³ erarbeitet.

Im Projekt „Methoden der Korpusanalyse und -erschließung“ wurde außerdem eine Methode zur halbautomatischen Neologismendetektion entwickelt, die das Projekt „Neuer Wortschatz“ für die Ermittlung von Stichwortkandidaten nutzt. Mit diesem Verfahren werden Kandidaten für Neulexeme gefunden, die redaktionell im Projekt „Neuer Wortschatz“ geprüft werden (vgl. Klosa/Längen 2018). Dies erlaubt Aufschluss darüber, welche Lexeme in einem bestimmten Zeitraum (z.B. 2011–2017) im Vergleich zu einem davor liegenden Zeitraum (z.B. 2001–2010) mit einem auffälligen Zeitverlauf in DEREKo vorkommen.

Im Projekt „Neuer Wortschatz“ werden aber auch durch redaktionelle Medienauswertung und aus eigener Sachkenntnis potenzielle lexikalische Neuheiten für das Neologismenwörterbuch gesammelt, wobei über Kandidaten für Neulexeme hinaus auch Hinweise auf Neubedeutungen und neue Mehrwortausdrücke in ge-

³ Zu DEREKo und dem Projekt „Methoden der Korpusanalyse und -erschließung“ vgl. www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/.

schriebener und gesprochener Sprache gewonnen werden. Unter Umständen werden Stichwortkandidaten jahrelang bis zur Aufnahme oder auch Nicht-Aufnahme ins Wörterbuch beobachtet.

Zukünftig könnten solche Wörter unter Beobachtung (im Mai 2018 z.B. *in der Friendzone sein*, *Kollateralnutzen*, *Bikinibrücke*, *Mihigrü*) online dokumentiert werden, auch damit die Wörterbuchnutzer dazu Rückmeldungen geben können. Daneben könnten kürzere Artikel zu bislang konzeptionell ausgeschlossenen lexikalischen Neuheiten das Angebot des Neologismenwörterbuches ergänzen, etwa mit der Beschreibung des erweiterten Gebrauchs bestimmter Lexeme (z.B. *teilen* mit der neuen Erweiterung auf das Verbreiten z.B. von Fotos in sozialen Netzwerken). Aber auch semantisch weitgehend durchsichtige Wortbildungsprodukte (z.B. *Bildungsteilzeit*, *Schlafbaustelle*) wären beschreibenswert, wenn ihre Bedeutung nur unter Einbeziehung bestimmter enzyklopädischer Informationen erklärt werden kann.

Eine theoretisch fundierte, methodisch reflektierte und empirisch basierte lexikografische Beschreibung neuen Wortschatzes bleibt sicherlich auch über das Ende der laufenden Dekade hinaus eine Aufgabe des IDS, denn lexikalisch Neues im zum jeweiligen Betrachtzeitpunkt heutigen Deutsch wird es immer geben.

Literatur

- Dąbrowska-Burkhardt, Jarochna/Eichinger, Ludwig M./Itakura, Uta (Hg.) (2017): Deutsch: lokal – regional – global. (= Studien zur Deutschen Sprache 77). Tübingen.
- Klosa, Annette/Längen, Harald (2018): New German words: detection and description. In: Čibej, Jaka/Gorjanc, Vojko/Kosem, Iztok/Krek, Simon (Hg.): Proceedings of the XVIII EURALEX International Congress „Lexicography in Global Contexts“, 17–21 July 2018, Ljubljana. Ljubljana, S. 559–569.
- Steffens, Doris (2017): Vom Print- zum Onlinewörterbuch – zur Erfassung, Beschreibung und Präsentation von Neologismen am IDS. In: Dąbrowska-Burkhardt/Eichinger/Itakura (Hg.), S. 281–294.
- al-Wadi, Doris (2017): Begegnungen mit neuen Wörtern: Zu lexikografischen Praktiken im Neologismenwörterbuch des IDS. In: Dąbrowska-Burkhardt/Eichinger/Itakura (Hg.), S. 173–186.

Laura Herzberg/Antje Nolting/Denkwerk-Team (Mannheim)

Denktionary – das wikibasierte Wörterbuch des Denkwerk-Projektes

Bei dem Projekt „Schüler machen Wörterbücher – Wörterbücher machen Schule“ handelt es sich um eine Kooperation zwischen der Abteilung Lexik des Instituts für Deutsche Sprache und dem Lehrstuhl für Germanistische Linguistik an der Universität Mannheim. Weiterhin sind zwei regionale Gymnasien beteiligt: Im Schuljahr 2016/2017 nahmen drei neunte Klassen des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums in Mannheim-Neckarau an dem Projekt teil, im Schuljahr 2017/2018 war es eine zehnte Klasse aus der Viernheimer Albertus-Magnus-Schule. Gefördert wird das Vorhaben durch die Robert Bosch Stiftung in der auslaufenden Denkwerk-Förderlinie, die unter dem Motto „Als Schüler kommen und als Forscher gehen“ steht. In diesem Programm wurden Projekte unterstützt, die durch Kooperationen zwischen Schulen, Hochschulen und/oder anderen Forschungseinrichtungen Schülerinnen und Schüler gezielt an die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung heranführen.

Ziel unseres Projektes ist es, den teilnehmenden Schülerinnen und Schülern einen beschreibenden Blick auf Sprache sowie die Methoden zur empirischen Erforschung von Sprache in ihrem Gebrauch zu vermitteln, insbesondere in den Bereichen der Korpuslinguistik und der korpusbasierten Lexikografie. Die Teilnehmenden machten sich dafür in Vorlesungen, in Vorträgen und in Workshops mit diesen beiden Forschungsbereichen bekannt und vertraut. Außerdem beschäftigten sie sich mit der softwaregestützten Analyse von Textkorpora sowie mit offenen Wissensressourcen wie der Wikipedia und dem Wiktionary. Dabei lernten die Schülerinnen und Schüler die wissenschaftliche Welt der Universität Mannheim und des Instituts für Deutsche Sprache direkt von innen kennen, da die Vorlesung sowie die beiden Projektstage mit Vorträgen und Workshops an diesen Institutionen stattfanden.

Konkrete Forschungsfragen, mit denen sich die Jugendlichen auseinandersetzten, waren vor allem: Wie kann man die Bedeutung und die Verwendungsweise eines Wortes wissenschaftlich ermitteln und beschreiben? Wie erstellt man mit technischer Unterstützung Wörterbucheinträge und wie überführt man die Ergebnisse der Sprachanalyse in lexikografische Informationen? Wie müssen Wörterbücher und ihre Einträge gestaltet sein, damit sie die gewonnenen Erkenntnisse adäquat vermitteln und gleichzeitig auf die Bedürfnisse von Nachschlagenden zugeschnitten sind? Auf dieser Grundlage konnten die Schülerinnen und Schüler dann eigene Wortgebrauchsbeschreibungen in Form von Wörterbucheinträgen verfassen, die im Denktionary (<https://wiki.uni-mannheim.de/denktionary>),

dem wikibasierten Wörterbuch unseres Projektes, veröffentlicht wurden. Durch das aktive Nachvollziehen des Entstehungsprozesses von Onlinewörterbüchern bot die Projektarbeit den Schülerinnen und Schülern gleichzeitig die Möglichkeit, das Medium Internet kritisch zu reflektieren und beispielsweise die Zuverlässigkeit von Onlinequellen differenzierter zu beurteilen. Nicht zuletzt war es ein zentrales Anliegen des Projektes, bei den Teilnehmenden die Freude am Erforschen sprachlicher Zusammenhänge zu wecken und sie am Ende zu Expertinnen und Experten für ihre eigenen Wörter zu machen. Als solche präsentierten einige der Jugendlichen aus der zehnten Klasse der Albertus-Magnus-Schule am Stand auf der Methodenmesse im Posterformat ihre eigenen Wörterbuchartikel, die sie für das Denktionary verfasst haben. 2018 waren das die Artikel zu den Wörtern *Lückenfüller*, *schmerzfrei*, *Speichermedium* und *wischen*.

Einige der im Projekt erarbeiteten Materialien werden in der verbleibenden Projektlaufzeit so aufbereitet, dass sie auch in anderen schulischen Kontexten verwendet werden können – selbstständig von den einzelnen Lehrkräften und damit vollkommen unabhängig von diesem Projekt. Zum Beispiel haben wir eine vier- bis sechsstündige Unterrichtseinheit ausgearbeitet, die sich mit dem Thema Bedeutung von Wörtern und mit Wörterbüchern beschäftigt. Diese Unterrichtseinheit wird nach einer weiteren Überarbeitungsphase allen Interessierten auf den Projektseiten unter www1.ids-mannheim.de/lexik/denkwerk.html frei zur Verfügung stehen.

Andrea Abel/Jennifer-Carmen Frey/Aivars Glaznieks (Bozen)/
Maja Linthe/Carolyn Müller-Spitzer/Angelika Storrer/
Sascha Wolfer (Mannheim)

Wie misst man Textqualität im digitalen Zeitalter? (MIT.Qualität)

Schreibprodukte in sozialen Netzwerken entsprechen nicht immer den normativen Erwartungen, die man an redigierte Texte in der Presse, der Wissenschaft oder der Belletristik heranträgt. Die Frage, wie sich dies auf unsere Schriftsprache und auf die Entwicklung von Schreibkompetenzen auswirkt, wird in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert (vgl. Dürscheid/Brommer 2009; Storrer 2014; Dürscheid/Frick 2016). Allerdings gibt es bislang wenig Möglichkeiten, empirisch fundierte Antworten auf diese Frage zu geben. Das liegt einerseits daran, dass es aufwändig ist, Korpora mit Lernertexten aus dem schulischen Bereich und Schreibprodukten aus sozialen Medien zu sammeln und für die empirische Analyse aufzubereiten. Es liegt aber auch daran, dass eine „einheitliche Antwort auf die Frage, was eine gute Schreibkompetenz ist, noch immer aussteht“ (Dürscheid/Frick 2016, S. 125). Das Projekt „Wie misst man Textqualität im digitalen Zeitalter?“ (MIT.Qualität)¹ setzt an dieser Lücke an und möchte in zwei Arbeitsbereichen dazu beitragen, die Voraussetzungen für die empirische Untersuchung des Schreibgebrauchs und der Schreibkompetenzen in digitalen Medien zu verbessern.

Im Arbeitsbereich „Modellbildung und Kategorienfindung“ wird ein Modell entwickelt, das neue Qualitätsaspekte, die für das vernetzte, multimodale und dialogische Kommunizieren in sozialen Medien relevant sind, in Traditionen des Nachdenkens über Sprachqualität in Rhetorik und Textlinguistik (u.a. Fritz 2008; Sieber 2008) einordnet. Für uns steht außer Frage, dass der u.a. von Lobin (2014) beschriebene Wandel der Kulturtechniken des Lesens und Schreibens ein solches erweitertes Modell erforderlich macht. Einerseits kann beim dialogischen Schreiben in sozialen Medien die Schnelligkeit der Reaktion für den kommunikativen Erfolg wichtiger sein als das Einhalten von grammatischen und orthografischen Normen. Dies muss bei der Bewertung von Normabweichungen ebenso berücksichtigt werden wie der Einfluss von Schreib- und Korrekturhilfen. Andererseits werden in sozialen Medien andere Qualitäten relevant, z.B. Schlagfertigkeit, das

¹ Das Projekt wird von Dezember 2017 bis Mai 2019 im Rahmen der Ausschreibung „Originalitätsverdacht. Neue Optionen für die Geistes- und Kulturwissenschaften“ der VolkswagenStiftung gefördert. Beteiligt sind die Universität Mannheim, Eurac Research in Bozen und das Institut für Deutsche Sprache (IDS).

kreative Kombinieren von Inhalten, der adäquate Umgang mit Trollen und Shitstorms oder die Suchmaschinenoptimierung. Gesellschaftlich sind zunehmend Kompetenzen gefragt, die bislang größtenteils nicht über Bildungsinstitutionen, sondern über sprachliche Alltagspraktiken selbst angeeignet werden (vgl. Barton/Lee 2013, S. 137–152). Das erweiterte Modell dient einerseits als Ausgangspunkt, um die Veränderungen im Gebrauch von Schriftsprache im digitalen Zeitalter empirisch zu untersuchen und damit die bislang auf schmaler Datengrundlage geführte Debatte über mögliche Auswirkungen digitaler Medien auf Schreibkompetenzen zu versachlichen. Es soll aber auch dazu beitragen, die neuen Aspekte digitaler Textqualität in die Bildungsinstitutionen hineinzutragen und die bislang auf monologische Schrifttexte fokussierte Perspektive zu erweitern. Als Quellen zur „Entdeckung“ neuer Kategorien werten wir Ratgeber zum Schreiben in sozialen Medien aus; außerdem haben wir ein Blog² zum Projektthema eingerichtet mit dem Ziel, auch Menschen, die regelmäßig im Netz schreiben, in die Kategorienfindung mit einzubinden. Auf einem Workshop im Juni 2018 wurde ein erster Entwurf unseres Modells mit ExpertInnen aus der Wissenschaft und aus dem Social-Media-Bereich diskutiert, um frühzeitig Lücken erkennen und Anregungen berücksichtigen zu können. Weiterhin planen wir eine Fragebogenerhebung mit linguistischen Laien, in der wir Einschätzungen zur Angemessenheit konkreter Bausteine in Texten einholen. Auf diese Weise möchten wir die Urteile von ExpertInnen, wie wir sie u.a. auf unserem Workshop einholen, mit den intuitiven Einschätzungen einer breiter gestreuten Gruppe von SprecherInnen des Deutschen abgleichen. Im Sinne der Methodenreflexion ist dieser Projektteil insofern interessant, als die Befragungen von linguistischen Laien Ergebnisse hervorbringen können, die mit den Einschätzungen von linguistischen und Social-Media-ExpertInnen konvergieren, in bestimmten Fällen aber nicht immer deckungsgleich sein müssen.

Im Arbeitsbereich „Methodenexploration“ werden für die im Projekttitel genannte Leitfrage Messmethoden entwickelt und in Fallstudien evaluiert. Dabei konzentrieren wir uns auf den Bereich „Kohärenz und Kohäsion“. Zwei geplante Fallstudien widmen sich der kontrastiven Analyse des Gebrauchs sprachlicher Mittel zur Herstellung von Kohärenz in traditionellen und Social-Media-Texten anhand von Einwort-Konnektoren (wie *weil, eh, sprich*) und Mehrwort-Konnektoren (wie *im Übrigen, das heißt*) (vgl. Pasch et al. 2003). Dazu werden korpuslinguistische Methoden der automatischen Extraktion von Daten aus geeigneten Korpora angewandt, d.h. aus CMC-Korpora (DiDi: Frey/Glaznieks/Stemle 2016), Wikipedia (Margaretha/Lüngen 2014), L1-Lernerkorpora (KoKo: Abel et al. 2016) und Zeitungskorpora (DeReKo/IDS). Zudem werden relevante linguistische Phänomene

2 Vgl. <https://mitqualitaet.com/blog-zur-textqualitaet-von-online-texten/> (Stand: 12.7.2018).

manuell in Subkorpora annotiert. Eine dritte Fallstudie schließlich befasst sich mit automatischen Methoden zur Bewertung von Textqualität. Dazu werden holistische Textqualitätsbewertungen in einem automatischen Textklassifizierungssystem modelliert und mit den Bewertungen in Beziehung stehende sprachliche Merkmale identifiziert und kritisch bewertet (vgl. McNamara/Crossley/McCarthy 2010).

In den Fallstudien wählen wir bewusst den Bereich „Kohärenz und Kohäsion“, weil er zentral ist für die bislang noch nie empirisch untersuchte Frage, ob und wie sich das häufige Lesen und Schreiben kurzer, in Dialoge eingebundener Botschaften auf die Kompetenz zum Planen und Verfassen monologischer, längerer Schrifttexte auswirkt. Nicht zufällig spielen Aspekte von Kohäsion und Kohärenz in Systemen zur automatischen Textbewertung für englischsprachige Texte eine wichtige Rolle und werden in Tools wie TAACO,³ Coh-Metrix⁴ oder CTAP⁵ aufgegriffen. Wir sind uns allerdings der Tatsache bewusst, dass die empirische Untersuchung von Kohärenz ohne bereits verfügbare und validierte Methoden für die deutsche Sprache mit großen methodischen Herausforderungen verbunden ist. Wir können in unserem Projekt diese Lücke nicht schließen, möchten aber in den Fallstudien Möglichkeiten und Grenzen zur automatischen Bewertung von Kohäsions- und Kohärenzaspekten explorieren.

Literatur

- Abel, Andrea et al. (2016): An extended version of the KoKo German L1 Learner corpus. In: Corazza/Montemagni/Semeraro (Hg.), S. 13–18.
- Barton, David/Lee, Carmen (2013): Language online. Investigating digital texts and practices. London/New York.
- Corazza, Anna/Montemagni, Simone/Semeraro, Giovanni (Hg.) (2016): Proceedings of the Third Italian Conference on Computational Linguistics CLiC-it 2016. 5.–6.12.2016, Napoli. Turin.
- Dürscheid, Christa/Brommer, Sarah (2009): Getippte Dialoge in neuen Medien. Sprachkritische Aspekte und linguistische Analysen. In: Linguistik online 37, 1. Internet: www.linguistik-online.de/37_09/duerscheidBrommer.pdf (Stand: 20.8.2013).
- Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. (= Einsichten 3). Stuttgart.
- Frey, Jennifer-Carmen/Glaznieks, Aivars/Stemle, Egon W. (2016): The DiDi Corpus of South Tyrolean CMC Data: A multilingual corpus of Facebook texts. In: Corazza/Montemagni/Semeraro (Hg.), S. 157–161.

³ Vgl. www.kristopherkyle.com/taaco.html (Stand: 12.7.2018).

⁴ Vgl. www.cohmetrix.com (Stand: 12.7.2018).

⁵ Vgl. www.ctapweb.com/ (Stand: 12.7.2018).

- Fritz, Gerd (2008): Bessere Texte schreiben. Überlegungen zur Textqualität aus der Sicht einer dynamischen Texttheorie. In: *Sprache und Literatur* 39/102, S. 75–105.
- Lobin, Henning (2014): Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt. Frankfurt a.M./New York.
- Margaretha, Eliza/Lüngen, Harald (2014): Building linguistic corpora from Wikipedia articles and discussions. In: *Journal of Language Technology and Computational Linguistics* 29/2, S. 59–82. Internet: www.jlcl.org/2014_Heft2/3MargarethaLuengen.pdf (Stand: 27.3.2018).
- McNamara, Danielle/Crossley, Scott/McCarthy, Philip (2010): Linguistic features of writing quality. In: *Written Communication* 27, 1, S. 57–86.
- Pasch, Renate et al. (2003): *Handbuch der deutschen Konnektoren: linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfers (Konjunktionen, Satzadverbien und Partikeln)*. Bd. 1. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 9). Berlin/New York.
- Sieber, Peter (2008): Kriterien der Textbewertung am Beispiel Parlendo. In: Janich, Nina (Hg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen, S. 271–290.
- Storrer, Angelika (2014): Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation? Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013. Berlin/New York, S. 171–196.